This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

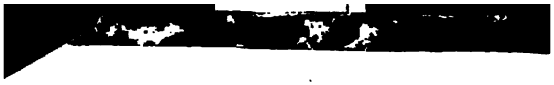
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Momus.

Nämlich:

jocose Geschichtchen,

humoristische Erzählungen,

phantastische

Scenereien und Schwänke,

lyrische Seifenblasen und sonstige Allotria.

Von

Franz Gräffer.

Wien.

Mausberger's Druck und Verlag.

1829.

„Neben Ernst und Beruf magst du immerhin scherzen, und Spiele der Phantasie treiben; das ist der Gesundheit sehr zuträglich.“

Montaigne.

Meinem Freunde,

Joseph Sigmund Eversberg,

ehemaligem Secretär bei der herzoglich sächsischen Legation; reichsgräflichem Erziehungsrath, und Redacteur der Zeitschrift Feierstunden,

zum Beweise meiner Achtung

gewidmet.

Der Verfasser.

Eine Vorrede? —

Nun! die mag ſchon im Motto liegen. Und ſie liegt darin. Es ſind, einige Seriosa ausgenommen, Tändeleyen des Humors, ohne ſonſtigen Anſpruch; und wer für Humor kein Organ hat, deßgleichen der Argwöhniſche, der da nur gleich Satyre oder wohl gar Pasquill wittert, laſſe dieſe harmloſen Kleinigkeiten lieber ungeleſen. Anſpielungen finden ſich überall, wenn man ſie hineinträgt; auf dieſe Weiſe kann ſelbſt eine ſtreng gelehrte moraliſche Abhandlung zum Libell werden. Auch wird übrigens nichts leichter und leichtfertiger mißdeutet, als die Laune.

Wie der Verfaſſer dazu gekommen, derley Schwänke und Poſſen zu ſchreiben, (nebenbey ſey wohl auch manches Ernſthafte) liegt in dem Umſtande, daß ihm vor mehreren Jahren die Redaction verſchie-

dener Zeitschriften und Taschenbücher übertragen worden *), für die er die Einstreuung solcherlei Textes für ersprießlich hielt. Viele der hier gelieferten Piecen sind demnach schon abgedruckt, aber zerstreut, und meist in anderer Gestalt. Sie zu sammeln, fand sich der Verfasser bei der neulichen Musterung und Ausmerzung seiner Papiere veranlaßt, da er auch Allerlei noch nicht Erschienenes vorfand.

Sonst hat er weiter nichts zu sagen, als daß er der lieben Lesewelt sein Büchlein, und ihrem freundlichen Andenken sich selber empfiehlt.

Wien, im März 1827.

F. G.

*) Der Verfasser benützt diese Gelegenheit, ausdrücklich zu erklären, daß er sich bereits seit einigen Jahren von allen Redactionsgeschäften periodischer Schriften losgesagt habe, auch weder in irgend ein Journal oder Taschenbuch Beyträge liefere.

Reiſe von der Dachkammer und dahin zurück.

Was wollte der arme Teufel machen? Was blieb ihm übrig? Er zog auf ein Dachſtübchen eines vier Stock hohen Hauſes, und verlegte ſich darauf, Texte zu Opern zu ſchreiben. Stöpſel war ein guter Kopf, und machte daher ſehr gute Texte zu Opern, ſo daß man nie ihm, ſondern dem Compoſiteur die Schuld beimaß, wenn eine durchfiel. Er verdiente ſich ziemlich viel harte Thaler des Monats, hatte freies Entrée in das Opernhaus, und machte bei dieſer Gelegenheit manche artige und unartige Bekanntſchaft.

Unter den artigen war auch die eines artigen jungen Frauenzimmers, welches mit der Direction des Theaters in Verbindung ſtand. Durch ihre Verwendung wurde Stöpſel bald als Theaterdichter mit einem Jahresgehalt angeſtellt; und da er es für zweckmäßig hielt, die Leſeproben ſeiner Stücke in ſeiner eigenen Wohnung halten zu laſſen, ſo ſah er ein, daß er ein beſſeres Logis nöthig habe, und zog von ſeinem Dachſtübchen hinab in den vierten Stock. Er ſchaffte ſich auch ein Fortepiano an, meublirte ſich mit Geſchmack, und lud zuweilen einige artige Bekanntſchaften auf ein Glas Wein oder eine Taſſe Caffeh zu ſich.

Stöpfels Arbeiten ernteten großen Beyfall. Er erhielt vortheilhafte Einladungen in's Ausland, und war schon halb und halb entschlossen, dahin abzugehen, als die Direction, bei welcher er angestellt war, sich bewogen fand, ihm einen gewissen Antheil an dem Nutzen ihrer Unternehmungen zu gestatten. Dieß vermehrte Stöpfels Einkünfte um das vierfache, und er konnte nun seine Freunde und Freundinnen auf ein ordentliches Mittags- oder Abendmahl zu sich bitten. Dieser Umstand war allein schon hinreichend, die Zahl seiner Freunde zu vermehren. Stöpfel sah sich daher veranlaßt, das zu machen, was man ein honnetes Haus nennt, und zog vom vierten Stock in den dritten hinunter.

Kaum war dieß geschehen, als jenes artige Frauenzimmer, Lisette genannt, eine reiche Erbschaft machte, und dem in Ehre und Wohlstand sitzenden Stöpfel auch ihre Hand antrug, nachdem ihm ihr Herz schon längst angehört hatte. Stöpfel schlug ein, und war nun ein reicher Mann. Der neue Haushalt machte ein größeres Local nöthig, und so zog das Ehepaar vom dritten in den zweyten Stock herunter. Man hielt einen glänzenden Tisch, eine eben so glänzende Equipage, und führte einen noblen Ton bei sich ein; man hielt auch Bank, und machte eben so glänzende Geschäfte.

Als Stöpfels Anverwandte von seinem Glückszustand Nachricht erhielten, waren sie sogleich bereit, sich mit ihm auszusöhnen und ihm seine gebührende Erbschaft ausfolgen zu lassen. Er empfing die Verwandten, die Glückwünsche und das Geld mit Rüh-

rung, gab splendide Feste, und hauste wie ein Cavalier vom ersten Range. Opertexte zu schreiben, hatte Herr von Stöpsel schon längst aufgegeben, desgleichen seine Theaterdichterstelle. Er hatte jetzt viel prosaischere Geschäfte, und war schon zum drittenmale Papa. Seine Gemalinn war eine abgesagte Feindinn vom Treppensteigen, wie alle Frauen, deren Männer oft zum Papa werden, und so bedachte man sich nicht lange, und zog vom zweyten in den ersten Stock herunter.

Obschon die Papageschichten und der brillante Haushalt viel Geld kosteten, so warfen doch die Capitalinteressen und die Pharobank einen gewaltigen Ueberschuß ab. Diesen pflegte Herr von Stöpsel bey dem Wechsler, der unter seinem ersten Stock den Laden hatte, anzulegen, was auch wieder sehr fruchtbringend war. Stöpsel fand viel Geschmack an diesen Wechselgeschäften, er sprach hierüber mit dem Wechsler, und dieser trat ihm sein ganzes Geschäft ab, und zog sich in den Ruhestand zurück.

Herr von Stöpsel war jetzt Kauf- und Wechselherr, und trieb das Ding in's Große. Fortuna begünstigte ihn, er gewann ungeheure Summen. Man sprach schon davon, daß Herr von Stöpsel ein Millionär sey, und er war ein Millionär. Nach einigen Monaten aber hieß es, er sey kein Millionär mehr, denn nichts ist richtiger, als, daß, wenn von einer Million durch das Falliment zweyer Handelshäuser 600,000 Thaler verloren gehen, die Million nicht mehr ganz sey, folglich auch der Millionär selbst nicht mehr ganz sey. Herr von Stöpsel war aber ein

Philoſoph, und machte ſich nicht viel aus der Sache. Er war weniger im Comtoir und deſto öfter beim Pharotiſch, doch hier erging es ihm ebenfalls wie im Comtoir ſelbſt. Eines Abends zählte er nach und fand, daß ſein Vermögen netto in 200,000 Thalern beſtehe.

Um dieſe Zeit kam ein reicher Engländer an, welcher an Herrn von Stöpſel Empfehlungsbriefe hatte. Der fand die Stöpſel'ſche Equipage und den Stöpſel'ſchen erſten Stock ſehr ſchön. Stöpſel war discret; er überließ dem Engländer die beiden Engländer mit der Berline, und den erſten Stock mit der prächtigen Ausſicht, und zog mit ſeiner Familie in den zweiten hinauf. Niemand hätte es gewagt, dieſe Veränderung dem geſchmolzenen Vermögensſtand des Herrn von Stöpſel zuzuſchreiben; man lobte nur ſeine Discretion gegen einen Ausländer, der an ihn Empfehlungsbriefe hatte. Würden denn ſonſt die vielen alten Freunde und die vielen neuen Verwandten fortgefahren ſeyn, bey Herrn von Stöpſels Tafel zu erſcheinen?

Sie erſchienen fort und fort, das muß man ihnen zur Ehre ihrer Anhänglichkeit nachrühmen, und Stöpſel tafelte fort und fort.

Der Lord war ein guter Wirth und ein noch beſſerer Pharoſpieler. Er machte ſich ein Vergnügen daraus, zu Stöpſels in den zweiten Stock zu ſteigen, und bei ihm Bank aufzulegen; dafür hatte der nähmliche Lord auch das Vergnügen, viele artige Summen mit hinab in den erſten Stock zu nehmen. Dieſer Umſtand war Herrn von Stöpſel ein neuer An-

laß zur Wohnungsveränderung. Er trennte ſich von dem Lord durch ein Stockwerk, das heißt, er zog vom zweiten in den dritten Stock hinauf.

Von Stöpſel's Frau war ein ſanftes, gutes Ding; ſie litt im Stillen bei dieſer böſen Wirthſchaft und grämte ſich hinunter, beſonders als die böſen Blattern ihr all die lieben Kleinen geraubt hatten. Endlich als der Herr Gemal gar eine ſeiner unartigen Bekanntſchaften zu ſich in's Haus nahm, grämte ſich das ſanfte, gute Ding zu Tode, und Herr Stöpſel (Herr von nannten ihn die Leute jetzt nicht mehr) wirthſchaftete mit ſeiner unartigen Bekanntſchaft nunmehr ganz allein im dritten Stock. Dieſes Dämchen war von der Oper, ſprach engliſch, und hatte eine große Vorliebe für Alles, was engliſch war. Auch fuhr ſie gern ſpazieren, und liebte ſehr den edlen Rheinwein und den unedlen Champagner. Stöpſel theilte dieſe unſchuldige Neigung mit ſeiner Geliebten, und erhielt häufig Beſuche vom Lord im erſten Stock. Er freute ſich nach Art der wahrhaft uneigennützigen Liebhaber darüber, wenn ſeine Bettina ſich freute, und war daher äußerſt tolerant. Dieſe Toleranz koſtete ihm manchen harten Thaler; Bettina verſtand, geſchmackvolle Toilette zu machen; und bald fand Herr Stöpſel, daß zur beſſeren Pflege dieſer Toilette die Helle des vierten Stockes viel günſtiger ſei, als die des dritten Stockes. Bettina fand dieß auch, denn Trotz ihres Leichtſinns hing ſie mit wahrer Zärtlichkeit an ihrem Stöpſel, und man zog vom dritten in den vierten Stock hinauf.

Bettina freute sich über das helle, klare, unmittelbar von der Himmelsdecke einfallende Licht, und machte ihre Toilette mit doppelter Sorgfalt, welches daher kam, weil sie englisch sprach und für alles Englische eine große Vorliebe hegte. Der Lord im ersten Stock wußte diesen Respect für seine Nation sehr zu schätzen und achtete daher das Fräulein Bettina auch sehr hoch, während Stöpsel sich mit den Stöpseln in den feinen Weinhäusern viel zu thun machte. Er fand den Rheinwein und Champagner nach und nach etwas theuer, besonders, als er eines Tages, wo er zufälliger Weise ganz nüchtern war, den Etat seiner Casse auf 76 Thaler, 5 gute Groschen geschmolzen fand. Dieß verdroß den Entdecker um so mehr, da gerade die Miethezeit vor der Thüre war; und als endlich sogar der Miethherr selbst zu dieser Thüre hereintrat, und mit dem Zins wieder fortgegangen war, zeigte es sich, daß von den 76 Thalern, 5 guten Groschen nur 6 Thaler und die wenigen, aber guten Groschen übrig geblieben waren.

Jetzt hatte Monsieur Stöpsel gar den prosaischen Einfall, dem vierten Stock die freilich noch viel hellere Dachstube vorzuziehen, aber Bettina fand es gar zu hell, blendend hell in dieser Dachstube. Stöpsel zog also ganz allein hinauf. Bettina jedoch blieb im vierten Stockwerk wohnen; als Sängerinn mußte sie doch ihre zarte Brust schonen, und der Uebung im Englischen bedurfte sie auch; sie gab also den dringenden Bitten des Lords nach, und wohnte als Afterpartei im ersten Stock.

Stöpsel wohnte also jetzt wieder in seinem anfänglichen Appartement; aber was wollte der arme Teufel machen? Wiederum Texte zu Opern schreiben, das hatte er so gut als verlernt, und doch blieb nichts Anders übrig. Er machte einen solchen Text, aber die Direction würde ihn verdammt schlecht befunden haben, hätte sich das edle Fräulein Bettina nicht schon im Voraus für ihn verwendet, ohne daß der arme Poet in der Dachkammer darum wußte. Die Theaterdirection nahm seine Machwerke an, ohne sie zu geben, und zahlte ihn ganz passabel dafür. Alles dieß war Bettina's Werk. Stöpsel kam hinter diesen Edelmuth, und wollte eines Morgens hingehen, sich bey ihr zu bedanken, als er hörte, sie sey vergangene Nacht mit dem Lord nach England abgereist. Stöpsel war ob dieser Neuigkeit verblüfft, stieg in seine Dachkammer hinauf, und saß ohne Rheinwein und ohne Champagner mehrere Stunden ganz ruhig und gelassen in seinem Armstuhl. Da brachte man ihm ein Billet. Es war von Bettina; es war ein rührendes Abschiedsschreiben; es war die Meldung, daß sie dem Hausherrn für Stöpsel die Miethe auf 42 Jahre voraus bezahlt habe. Die Nachricht von diesem Capitale tröstete den Operdichter wieder ein wenig; er ging ein Glas Wein zu trinken, und entwarf einen neuen Opertext dabei.

Nach und nach übte er sich in dieses odiose, undankbare Geschäft wieder ein; kam aber dabei weder vor- noch rückwärts in seiner Barschaft, und verlebte noch 43 Jahre auf dem Dachstübchen mit der Verfassung von Operntexten. Die Miethe des letzten

Jahres ſchenkte ihm der Hausherr, und hatte auch die Güte, ihn gratis begraben zu laſſen.

Selbſtbiographie eines Buches.

Ueber mein geiſtiges Weſen, und ob ich eine Seele gehabt, kann ich nichts Genaues berichten; ich ahne nur ſo halb und halb, daß ich in dieſer Hinſicht von einem Fabriksbrucker in wenigen Tagen componirt, und noch vor meiner Geburt: „Große encyclopädiſche Blumenleſe“ getauft wurde.

Mit dieſem imperiöſen Namen alſo erblickte ich in einer finſtern Druckerey das Licht der Welt. Da wurde ich Anfangs glieder-, oder wie man ſagt, bogenweiſe aufgehängt, um zu trocknen, und lag dann in Geſellſchaft von 999 Brüdern ganz ruhig in einem Winkel, bis wir eines Tages alleſammt, von unſerm jetzigen Eigenthümer, einem reichen Buchdrucker, in ein dunkles und feuchtes Magazingewölb transportirt, und daſelbſt eingeſperrt wurden. Die Gefangenſchaft währte nicht lange. Ich mit einem meiner Brüder wurde da herausgeholt, in die Ueberbleibſel eines unſerer Vorfahren, Maculatur genannt, ſorgfältig eingewickelt, mit einem Strickchen zuſammen gebunden und einige Meilen weit zu einem Buchhändler geführt.

Dieſer Mann kam mir gleich bey unſerer Ankunft ſehr wohlwollend vor, denn er befreite uns von unſern genealogiſchen Reliquien, und ſchnitt uns *die würgenden* Stricklein vom Leibe. Aber wie ſehr *hatte ich mich getäuſcht*! Der Unbarmherzige flechte

uns in ein großes Paket, wo wir wieder zusammen gepreßt und umstrickt wurden, und uns in der schlechtesten Gesellschaft befanden. Kein innerer, kein äußerer Rang konnte hier geltend gemacht werden, bloß die eiserne und gemeine Regel des Alphabets entschied, und so kam ich unter den cynischen Blumauer, und mein Bruder auf eine Blutzeugengeschichte zu liegen! Welche Nachbarschaften und welcher Zustand überhaupt! — Die Situation der Häringe in ihren Tonnen, der Negersclaven auf ihren Transportschiffen, muß Wohlthat gegen die unsrige seyn!

Indeß blieb ich nicht lange in dieser peinlichen Lage. Eines Abends kam ein Mann mit einem Zeitungsblatt in den Laden, und rief laut meinen Namen aus. Dieß war daß Signal meiner Befreiung. Der Buchhändler enthob mich meiner Gesellschaft; aber mein Bruder blieb zurück, und ich habe in der Folge weder von seinem, noch von dem Schicksal meiner übrigen 998 Brüder irgend etwas erfahren können. Der fremde Herr legte einige Stückchen rundes Metall auf den Tisch, nahm mich unter den Mantel, und trug mich fort.

Bald darauf befand ich mich in einem Gemache, das wie eine Möderhöle aussah. Hier traf ich eine Menge Verwandte an, aber in welchem Zustande? Die einen sah ich in einem Meer von flüßigem Leim ersäufen, die andern auf torturähnlichen Maschinen ausgespannt, und mit spitzigen Werkzeugen durchstochen; wieder andern wurden sengende Brandmale aufgedrückt, vorzüglich dauerte mich einer meiner

Verwandten von sehr ansehnlicher Gestalt, dem man mit einem runden Eisen ganze lange Streifen vom Leibe schnitt. Ich schauderte bei diesem Anblicke, und zitterte für mein eigenes Schicksal. Doch kaum hatte ich recht angefangen zu zittern, als einer dieser Cannibalen mit entkleideten Armen mich faßte, auf den anatomischen Tisch warf, und mich Glied für Glied auseinander zerrte. Hierauf bog er jedes dieser Glieder dreimal zusammen, und suchte mich bei dieser Operation durch sanftes glattes Streicheln, mit einem flachen weißen Beine zu besänftigen, legte auch meine sämmtlichen Glieder in ihre vorige Ordnung zusammen. Jetzt aber stand mir das schlimmste bevor. Der Barbar ergriff mich, legte mich auf einen Amboß, und schlug mit einem großen eisernen Hammer unbarmherzig auf mich los. Von diesen mörderischen Schlägen nahm ich kaum wahr, daß mich dieser Mörder gleichfalls in eine der vielen Torturmaschinen einspannte, bis mich unaufhörliche Nadelstiche wieder zur Besinnung brachten. In diesem Zustande sah ich allerhand andere Zubereitungen treffen, die mir wieder etwas tröstlich vorkamen, und deren Resultat darin bestand, daß ich ein artiges blaues Kleid, und sogar einen vergoldeten Rücken erhielt. So ausgestattet vergaß ich alle meine Leiden, und wurde noch am nähmlichen Tage von demselben Herrn wieder abgeholt, welcher mich in diese Bekleidungs-Anstalt gebracht hatte.

Von nun an schien sich meine Lage merklich zu verbessern. Der Herr, welcher ein junger Herr war, *fand Gefallen an mir.* Er nahm mich mit auf die

Promenade, fuhr mit mir auf's Land, und beschäftigte sich selbst des Nachts mit mir. Auch hielt er mir in Gesellschaften manche schmeichelhafte Lobrede, und schrieb sogar zu meinen Gunsten einen langen Aufsatz, der für eine Zeitung bestimmt war. Plötzlich aber fing ich an, von Haus zu Haus getragen zu werden. Ich kam zuerst zu einer schönen Putzhändlerinn, dann wieder zu einigen Geliebten, und endlich auch zu einem alten Herrn, der die Putzhändlerinn öfters besucht hatte.

Bey all diesen ging es mir nicht zum Besten. Einige schimpften über mich, und die meisten gingen auch sonst indiscret mit mir um, so daß ich bald voll Schmutz befunden, und mein schönes blaues Kleid völlig verdorben war. In diesem Zustande kam ich wieder zu meinem jungen Herrn zurück. Da stand mir aber ein schmähliches Los bevor. Ich wurde mit einigen Dutzenden meiner Verwandten in einen Korb geworfen, und zu einer Auction gebracht, wo ich bald wieder meinen Nahmen rufen hörte, und um eine Bagatelle erstanden wurde.

Mein jetziger Herr war ein sogenannter Antiquar-Buchhändler. Lange sah er mich gar nicht an, endlich schrieb er meinen Nahmen auf, setzte einen zehnfach höhern Preis dazu, als um den er mich erkauft hatte, und gesellte mich zu mehreren meiner Ahnen, die halbverfault in schweinsledernen Kleidern abscheulich stanken, aber von ihrem Eigenthümer dessen ungeachtet mit viel Wohlgefallen beschaut und hoch gehalten wurden. Einige Tage darauf hörte ich zu einer neuen Auferstehung meinen Nahmen nennen, und wurde

neuerdings von einem alten Herrn forgetragen, der mich nicht wieder ansah, und in eine große Kiste verschloß, in der es vor Gestank nicht auszuhalten war, den eine Menge meiner Vorfahren, an denen schon die Würmer nagten, um sich verbreiteten.

Ein Glück für mich, daß der alte Herr starb, denn jene Würmer hatten sich schon an mich selbst gemacht. Kaum war der Leichnam aus dem Hause, als des alten Herrn junge Wirthschafterinn die ganze Kiste einer alten Frau überließ. Diese nahm mich bald aus meinem Gefängniß, und brachte mich in einen kleinen übelriechenden Laden, wo ich, zu meinem Schrecken, viele Glieder meiner Ahnen in Gestalt von Düten erblickte. In diese Düten sah ich das alte Weib kleine Portionen schwarzen Staubes geben, und solche bey einem Fenster verschiedenen Leuten hinaus reichen, die kleine Prisen daraus sich in die Nase stopften. Ich hatte diese Beobachtung nicht lange fortgesetzt, als die Tyranninn sich auch an mich machen wollte. Allein sie schien sich eines Andern zu bedenken, und unterließ das demüthigende Attentat. Eines Andern besann sie sich wohl, aber nicht eines Bessern. Schändlich, entehrend, empörend, brandmarkend, leider aber nicht unerhört, was mit mir zuletzt geschah. —

Vom Frieden bis wieder zum Frieden.

Kuchenpuft ist gewiß ein schöner Nahme. Gleich *wollen wir ihn* annehmen für eine Familie, von der

hier die Rede seyn soll. Die Familie Kuchenpuft hatte sich ein halbes Jahrhundert lang des Processirens enthalten, und da sie auch sonst wenig Gesellschaften gab, noch weniger Landpartien machte, da ferner damals die echten Shawls noch nicht zu uns herüber gekommen waren u. d. gl., so geschah es, daß diese wohlhabende Familie noch wohlhabender wurde und allmählig sehr reich ward. Ja reich an Geld und Gut nämlich, aber desto ärmer an Mitgliedern sah man die Kuchenpuft werden; ein einziger Sprößling blieb noch übrig.

Wolfgang Kuchenpuft war aber auch ein großer Verehrer des großen Wolfgang von Göthe. Er las nichts, als den Schubart, den Zauper u. d. gl. und hielt den Herrn Pustkuchen für einen impertinenten Menschen, weil er sich unterstanden hatte so gediegen zu seyn, als Göthe. Da Wolfgang Kuchenpuft wissen konnte, daß er die halbe Welt auf seiner Seite haben werde, so that er ungemein viel, und trat überall muthig gegen die Widersacher auf. Dieser Muth aber, von welchem Wolfgang Kuchenpuft erfüllt war, konnte gleichwohl nicht mit der Courage verglichen werden, die ihm seine Million harter Thaler einflößte, und doch war Herr von Kuchenpuft von Natur aus der feigeste Mensch auf Erden. Er war auch gewissermaßen einer der flachsten und stoffloseſten Kerle auf Erden, von denen man sagen kann, sie haben jährlich nur anderthalb eigene Gedanken zu verzehren; da er aber nebenbei auch über *hundert tausend* Thaler jährlich zu verzehren *hatte, so trat er billiger* Weise allenthalben mit der

Momus.

festesten Zuversicht auf. Er galt als ein steinreicher, auch für einen geistreichen Mann, und Wehe dem, der daran gezweifelt hätte!

Eines Abends im Theater geschah es aber dennoch, daß Jemand daran zweifelte. Man führte Göthe's Geschwister auf, und dieser Jemand, welcher gerade neben Herrn von Kuchenpust lehnte, fand das Stück höchst unmoralisch und anstößig. Herr von Kuchenpust fand aber nicht das Stück, wohl aber des dicken Nachbars Bemerkung höchst unmoralisch und anstößig. Es entstand Streit, der dicke Herr beharrte auf seiner Meinung, und wurde von einigen andern Zuschauern secundirt. Dieß verdroß den Göthianer entsetzlich, und da der dicke Herr sein Haus dicht an dem Kuchenpust'schen hatte, so beschloß der erzürnte Wolfgang, ihm, um sich zu rächen, einen Proceß an den Hals zu werfen.

Der Gegenstand mußte ein Fenster seyn, welches die Kuchenpust'schen Vorfahren genöthigt waren, vermauern zu lassen, weil die Vorfahren des dicken Herrn urkundlich bewiesen hatten, daß es nur ein Blendfenster seyn dürfe. Der Proceß nahm also seinen Anfang, und spann sich fort, so daß es aussah, als ob er auch kein Ende nehmen werde. Manches Jahr und manches tausend an Thalern gingen darauf, viele Jahre und viele Tausende von Thalern waren schon aufgeopfert, und noch nichts war entschieden. Herr von Kuchenpust gab nicht nach und stieß alle Vorschläge zu gütlichem Vergleich hartnäckig zurück, stets eingedenk des Vergehens, welches der dicke Herr sich gegen ein schönes und classisches

Theaterstück des Herrn von Göthe hatte zu Schulden kommen lassen; nicht aber eingedenk des Umstandes, daß bereits ein volles Drittel der vollen Million verprocessirt war, was nun freylich etwas auffallend aussieht. Man muß aber wissen, daß Herr von Kuchenpust auch den drey andern Herrn, welche im Theater die Partei des dicken Herrn ergriffen, jedem einen Special-Proceß an den Hals geworfen, und nun wird es weniger auffallen, wenn wir erzählen, daß binnen acht Jahren die schöne Million bis auf ein Fünftel geschmolzen war.

Was in acht Jahren auf ein Fünftel geschmolzen ist: davon kann in zwölf Jahren nicht mehr viel übrig seyn, und dieses ist ein sehr richtiger, authentischer Schluß. Herr Kuchenpust hatte wirklich kein Haus und keine Million mehr, und plötzlich hörte er auch auf, ein geistreicher Mann zu seyn. Er gerieth in den Zustand großer Schüchternheit, gratulirte sich aber doch, daß ihm noch die Belinausgabe von Göthe's sämmtlichen Werken übrig geblieben war, sehr schön in rothem Maroquin gebunden. Einen Band davon in der Hand, hielt Herr Kuchenpust Mittag, aber das dauerte nur zwei Tage. Am Dritten nahm er keinen Anstand, Göthe's sämmtliche Werke einem Antiquar um so und so wenig Thaler zu verkaufen, und begab sich dann in das nächste Speisehaus in der nächsten Vorstadt.

In der Stadt selbst wollte es Herrn Kuchenpust überhaupt nicht recht behagen. Er nahm ein Monatstübchen *in der nächsten* Vorstadt, und wurde *etwas bescheidener*; er miethete eines in der fern-

ſten Vorſtadt, und wurde ſehr beſcheiden; er mie-
thete eines auf dem Lande, und wurde nun gar
demüthig. Von nun an fiel es ihm nicht mehr ein,
Proceß zu führen. Er nährte ſich vom Abſchreiben,
und lebte ſehr friedlich.

Die Begebenheiten des Herrn von Kuchenpuſt
beſtätigen alſo gar wohl das alte Sprichwort, wel-
ches lautet: Friede macht Reichthum, Reichthum
macht Muth, Muth macht Uebermuth, Uebermuth
macht Krieg, Krieg macht Armuth, Armuth macht
Demuth, Demuth macht wieder Frieden. Und ſo macht
Eins das Andere!

Der Strick.

»Es iſt wahrlich gar zu ſtark, was dem armen
Töffel für Unheil widerfuhr; das ging ordentlich
Schlag auf Schlag.« Der gute Menſch, trotz ſeiner
Wackerbarthiſch — teutoniſchen Rieſennatur*), mußte
am Ende angegriffen und betrübt werden. Seine gan-
ze Erdencaravane kann man ein wahres Trauer-
ſpiel nennen. Im erſten Act heirathet der tragiſche
Held ein wunderſchönes und wunderbares Mädel;
bey dem ſich zeigt, daß es ſeine rein-leibliche Schwe-
ſter iſt, ſo, daß er zu der Perſon, wie in einem

*) Sein Körper iſt groß, über ſechs Fuß hoch und ſehr
gut gewachſen, durch ewige Reiſen und unzählige Stra-
pazen abgehärtet. In allem Betrachte eine wahre Un-
natur, und ſo und noch viel umſtändlicher charakteriſirt
ſich der Graf Wackerbarth in ſeiner 1820 erſchienenen
flüchtigen Schilderung.

andern Trauerspiel, Hamlet, zur Ophelia sagen muß: Geh' in ein Nonnenkloster! Und die leibliche Schwester wurde richtig gleich darauf eine geistliche, nämlich eine wahrhaft barmherzige Schwester. Töffel hatte aber in dieser fatalen Ehe ein Paar kleine Kinder erzielt, die mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an der Mutter hingen, und umkamen, weil diese sie nicht wohl in's Kloster mitnehmen konnte. Das war der zweite Actus. Der dritte bestand darin, daß Töffel, durch diese Geschichte im Kopfe confus gemacht, allerhand Dummheiten beging, die ihm für Schlechtigkeiten ausgelegt wurden, und ihn an den Pranger brachten, wo er sehr ohnmächtig wurde, ungeachtet seiner Wackerbarthischen Natur. Als der Prangergeist und die Ohnmachten vorbei waren, und Töffel nach Hause ging, hatte er das neue Unglück, keines Thürschlüssels zu bedürfen, denn einige Hausfreunde hatten seine persönliche und geistige Abwesenheit benutzt, und sein Zimmer rein ausgeplündert, so daß er mehr als zuviel Platz hatte, seine Desperation auszutosen.

Und dieß war der vierte Act gewesen. Was den fünften betrifft, so bedeutet das: mehr als zu viel Platz nichts anders, als daß Töffel, der sehr schöne Meubel hatte, den Platz eigentlich zu wenig fand, und von seinem fünften Stock aus dem Fenster sprang, wobei er sich einige Rippen zerbrach, und sich für Zeitlebens zum Krüppel sprang. Und diese Affaire vom fünften Stock war der fünfte Act. Alle diese Sachen verstimmten den Mann sehr, daß, was man *Weib und Kinder*, Geld und Gut, Ehre und Ruh-

men, Gesundheit und gerade Glieder nennt! Alles war verloren. Auf diese Art geschah es, daß Töffel gar den Kopf verlor, weil er gegen alle tragödische Regel noch einen sechsten Act hinzufügen wollte. Er sah bei all seiner Desperation klar genug ein: 1) daß er sich in diesem Falle das Leben nehmen müsse und 2) daß, wenn er die Form des Aufhängens wählte, ein Strick dazu nöthig sei. Er wählte auch richtig diese beliebte Manier und erinnerte sich dabei der Tochter eines Seilermeisters, die ihm stets sehr gewogen war, und vor seiner unglücklichen Blutsheirath oft gesagt hatte, wenn er sich einmahl aufhängen wolle, möge er sich an sie hängen. Letzteres war jedoch bey seiner Gemüthsstimmung zu spät. Töffel ging nur noch hin, sich einen recht verläßlichen Strick zu kaufen, und schritt dann damit beherzt dem nahen Wäldchen zu. Hier gerieth er bald an einen Baum, zu welchem er noch mehr Zutrauen fassen konnte, als dieß einst gegen die Seilerstochter hätte geschehen können; er that mit großer Resignation und Resolution das, was man thun muß, wenn man sich gehörig aufknüpfen will; aber siehe! kaum soll dieser enorme sechste Act vor sich gehen, so fällt es dem Aste ein, Töffels teutonischen Corpus allzuschwer zu finden, und dieser Corpus sammt dem ungefälligen Ast stürzt plötzlich zu Boden, — nein nicht zu Boden, sondern unter den Boden.

Hier lassen wir nun Beide ein wenig liegen, um etwas Näheres über einen gewissen Herrn Martin beizubringen. Dieser Herr Martin war ein steinreicher *Mann. Nicht, daß er*, wie Herr van der Null, ein

kostbares Mineralien-Cabinet besessen, oder dieses eigentlich ihn besessen hätte, sondern er war ein grosser Numismatiker, aber auch nicht, daß er wie Herr Leviathan ein kostbares Münz-Cabinet besessen, oder dieses eigentlicher ihn besessen hätte: nichts von alle dem, denn kurz heraus, Herr Martin (dessen Geschlechtsnahmen wir nicht mehr wissen) war ein Millionär, was alles ausdrückt, da das Mineral- und das Münz-Cabinet in diesen Worten schon enthalten sind. Dieser nunmehrige Herr Martin war von einer reisenden Schauspielerinn bei ihrer Abreise in einem Gasthofe als kleines Kind in einem Waschtroge gratis hinterlassen worden. Die Oberkellnerinn, als sie solches sah, erschrak, denn sie war eine sehr keusche Person. Sie ignorierte dieses Spectakel, und ging. Als aber zufällig der Oberhausknecht dazu kam, erschrak er nicht, denn er war ein noch größerer Kinderfreund, als der selige Vater Weiße. Er nahm den rüstigen Knaben zu sich, und erzog ihn in den Künsten eines sogenannten Vice. Martin war darin überaus gelehrig, so daß er in kurzer Zeit „wirklicher Vice“ ward. In ein Paar Jahren, dachte er sich, es sey viel besser, ein eigenes Wirthshaus zu besitzen, und suchte ein solches Ding um die Kleinigkeit von 20,000 Thalern, welche er sich — erspart hatte. In ein Paar Jahren darauf, dachte er sich weiter, es sei viel besser mit dem Gelde zu speculiren. Er machte Geldgeschäfte, allein damit ging es in ruhigerer Zeit nicht mehr recht vorwärts, und Herr Martin gerieth auf den Einfall, sein Geld, welchem zu Liebe schon mehrere

Male war bei ihm eingebrochen worden, recht ſicher niederzulegen, nämlich in die treuen Hände der Mutter Erde ſelbſt. Er wechſelte alles in Goldmünzen um, und ſchlich ſich in einer finſtern Nacht aus der Stadt nach dem nahen Wäldchen, woſelbſt er ſich bereits ein günſtiges Locale unter einem groſſen Baume erkoren hatte.

Jetzt kehren wir auf einmahl zu Töffels Corpus und dem ungefälligen Aſt zurück. Beide lagen in Herrn Martins Mammon, mitten unter der Maſſe von Goldſtücken, eine Affaire, die es unſern Leſern begreiflich machen wird, warum wir Beide, den Corpus und den Aſt, ſo unſamaritiſch ein wenig liegen gelaſſen haben. Was den Aſt betrifft, ſo bekümmern wir uns nicht weiter um ihn; was aber Töffeln betrifft, ſo können wir verſichern, daß er ſich bei dem unverhofften Anblick dieſes gelblichen Schatzes wieder auf einmal um ſich ſelbſt bekümmerte, dergeſtalt, daß er alle erlittenen Unfälle vergaß, und mit einem lauten Vivat ſich Luft machte. Dieſes Vivat galt ſowohl dem Schatze, als Töffeln ſelbſt. Er raffte ſich auf, und den Schatz raffte er zuſammen, den Strick aber ließ er an der Stelle des Schatzes liegen.

Mittlerweile hatte auch Herr Martin wieder einige Goldſtücke zuſammengerafft, und ſich nach ſeinem lieben Wäldchen aufgemacht, um ſolche geheim und klüglich zur groſſen Maße zu legen. Herr Martin auf dem Wege weiß ſelbſt nicht, warum er ſo von böſem Vorgefühl beklommen iſt; er beſchleunigt ſeine

Schritte! er kommt an, und, o Himmel! er findet die grasbedeckte Fallthüre durchschlagen, und den Geldkasten rein ausgeleeret! Doch rein ausgeleeret, das wäre unwahr berichtet: ein frischer Ast und ein frischer Strick lagen darin. Herr Martin, in Verzweiflung, sieht dieses als einen Wink der unbestechlichen Nemesis an; er löset in dumpfem sprachlosen Schmerz den Strick vom Aste, befestiget jenen mit bedächtiger Vorsicht an einen andern festen Ast des nämlichen Baumes, und thut auch mit großer Resignation und Resolution das, was man thun muß, wenn man sich gehörig aufknüpfen will, und zwar mit mehr Glück als Töffel, denn er bleibt hängen, und ist nicht mehr.

Töffel aber machte aus dem sechsten Act seines Trauerspiels den ersten Act eines Lustspiels, indem er die Seilerstochter heirathete. Er zog mit ihr in ein anderes Land, that da viel Gutes, ward nobilitirt, und wählte ein gar seltsames Symbol in sein Wapenschild.

Zum Schluß nur noch die Versicherung, daß dieses Geschichtchen ein sogenanntes wahres Geschichtchen, während der Vers von Ausonius lediglich ein Gedicht ist. Solches lautet in von Ellisons Uebersetzung:

Schon den Strick um den Hals fand Einer des Goldes die Fülle;
Freudig nimmt er den Schatz, legt in die Grube den Strick,

Doch des Schatzes Vergraber, o weh! er findet sein Gold nicht,
Aber er findet den Strick, und er — erhängt sich damit. —

Gift und Gold.

Das Gold.

Gleißnerisch mit glänzender Farbe,
Süß schmeichelnden Klanges
Reiz' ich, und locke,
Fesl' ich, verführ' ich
Die Menschenkinder;
Bin der allmächtige
Stille Gebiether;
Tändle mit Ehre,
Mit Glück und Herzen:
Mein ist die Welt!

Das Gift.

Trotzig Metall! mit Frevel prahlst du;
Bist dennoch, im Bösen
Mit mir verglichen,
Ein machtloser Stümper!
Von mir ein Tropfen,
Fällt den strotzenden,
Markigen Jüngling,
Die blühende Braut;
Und ganze Geschlechter
Mit einem einzigen Hauche
Rott' ich aus!
Aber dich, Läßigen, Schwachen,

Zahlt die Hölle,
Zahlen die Teufel umsonst!

Das Gold.

Elender Prahler! doppelzüngig
Waltest, betrügst du
Die untern Mächte
Um den reichlichen Sold;
Uebst heimlich das Gute,
Schleichst in der Heilkunst
Sorgliche Küche
Verräthrisch dich ein,
Und spendest Wohlseyn,
Und spendest Leben,
Und wirbst dem Himmel,
Statt der nimmersatten
Hölle zu fröhnen,
Und der Verdammniß
Durch meuchlische Unthat!

Das Gift.

Thust du's nicht selber?
Schlau, barmherzig
Wirkst als Arzenei du —
Betrügst so die Hölle
Um manches Opfer,
Wie du an mir es
Treubrüchig tadelst!!

Das Gold.

Nimmer kannst du verglichen
Mit mir je werden,
Denn nur die Einzelnen
Rafft du hin,

Und mordeſt nur Leiber!
Erkenn' in mir du
Deinen Meiſter:
Ich morde Seelen,
Ich mord' ſie von Grund aus;
Ganze Geſchlechter
Verführt mein Klang;
Ganze Geſchlechter
Umgarn' ich
Für den ſchwarzen
Ewig behaltenden Schlund,
Ich Seelentödter!
Geh' hin, und ahme mich nach,
Ohnmächtiger!

Die Fata.

1.) Das Fatum des Capitän Misgrave.

Der Capitän Misgrave hatte viele Wunden, viele Dienſtjahre und viele Guineen. Er beſchloß, ſich in den Ruheſtand zu ſetzen, und wählte Hamburg.

Hier kam er Sonntag Abends an. Montag früh wollte er ausgehn; es ſtürmte abſcheulich, und er ging aus. Noch nicht vor dem Hausthor war er, als ein ungeheurer Dachziegel des Capitäns Mütze und Hirnkaſten durchſchlug. Er kehrte um, und lag bis zum andern Montag Abends krank an der Bleſſur.

Den andern Morgen, Dienſtag früh, ging der Capitän wieder aus. Die Witterung war allerliebſt. Mit Luſt und Wohlgefallen ſchaute der Seemann aufwärts nach den heitern Höhen. Da ſchießt oder ihm

eine hitzige Schwalbe vorüber, entledigt ſich ihres glühenden Ueberfluſſes, und der Capitän kann nur noch mit Einem Auge nach den heitern Höhen ſchauen. Er kehrte um, und lag bis zum andern Dienſtag Abends krank an der Bleſſur.

Den andern Morgen, Mittwoch früh, ging der Capitän wieder aus. Noch unter dem Thorwege hört er ſchreien: halt, halt! Er eilt hinaus, und kömmt gerade noch recht, um von einem Paar ſcheuer Pferde niedergeworfen und überfahren zu werden. Jetzt ſtanden die Thiere ſtill, und der Capitän Misgrave lag auch ſehr ſtille unter dem Wagen. Der Chirurg ſprach: den linken Arm ab, und der Capitän mußte 14 Tage im Bette liegen, nur um den linken Arm zu verlieren. Bis zum zweiten Mittwoch Abends darauf lag er krank an der Bleſſur.

Den andern Morgen, Donnerſtag früh, ging der Capitän wieder aus. Ein Stier war entſprungen; alle Hunde ihm nach. Gerade zwiſchen dem vorausgeeilten Stier und den verfolgenden Hunden lag des Capitäns Weg. Sonach ſollte man glauben, er ſei geborgen geweſen. Aber nein! Er war einem dienſteifrigen Bullenbeiſſer im Wege; der verſetzt dem Capitän einen mächtigen Biß in die rechte Wade, und eilt vorwärts. Der Capitän aber eilt rückwärts. Der Chirurg ſprach: den rechten Fuß ab, und der Capitän mußte 14 Tage im Bette liegen, nur um den rechten Fuß zu verlieren. Er lag bis zum andern Donnerſtag Abends krank an der Bleſſur.

Den andern Morgen, Freitag früh, ging der Capitän wieder aus. Die Miliz exercirte. Ein Kerl,

ſo auf ſeinen Hauptmann einen Zahn, hatte geladen; aber die Kugel durchpfiff das linke Ohr des Capitän Misgrave. Er kehrte um, und lag bis zum andern Freitag Abends krank an der Bleſſur.

Den andern Morgen, Samſtag früh, ging der Capitän wieder aus. Es war ſchön Wetter, und viele Leute gingen die neu eröffnete Brücke zu beſehen. Unter denen, die auf ihr ſelbſt ſich befanden, war auch der Capitän, folglich war er auch mit unter denen, die mit ihr einſtürzten, da die Laſt zu groß war. Ein Jeder beſchädigte ſich mehr oder weniger. Der Capitän Misgrave aber gerieth mit der Naſe in eine eiſerne Klammer. Er kam mit dem Verluſte der Hälfte ſeines Riechorgans davon, kehrte um, und lag bis zum andern Samſtag Abends krank an der Bleſſur.

Den andern Morgen, Sonntag früh, ging der Capitän wieder aus. Das Erſte, was ihm begegnete, war, daß 12 beſoffene Matroſen ihm 12 ſehr ſchöne, neue Ruderſtangen zu Kopfe warfen, ſo daß er unter dieſen wie begraben lag. Einige Rippen, ein Paar Zehen und Finger büßte der Capitän Misgrave dabei ein. Er kehrte um, und lag bis zum andern Sonntag Abends krank an der Bleſſur.

Den andern Morgen, Montag früh, ging der Capitän nicht mehr aus. Er hielt Revüe über die ihm noch übrig gebliebenen Gliedmaſſen und fand ihre Zahl ſehr gering. Mit Entſetzen erwog der Capitän Misgrave, wie er an jenem verhängnißvollen Montag ein Stück vom Hirnkaſten, am Dienſtag ein Auge, Mittwoch den linken Arm, Donnerstag

den linken Fuß, Freitag das linke Ohr, Samstag die halbe Nase, und Sonntag eine Menge Rippen, Zehen und Finger verloren habe! Er sah mit Verwunderung ein, daß alle diese Unfälle ihm kaum 10 Schritte von seinem Hause begegnet waren, und daß er nun bei dergestalt reducirtem Gliederetat nichts mehr wagen dürfe. Dieß beunruhigte ihn noch mehr. Er dachte nach, und fand, daß er stets gerade Punct 9 Uhr jeden Morgen ausgegangen sei. Die Zahl 9 war ihm nie günstig. Von jetzt wagte er es, um halb zehn Uhr auszugehen, und jede Excursion lief ohne den mindesten Unfall ab. So verlebte Capitän Misgrave, so gut es bei so vielen Blessuren anging, noch 9 Wochen, bis er eines Morgens beim Kegelschieben, wo er alle 9 umwarf, vor Freude vom Schlage gerührt wurde, und auf dem Kegelladen sein Testament machte. Sein Tod war sanft. —

2.) Das Fatum des Studenten Schöpflein.

Der Student Schöpflein hatte nichts im Kopfe, und nichts in der Tasche, gewöhnlich auch nichts im Magen.

Eines Abends, es war Sonntag, saß er in der Bierschenke ganz gebeugt. Ein Domestik, der auch nicht viel im Kopf, aber viel auf dem Leibe wie in der Tasche hatte, und Porter trank, brachte so ganz discusive vor, daß sein Herr, der Weißgärber und Vice-Bürgermeister, einen Hofmeister für seine beiden Jungen suche. Wie Schöpflein dieß hört, fliegt gleich ein großer Gedanke durch seinen kleinen

ren Anmuth und Feuer der matte Philosoph kaum aushalten konnte. Es verging eine ziemlich lange Zeit, ehe diese beiden Flüchtlinge zum Reden mit der Zunge kamen; sie hatten immer nur mit den Augen discurirt, die Zunge war ganz überflüßig. Antonie war ungleich redseliger als Spanold, weil dieser doch sehr oft an seine Luise dachte; das hielt er für seine Schuldigkeit.

Unsere werthen Leserinnen, die wir natürlich für viel reizender, als diese Antonie selbst, halten, mögen ja nicht zürnen über diesen wirklich abscheulichen Zug des Herrn Spanold; wir gestehen selbst ein, daß sein Betragen in einer solchen Lage impertinent und infam sei; die Geliebte im Gedräng verlieren, befürchten müssen, daß sie sich in dem hilflosesten Zustande befinde, und dabei auf einem Hügel sitzen und mit einer andern harmoniren, das ist in der That abscheulich! Wir gestehen das selbst ein; unterdessen hat es sich dennoch zugetragen, und das ist nicht unsere Schuld; auch soll unsern aufgebrachten Leserinnen hinsichtlich dieses abtrünnigen Amanten die möglichste Satisfaction werden, denn solche Felonie bleibt nicht ungeracht!

Wie also Herr Spanold und Fräulein Antonie so auf dem Hügel saßen, und immer weniger und weniger discurirten, sahen sie zu ihrem Trostel, daß der tobende Feind aufgehört habe, die wehrlosen Flüchtlinge zu verfolgen. Obwohl es nun auch schon Abend geworden, verließen diese beiden Personen den Hügel, und gingen nach derselbigen Stadt zurück. Auf dem Wege suchten und erkundigten sie sich,

ter Leute. Sie hatte ihn gefragt, wie er geſchlafen; er ſie, wie ſie geruht habe. Beide wurden roth bei dieſem verfänglichen Geſpräch; ſie fanden einander ſehr geiſtreich und ſehr ſchön; kein Gärberknecht konnte ſich mit ihm, kein Obſtweib ſich mit ihr meſſen; das zarte Gefühl der jungen Liebe war in beider Bruſt erwacht, und auf einmal lagen das Schaf und das Gänschen einander in den Armen. Es war ein Schauſpiel für Götter, für zoologiſche nämlich.

Der geſtiefelte Gang des Herrn Waſſerfendel unterbrach den beneidenswerthen Minnetaumel, und die Gans entſprang wie ein züchtiges Rehlein beim Anblick des Jägers. Der Papa hatte Zeitungen unter dem Arme, und ſchielte wieder mit ſcheuem Blick darnach. Der Feind naht, rief er den verdutzten Hofmeiſter an; die Nationalgarde waffnet ſich, noch heute brechen wir auf, unſere gute Stadt zu ſchützen; ich als Major der Cavallerie voraus. Wenn er reiten kann, iſt er mein Adjutant.

Das Schaf konnte reiten, und war Adjutant. Nichts natürlicher, als daß es jetzt in der rothen Jacke, mit dem blauen Federbuſch, ellenlangem Hieber, und zu Pferd dem Fräulein Waſſerfendel wieder noch einmal ſo ſchön vorkam. Die Umarmung dauerte etwas lang; der Papa kam dazu: aber Patriotismus und Heroismus hatten ſich all ſeiner Sinne bemächtigt. Er begnügte ſich, dem Herrn Adjutanten Schöpflein beim Schopf zu nehmen, und eilte mit ihm zur kampfgierigen Miliz. Die ganze Nacht wurde marſchirt.

Den andern Morgen, Mittwoch früh, gewahr-

te man den Feind des Vaterlandes. Der Major Waſſerfendel war ſchon voll Rhum, denn er hatte bereits gefrühſtückt. Da dieß Geſchäft geſchlichtet war, beſchloß er, den unanſtändigen Feind zu attakiren. Seine Zunge commandirte! Einhauen! und Alles hieb ein, er an der Spitze, voll Muth und Wuth ganz à la Blücher. Im Sturme ging es vorwärts bis auf den Herrn Adjutanten Schöpflein, denn ſein Gaul war ein Wildfang; der mußte ſtrenger gezäumt, feſter geſattelt werden; und das koſtet Zeit. In großer Entfernung nahm der Adjutant noch ſein Detaſchement aus, und trabte ihm nun mit männlicher Bedächtigkeit nach. Allein wie der Gaul das Gewirr ſieht, und das Blaſen und Schießen hört, wird er ſcheu. Er wird ſcheu und reißt aus, gerade nach dem Gewirr, dem Blaſen und Schießen zu, und mitten in's Gewirr hinein. Der Gaul beißt und ſchlägt, der Reiter flucht und ſchreit, ja er weint vor Bravour. Raſend ſpringt das Roß in einen feindlichen Schwarm, daß Alles Platz macht, auseinander ſtiebt, und der Herr Major Waſſerfendel ſich auf einmal befreit ſieht. Der dicke Herr ruft: O mein Retter! Aber der Retter will nicht hören; ſein wüthender Hengſt ſprengt immer vorwärts, mitten unter die Feinde, gerade auf den Anführer los. Schöpflein, der unterdeß aus Inſtinct vom Leder gezogen, weiß nicht, wie es kommt, daß ſein Hieber in der Bruſt dieſes Anführers ſteckt. Dieſer ſtürzt, ſeine Mannſchaft ergreift die Flucht, und die Schlacht iſt gewonnen. Bis zur Baracke des feindlichen Generals rennt der Gaul des Adjutanten

Schöpflein nach; hier prallt er an, und ſchleudert den Reiter unter das Bretterdach, auf eine eiſerne Kiſte. Es war die Kriegscaſſe. Das betäubte Schaf hatte die Geiſtesgegenwart, ſie von der mittlerweile herangerückten Miliz in Verwahrung nehmen zu laſſen, und ſo ſchloß ſich der Mittwoch.

Den andern Morgen, Donnerstag früh, ſtand Schöpflein vor Herrn Waſſerſendel in deſſen Frühſtückzimmer, aber nicht mehr als junger Student, im alten Frack als demüthiger Supplicant, ſondern als Lebens- und Freiheitsretter des Feldherrn, als Sieger der entſchiedenen Schlacht, als Befreier des Vaterlandes, als Beſitzer einer unermeßlichen Beute, und — als Brautwerber. Solchen Gründen konnte der Weißgärber und Vice-Bürgermeiſter nicht widerſtehen. Mit väterlicher Zärtlichkeit gedachte er des Anblicks jener langen Umarmung, und gab der Gans und dem Schaf ſeinen Segen. Der Tag verſtrich unter wonnigen Vorbereitungen. —

Den andern Morgen, Freitag früh, wurde das gemüthliche Paar getraut. Schöpflein erſchien ſeiner Huldinn jetzt noch ſchöner als je; denn er war berühmt und reich. Ihm kam ſeine Frau Gemahlinn jetzt auch viel ſchöner vor als je, denn er machte bey Gelegenheit der nun ungeſtörten Tête à Tête, beſonders Abends beim Hochzeittanz, die Entdeckung, daß ſie eine ſehr ſchwache Bruſt habe, und viel Blut huſte. Um Mitternacht ging Alles, wie man zu ſagen pflegt, zur Ruhe.

Den andern Morgen, Samſtag früh, war dem ſchlummernden Herrn von Schöpflein, als werde

ihm in's Ohr geraunt: dieſer Morgen ſetzt deiner Glückswoche die Krone auf. Er erwacht, dreht ſich um, ſieht nach ſeiner Gemalinn, und findet, daß ſie in einem Schlaf liege, aus dem man nicht wieder erwacht. Ein accurates Pendant zu der Braut- und Todesnacht des chriſtlichen Helden Attila!

Herr von Schöpflein ließ ſeiner Frau Gemalinn ein außerordentlich ſchönes Grabmal errichten, desgleichen den Manen des tapfern Schlachtengauls, und verlegte ſich ſofort auf die edle Kunſt des Privatiſirens.

Und nun iſt nichts mehr zu erzählen, als daß er von dem Tage an, wo er die große Beute gemacht, aufgehört hatte, ein Schaf zu ſeyn.

Nemeſis.

Das Gedränge war entſetzlich. Alt und Jung, Klein und Groß, Ordinär und Vornehm, Fußgänner, Reiter, Wägen, Hunde; Alles durcheinander; Alles in wilder Angſt, heulend, ſchreiend, commandirend, winſelnd, weinend und keuchend durcheinander. Und das aus gutem Grund: der ſiegberauſchte Feind folgte auf der Ferſe; vergebens gebot die Ordre umzukehren nach der Stadt; und keine Schutzwehr ſchien den Flüchtigen ſich zu bieten, als das nächſte Dorf.

Spanold war unter den Fliehenden, und ſeine Schöne neben ihm. Dieſe Schöne konnte nicht mehr fort; das zarte Ding war ſchon erſchöpft, und ſank an des Amanten Seite zuſammen. Dieſer war ein

herculiſcher Amant; er machte ſich nicht viel daraus, hieß die halb Ohnmächtige ſich an ſeine Schultern klammern, und rannte ſo couragirt weiter. Allein mit der bloßen Courage war es nicht abgethan, und das Dorf lag noch zu weit entfernt. Der ſtarke Spanold ſah zum erſten Mal ein, daß er nicht gar ſo enorm ſtark ſei. Er kam an einen Hügel, den zu erklimmen ihm unmöglich war. Hier ſchüttelte er die Füße und doch ſo ſaure Laſt von den Schultern; aber o Himmel, wie erſchrak der Amant: es war nicht ſeine angebethete Luiſe. Ein anderes Weibsſtückchen, das auch ein ſehr ſchönes und zartes Ding war, hatte den günſtigen Augenblick wahrgenommen, im wüſten Gedränge das ohnmächtige Luischen von des Hercules Schultern klüglich herabgeſtreift, und ſich ſelbſt auf dieſen Atlas poſtirt. O Himmel, wie erſchrak der Amant!

Die abgeſtreifte Prima Donna dann aufzuſuchen, dazu war er natürlich zu matt, nicht als ob gerade die neue Secunda Donna ungleich reizender geweſen wäre: kein Gedanke! Nur weil er zu matt war, blieb der Atlas ſitzen, und ſchaute ſtumm die ſchöne Nachbarinn an, welche ebenfalls ganz ſtumm in der holdeſten Verlegenheit von der Welt voll ſüßer Angſt und geſpannter Neugier in des Atlas Mienen zu enträthſeln ſuchte, wie er dieſes quid pro quo aufnehmen werde. Spanold jedoch war ein echter moderner Philoſoph, und auch ihm war der Augenblick der mächtigſte Herrſcher. Darunter iſt indeſſen zugleich der Augenblick im buchſtäblichen Sinne zu verſtehen, nämlich der Blick dieſer neuen Augen, de-

ren Anmuth und Feuer der matte Philosoph kaum aushalten konnte. Es verging eine ziemlich lange Zeit, ehe diese beiden Flüchtlinge zum Reden mit der Zunge kamen; sie hatten immer nur mit den Augen discuriert, die Zunge war ganz überflüßig. Antonie war ungleich redseliger als Spanold, weil dieser doch sehr oft an seine Luise dachte; das hielt er für seine Schuldigkeit.

Unsere werthen Leserinnen, die wir natürlich für viel reizender, als diese Antonie selbst, halten, mögen ja nicht zürnen über diesen wirklich abscheulichen Zug des Herrn Spanold; wir gestehen selbst ein, daß sein Betragen in einer solchen Lage impertinent und infam sei; die Geliebte im Gedräng verlieren, befürchten müssen, daß sie sich in dem hilflosesten Zustande befinde, und dabei auf einem Hügel sitzen und mit einer andern harmoniren, das ist in der That abscheulich! Wir gestehen das selbst ein; unterdessen hat es sich dennoch zugetragen, und das ist nicht unsere Schuld; auch soll unsern aufgebrachten Leserinnen hinsichtlich dieses abtrünnigen Amanten die möglichste Satisfaction werden, denn solche Felonie bleibt nicht ungerächt!

Wie also Herr Spanold und Fräulein Antonie so auf dem Hügel saßen, und immer weniger und weniger discurirten, sahen sie zu ihrem Trostel, daß der tobende Feind aufgehört habe, die wehrlosen Flüchtlinge zu verfolgen. Obwohl es nun auch schon Abend geworden, verließen diese beiden Personen den Hügel, und gingen nach derselbigen Stadt zurück. Auf dem Wege suchten und erkundigten sie sich

sehr genau nach der abhanden gekommenen Luise aber es zeigte sich keine Spur. Der Philosoph Spanold dachte nicht anders, als daß sie glücklich wieder nach Hause zurück gekehrt sei, und von dem anstrengenden Wettrennen ermüdet, bereits in den Armen eines erquickenden Schlafes liege. Was das Erstere, nämlich das Zurückgekehrtseyn betrifft, so kannte Herr Spanold aus einem zweijährigen Umgang seine Freundinn als eine Person von Geistesgegenwart und Fassung, und in Ansehung des präsumtiven Schlafes war er viel zu complaisant und menschlich, als daß er sie daraus hätte aufstören sollen. Er beschloß demnach, sich mit Fräulein Antonie in ein Wirthshäuschen zu begeben, denn Beide waren durstig und hungrig, auch waren sie, wie billig, etwas schläfrig.

Wir lassen jetzt Beide ruhig übernachten, und NB., wie es sich versteht, nicht etwa in einem und demselben Zimmer, sondern in zweien. So viel hatte deren das Wirthshäuschen, und nicht mehr, worüber denn der Wirth mit seiner zahlreichen Familie gar oft in Verlegenheit kam. Wir lassen also Alles ruhig übernachten, und sehen uns sorgfältigst nach dem armen Luischen um; aber es thut uns leid, wir finden auch keine Spur von ihr. Wo mag doch das zarte Ding hingerathen seyn? Möge ihr guter Genius sie schützen! Sie lebe hoch! Wenigstens lebe sie!

Der Wirth mit seiner zahlreichen Familie, dann Herr Spanold und Fräulein Antoinette hatten recht gut und recht lange geschlafen, obschon der Feind in

der Stadt war. Fräulein Antoinette blieb in dem Wirthshäuschen zurück, und der Amant ging aus, die verlorne Tochter aufzusuchen. Sie entging ihm aber wie uns selbst, und alle seine Nachforschungen blieben fruchtlos, und so kehrte er gegen 11 Uhr wieder um, und half den Wirthsleuten das Mittagsmal bereiten, denn er war ein guter Koch. Antonie hatte viel Herzenslust an diesem Talente, und wurde von der Stunde an viel gesprächiger, so auch Spanold vice versa, wie sie denn Beide an diesem Tage sehr viel redeten, worunter manches Wichtige war.

So redeten und kochten sie wohl einen Monate fort, aber nicht in dem Wirthshause, sondern in einem eigenen und anständigen Logis, und in aller Ehrbarkeit. Da hatten sie immer mehr und mehr eingesehen, daß sie sich mit einander recht gut redeten und kochten, und so kam es denn, daß sie legaliter Mann und Frau wurden.

Geraume Zeit verlebten sie recht vergnügt, das muß man sagen. Eines Abends aber hatten sie ein ganz romantisches Abenteuer. Sie hatten in dem wohlbekannten Wirthshäuschen, das einen hübschen kleinen Garten hatte, wohlgemuth soupirt, und sich bis gegen 11 Uhr verplaudert. Auf dem Heimwege gewahrte Herr Spanold, daß er den Hausschlüssel verloren habe. Das war sehr verdrießlich, denn die ganze Beschaffenheit seines Hauses war von der Art, daß er ohne den eigenen Schlüssel nicht hinein konnte, und der Commandant der feindlichen Besatzung hatte bey Lebensstrafe, oder bey Todesstrafe, wie

man will, verbothen, in einem fremden Hauſe die Nacht zuzubringen. Was war alſo zu machen? Sie dachten hin und her, und gingen hin und her; aber es fiel ihnen nichts ein und nichts auf. Ja, auffiel ihnen etwas, und das war nichts anders, als ein Leichenwagen. Dieſer Leichenwagen ſtand auf dem Hauptplatze ganz allein da. Als Frau Spanold dieſe Figur erblickte, fuhr ihr gleich ein genialer Einfall durch den Kopf, wie ſie denn überhaupt etwas excentriſchen Sinnes war. Sie theilte dieſen Einfall ihrem Manne mit; dieſer billigte ihn, und die Ausführung ihres Entſchluſſes beſtand darin, daß ſie Beide in den offenen und geräumigen Leichenwagen ſtiegen, und ſich da ſchlafen legten. Sicher konnten ſie ſich hier geborgener glauben, als in einem fremden Hauſe; ſchläfrig waren ſie, und ſomit ſchliefen ſie auch wirklich recht feſt ein.

Unterdeſſen hatte auch der Leichenfuhrmann recht feſt geſchlafen, als er von ſeiner Ehegeſponſinn aufgeweckt wurde, mit dem Bedeuten, daß es Zeit ſey, den Wagen in das nächſte Dorf zu transportiren. Der pünctliche Fuhrmann ſtand ſogleich auf, holte die Pferde aus dem Stalle, trabte nach dem Hauptplatz, ſpannte ein, und fuhr zur Stadt hinaus. Der Schlaf der Spanold'ſchen Conleute war ſo feſt, daß ſie Anfangs, während des Fahrens in der Stadt ſelbſt, wo dieß langſamer vor ſich ging, nicht im mindeſten geſtört wurden. Draußen aber im ſcharfen Trab, mußten ſie nothwendig durch das heftige Schütteln erwachen. Man kann denken, daß ſie im erſten Augenblick von ihrer Situation ein wenig frap-

pirt waren; bald aber ermannten sie sich, und sprangen dann beherzt durch die schwarzen Vorhänge aus dem Wagen heraus; Herr Spanold links, Frau Spanold rechts.

Es war dieses in der anbrechenden Morgendämmerung der Fall, und viele der Dorfbewohner waren schon auf den Beinen. Darunter befand sich auch ein artiges Weibchen, das mit dem Spaten aus dem Hause getreten war, um auf dem gegenüberliegenden Acker ihre Arbeit zu beginnen. Als sie den von der Dämmerung umflossenen Wagen herrollen sah, blieb sie stehen, um ihn vorbeifahren zu lassen; aber sie erschrak mächtig, als sie nach und nach gewahrte, daß es ein Leichenwagen sei. Jetzt war der Wagen dicht neben ihr, und in diesem Augenblicke springt Herr Spanold heraus. Das Bauerweib, entsetzt und vermeinend, es sei ein Geist oder wenigstens ein Todter, stieß mechanisch und aus Leibeskräften mit ihrem Spaten nach der schrecklichen Erscheinung, um solche abzuwehren. Diese Kraft des verzweifelten Stoßes auf der einen, und Spanolds Schwere durch den Sprung auf der andern Seite machte nach der Richtung des Spatens, daß diese ihm gerade die Gurgel durch und durch stieß. Der Voltigeur stürzte zu Boden, und wir lassen, um die rächende Nemesis recht cathegorisch zu supplicieren, noch das hintere Wagenrad über den Frevler weggehen, so daß er nun mausetodt auf der Landstraße da lag, womit nun unsere unwilligen Leserinnen zufrieden und versöhnt seyn werden. Denn dieß

war auch die Satisfaction, die wir ihnen oben zugedacht haben.

Die Witwe Spanolds, dieses leichtsinnige Ding, setzte sich nun zu der Leiche ihres geköpften und gevierteilten Herrn Gemahls, und — weinte. Ach! hätte sie dieß lieber auf dem gewissen Hügel gethan! Bald darauf fuhr sie wieder in dem nämlichen Wagen zur Stadt hinaus, aber auf eine andere Manier. Und das ist die zweite Satisfaction, die wir unsern geärgerten Leserinnen widerfahren lassen.

Wer war aber die Bauersfrau mit dem verhängnißvollen Spaten? — Doch gewiß Niemand anders als das Exfräulein Luise? Richtig. Niemand anders, als sie. Sie war jenem Durcheinander glücklich entronnen, und lag im Spital, als der flatterhafte Amant dergleichen that, als wenn er sie aufsuche. Sie wurde curirt, und hörte von der saubern Lebensart ihres Anbethers. Da verdingte sie sich als Magd bey einem Bauersmann, und vergaß den treulosen Wicht. Aber das wäre freilich keine Genugthuung für unsere Leserinnen. Diese Dulderinn verdient ein besseres Schicksal. Was für ein Schicksal also lassen wir der edlen Seele widerfahren? Dieses! Als sie einst mit ihrem Spaten in der Erde so herumsticht und wühlt, siehe, da stößt sie auf einen Schatz; sie hebt ihn muthig, zieht darauf in die Stadt, ist eine sehr reiche Person, hat gar bald die schönsten Kleider, Perlen, Brillanten, Geschmeide aller Art, fünf echte türkische Shawls, eben so viele Anbether, und wird mit der Zeit eine Gräfinn. Sollten unsere bescheidenen Leserinnen noch

um einen Shawl und um einen Liebhaber mehr verlangen, so sind wir bereit, es zu unterschreiben, und sagen also sechs. Und hiermit empfehlen wir uns!

Die Erscheinung.

Was schon Jahrhunderte schonend verborgen war,
Dem scheuen Anblick der Menschen entzogen;
Und hinaus ist verflucht aus der Völkerschar,
Ueber Wälder, und Grüfte und Wogen;
Und was keines Lebendigen Aug hat gesehen,
Das mußte dem Wandler, mir, auferstehen.

Was der großmächtige Geist hat vermaledeyt,
Und des geäscherten Weltkreises Wüste,
Und den Wonnen des Paradieses geweiht,
Wo es schwelgend genoß, wo es büßte;
Was im Höllenschlund briet, und im Himmel erschienen,
Das zeigte des Wandlers sich, meinen Mienen.

Was ein athletisches, ehernes Heldenheer
Schon in der nebligen Ferne zerschmettert;
Deß mildester Blick wie das rasende Meer
Nationen im Sturme verwettert;
Das, so ewig ein Kind ist, und ewig ergrauet,
Das hab' ich, der Wandler, selber geschauet.

Was weder Engel, kein Teufel ist und kein Geist,
Und kein körperlich athmendes Wesen,
Das der Himmel verdammt, die Hölle nicht preist,

Deſſen Züge Gott ſelbſt nicht mag leſen;
Das er verworfen zwar hat, und doch noch wird ſegnen,
Das mußte dem irrenden Wandler begegnen.

Was nicht durch Tugenden ſich, durch Laſter nicht,
Weder Strafe noch Lohn kann erwerben,
Das kein Urtheil erwartet, kein letztes Gericht,
So das Leben nicht kennt, nicht das Sterben;
Das ſo unter uns weilt, und doch fehlet auf Erden,
Das zeigte ſich mir mit lebend'gen Geberden.

Was juſt dem frömmſten, heiligſten Gottesmann
Macht das Mark und das Herzblut gerinnen,
Und das Haupthaar empor ihm ſträubt himmelan:
Denk's, ergründ' es mit menſchlichen Sinnen:
Was doch der Wandler im nächtigen Sturmeswehen,
Welch entſetzliches Bild er wohl hat geſehen!

(Der ewige Jude.)

Herr von Sterling cum suis.

Das Souper war vorüber, und die Geſellſchaft erhob ſich, aber Niemand zeigte Luſt zum Kartenſpielen, denn des Champagners Feuer hatte Alle zu redſeliger Luſt entzündet. Man ſetzte ſich in einen Kreis, und es galt, daß jedes Mitglied einen ſelbſt erlebten ungewöhnlichen Zug erzähle.

Herr von Joly hatte erzählt, daß er ſeiner Schönen vier Jahre treu geblieben; Frau von Marzipan hatte bewieſen, daß ſie neun Monate älter

sei, als ihr Taufschein laute; Herr Schneidauf, daß bei seinem letzten Bankerutt seine sämmtlichen Gläubiger völlig befriedigt worden; Fräulein Immergrün hatte dargethan, daß sie sich nie geschminkt habe, und dergleichen; kurz, nachdem sehr viele gewöhnliche ungewöhnliche Erlebnisse vorgebracht worden waren, kam die Reihe an Herrn von Sterling.

Herr von Sterling, ein alter Knabe, war lang verlegen, welches Factum seines in allen vier Welttheilen so erfahrungsreichen Treibens er vorbringen solle; endlich fing er an, flüssig zu werden, und erzählte, wie er sich in Ostindien zu einer Gattung Nabob geschwungen, und die Verbindung mit einer schönen Europäerinn sein Glück zu vollenden schien. „Es sind nun ungefähr 30 Jahre," fuhr Herr von Sterling fort, „als ein benachbarter Nabob den Einfall hatte, sich in meine Frau zu verlieben. Ich hatte die fatale Person bereits satt, denn ihre Zanksucht und Eitelkeit drohten mir mit einem frühzeitigen Grab. Ich sah es gar nicht ungern, daß der Nabob den Einfall hatte, sich in meine Frau zu verlieben, und ich hörte es gar nicht ungern, als er ihr den Vorschlag that, sie zu entführen. Von diesem Augenblicke an war meine Frau Gemalinn im Hause die Geschäftigkeit selbst, besonders machte sie sich mit ihrer Garderobe und den Kleinodien viel zu schaffen, als gelte es eine Reise nach Europa. Von allen diesen Vorbereitungen merkte ich dem Anscheine nach so gut als gar nichts, und war nur auf den Ausgang gespannt.

In einer ziemlich dunklen Nacht vernahm ich

im obern Stockwerke, wo meine Frau zu ſchlafen pflegte, (denn einige Wochen nach unſerer Verheirathung hatten wir eingeſehen, daß es des heißen Clima's wegen vernünftiger ſei, unſere Bettſtellen zu trennen) ein ungewöhnliches Geräuſch. Ich errieth ſogleich den Zweck, und hielt mich parat, aber aufrichtig geſagt, meine Damen und Herren, die unfehlbar beabſichtigte Flucht nicht etwa zu erſchweren, ſondern vielmehr, wo es, ohne mich zu compromittiren, geſchehen konnte, zu befördern. Ich glaube," ſetzte Herr von Sterling mit einer feinen Verbeugung hinzu, „daß dieſes auch die rechte Toleranz und der Probierſtein der wahren Zärtlichkeit und uneigennützigen Liebe ſei, denn das Glück des geliebten Gegenſtandes, nicht unſer eigenes, muß uns das Höchſte ſeyn. Und da ich alſo einſah, daß meine Frau Gemalinn an den Bewerbungen des Nabobs Geſchmack finde, ſo hielt ich mich verbunden, ihr, als wahrer Freund, beizuſtehen, und ſollte es mich auch zur Verzweiflung bringen. So weit ging und geht mein Begriff von Selbſtaufopferung.

Das Geräuſch alſo nahm allmählig ab, und die Hauspforte ging allmählig auf; auch kam Frau von Sterling allmählig heraus in Begleitung eines kleinen Hallunken von einem Sclaven. Ich ſah ruhig zu, und ſchlief mich ruhig nach. Da gewahrte ich bald einen Mann, wie Freund Nabob, er war es ſelbſt, die Dame erwartend, ſie auf ein Handpferd ſetzen, und von zwei Kerlen gefolgt, mit ihr davon ſprengen. Die Flucht war evident, und ich machte ſchon

den Plan zur neuen Einrichtung meiner Wirthſchaft, zu deren Führung eine Soubrette meiner Frau ſchon längſt viel Talent gezeigt hatte, als ein fürchterliches Geſchrei von dem Wege her, den Frau von Sterling mit Herrn Nabob genommen, mir die Ohren zerriß. Es war ein Weibergeſchrei; und wer ſollte es zu dieſer Stunde anders ſeyn, als mein eigenes Weib? Es verſteht ſich, daß ich mich nur ſehr kurze Zeit beſann, zu Hilfe zu eilen. Ich nahe mich dem Orte, ich erſtaune, ich entſetze mich, ich erſtarre: Frau von Sterling liegt da auf dem Boden, gewickelt in ihren prächtigſten Shawl; ein Angehener Tieger entſpringt, der Frau von Sterling prächtigſter Shawl, ja ſie ſelbſt, Beide ſind in Fetzen zerriſſen; das Antlitz der Frau von Sterling iſt bis zur Unkenntlichkeit verſetzt.

Das war ſtark, nicht wahr, meine Damen und Herren? Gut! Aber was war zu thun? Nichts Anders, als mit der dem männlichen Geſchlechte ziemenden Reſignation umzukehren. Ueberdieß ſchien mir, daß der ungeſchlachte Tieger Miene mache, auch umzukehren und ſo kehrte ich in Gottes Nahmen um, und kam glücklich zu Hauſe an. Doch — wenn ich ſage glücklich, ſo muß ich noch mein liebes Söhnlein davon ſubtrahiren, welches verſchwunden war. Hat die Mama es mitgenommen oder wie immer, das weiß der Himmel. Genug, ich war ſtark genug, mich auch in dieſen Verluſt zu finden; ich ſprach viel über alle dieſe Sachen mit der ſtandhaften Soubrette meiner Frau, und legte mich dann gefaßt zu Bette, juſt wie meine große Wanduhr Eins ſchlug.

Wie ich den andern Morgen um 11 Uhr erwachte, erzählten mir meine Leute als eine Neuigkeit, was ich schon wußte, und brachten mir als eine Neuigkeit den Leichnam meiner Frau, den ich schon kannte. Natürlicher Weise war ich de novo äußerst betrübt, und die Begräbniß-Ceremonien gingen vor sich.

Sie begreifen nun, meine Herrn und Damen, daß ich es nicht länger mehr in einem Lande aushalten konnte, wo ich so viel verlor, und auf der andern Seite so viel gewann, nämlich so viele Pfund Sterling, mit denen ich dort weiter nichts anfangen konnte, um das Leben zu genießen. Ich beschloß also nach Europa zurückzukehren. Ich brach auf, und nahm außer zwei handfesten Bedienten Niemanden mit, als das Töchterlein meiner Soubrette (diese selbst war kurz zuvor ad matres gegangen), welches Sie, meine Herrn und Damen hier neben mir sitzen sehen, und das, wie Ihnen bekannt ist, heute Abends meine Frau seyn wird.

Bei diesen Worten des Herrn von Sterling sah man dieß junge Frauenzimmer sehr roth, und einen jungen Mann, der ihr gegenüber saß, sehr blaß werden; und eine Dame, die neben der Frau vom Hause saß, wurde bald roth, bald blaß. Nach und nach aber sammelte sie sich, und da jetzt die Reihe des Erzählens an sie gekommen war, nahm sie das Wort, wie folgt: Vor Allem, Verehrteste, muß ich bitten, mich in meinem Vortrage nicht zu unterbrechen. Wissen Sie also, daß sich in London ein junger Herr um meine Hand beworben, den ich für das Ideal männlicher Vollkommenheit hielt. Ich Thö-

rinn! Er war Kaufmann, und mußte, dringender Handelsgeschäfte wegen, so schnell abreisen, daß nicht einmal so viel Zeit übrig blieb, unsere Verlobung zu vollziehen. Auf der ganzen Reise zeigte sich mein Anbeter als ein Muster der Liebenswürdigkeit, nur etwas dumm, und etwas eigensinnig. Wir kamen an dem Orte unserer Bestimmung, nämlich zu Madras in Ostindien, an, und nach einigen Monaten hielten wir Hochzeit. Die ganzen ersten Wochen unserer Ehe zeigte sich mein Mann als ein Muster der Liebenswürdigkeit, nur etwas dumm und etwas eigensinnig. Diese Dummheit und dieser Eigensinn aber wurden mir, die ich weder dumm noch eigensinnig zu seyn glaube, nach Verlauf dieser ganzen ersten Wochen unserer Ehe ganz unausstehlich. Ich fand, daß ich mit viel besserem Appetit speise, wenn mein Gemal nicht auch bei Tische sei; wir speisten also jedes besonders, und da in Ostindien die Hitze sehr groß ist, so fanden wir es viel gesunder und zweckmäßiger, es mit den Betten eben so zu halten, wie mit dem Tische. Ich schlief im ersten Stock und mein Herr Gemal par terre.

Sie können sich leicht denken, meine Damen, daß ich unter solchen Umständen viel Langeweile empfand. Dazu kam noch die Sorge um unser Vermögen; denn mein Gemal speculirte so ungeschickt, daß die Hälfte desselben schon drauf gegangen war. Außer dem entging mir nicht, daß mein Mann ungemein viel Gefallen an meinem Kammermädchen gefunden; kurz ich war in der ärgerlichsten Lage. Da fügte es sich, daß ein junger, schmucker, rüstiger

benachbarter Nabob, der nicht dumm und nicht eigensinnig war, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich zog auch die seinige auf mich; unsere Seelen verstanden sich. Er machte insgeheim einen sehr acceptabeln Contract mit mir, und ich beschloß, einen Theil meines jungen Lebens bei diesem respectabeln Freunde zuzubringen; was sage ich? einen Theil meines Lebens? Nein, ganz und für immer wollte ich diesem Biedermanne angehören!

Allein, wie dieß anstellen, da es zu dem Eigensinn meines Mannes gehörte, mich zuweilen um sich haben zu wollen? Mein Freund, der Nabob, wußte Rath. In der Nacht, die zur Flucht bestimmt war, nahm er 1.) einen handfesten Kerl und 2.) den Leichnam eines Tages zuvor verstorbenen Mädchens mit sich. Den handfesten Kerl steckte er in ein Tigerfell, und den Mädchenleichnam kleidete er in Gewänder von mir, hängte ihm auch meinen schönsten Shawl um. Das Gesicht wurde unkenntlich gemacht, und der handfeste Tiger spielte seine Rolle so, daß Jedermann glauben mußte, ich und mein schönster Shawl seien von ihm zerrissen worden. Mein Herr Gemal, in seiner gewöhnlichen Hirnlosigkeit, war, wie ich sah und hörte, auch gleich bereit, die Sache so zu nehmen, wie sie sich zeigte. Er hielt dann ein schönes Leichenbegängniß, das mir und meinem Amanten viel Spaß machte, weil wir selbem unerkannt beiwohnten, und sogar auf dem Schmaus darauf zugegen waren.

Um es kurz zu machen, fuhr die Dame fort, indem sie eine mächtige Prise Tabak zur stattlichen

Nase führte, muß ich Ihnen, meine Verehrtesten, nur noch sagen, daß ich mit meinem Amanten, dem Nabob, einige Zeit sehr glücklich lebte, bis auf ein Paar kleine, unbedeutende Malheurs. Z. B. wurde eines Tages mein lieber Sohn vermißt und dergleichen. Wenn man Philosophie im Leibe hat; weiß man sich bald wieder zu fassen, und so faßte auch ich mich bald wieder. Nur schien es mir etwas zu ernsthaft, als an einem sehr schönen Abend der Nabob, mit dem ich in einer ziemlich dunklen Laube saß, durch einen Dolchstoß todt neben mir hingestreckt wurde, wie einst Rizzio an Maria Stuarts Seite. Ich dachte mir, diesem Menschen kann ich nicht mehr helfen, und entsprang directe nach meinem Boudoir, in welchem ich meine Kleinodien aufbewahrt hatte. Diese raffte ich zusammen, und entsprang auch aus diesem Boudoir directe nach Europa zurück. Mein Mann war da schon lange voraus gegangen. Der Henker aber weiß, wo er sich aufhält, und ich fühle wenig Beruf, diesen eigensinnigen Pinsel eigens aufzusuchen. O Sterling, Sterling, sicher bist du noch der alte Tropf!

Hiermit schloß die würdige Dame ihre Erzählung, indem sie auf gut italienisch bereits die 63. Prise Tabak zu sich genommen, und senkte nach einigem Kopfschütteln nachdenklich das edle Haupt auf den concaven Busen herab.

Man kann leicht denken, daß Herr von Sterling während dieser Erzählung nicht gleichgiltig blieb. Mehrere Male fuhr er, als bekäme er Rippenstöße, vom Sessel empor, um auf die Erzähle-

rinn loszustürzen, und sie in ihrem Vortrage zu unterbrechen. Stets aber wurde er von einem massiven Herrn, der hinter ihm saß, durch einen großen silbernen Stockknopf zur Ordnung verwiesen, wie in einer gewissen Kirche zu Dresden. Als aber bei der 63. Prise die Erzählung zu Ende war, und die Dame das edle Haupt — doch — wir übergehen die rührende Scene der Erkennung, der Umarmung, der Versöhnung ꝛc. dieses verehrungswürdigen Ehepaars, das nach so langer Trennung, nach so vielen unverschuldeten Leiden und Gefahren sich unvermuthet wieder fand. Süß, unendlich süß, entzückend muß es seyn, wenn solche Seelen sich wieder berühren; es ist der höchste Punct der Erdenseligkeit; es läßt sich nicht beschreiben, welche Wonne dem Herrn und der Frau von Sterling jetzt zu Theil ward Wir wollen diese Beschreibung auch gar nicht versuchen, und lieber einen Augenblick bei dem jungen Frauenzimmer verweilen, das neben Herrn von Sterling saß, und von diesem als seine Braut manifestirt worden war. Dieses Frauenzimmer, als sich Herr von Sterling an die Seite seiner Frau Gemalinn begeben, verfügte sich auf der Stelle an die Seite jenes jungen Mannes, der schon mehrere Male roth und blaß geworden war, und blieb da ganz ruhig sitzen. Dieser Umstand bewog Herrn von Sterling, ebenfalls noch in der Gesellschaft zu bleiben, denn es konnte seinem menschenfreundlichen Herzen nicht gleichgiltig seyn, was mit einer Person, die er adoptirt hatte, vorging.

Da die Gesellschaft wahrnahm, daß Herr von

Sterling mit Frau zugegen blieben, ließ man in der Reihe des Erzählens fortfahren, die jetzt an den jungen Mann gekommen war, von dem wir eben sprachen. Dieser sagte mit vieler Bescheidenheit: es sei ihm noch nicht viel Außerordentliches begegnet, bis auf drei Stücke. 1.) sagte er, weiß ich nicht, wer und wo meine Aeltern waren oder sind, 2.) wurde ich als Knabe nach einem in meiner Gegend statt gehabten Scharmützel mit gefangen genommen, und sollte, wie meine Collegen, die Ehre haben, an einem Pfahl gebraten zu werden. Als aber die Wilden, indem sie mich anbanden, bemerkten, daß ich 3.) ein großes, äußerst regelmäßiges spanisches Kreuz auf der Schulter eingebrannt habe, ließen sie ab, weil ihnen ihre Gesetze nicht gestatten, solche gezeichnete Menschen zu schlachten. Ich kam hierauf ....

Weiter konnte der junge Mann nicht mehr sprechen, denn als die Rede von dem großen, äußerst regelmäßigen spanischen Kreuze war, sprangen Herr und Frau von Sterling gleichzeitig, wie von einem electrischen Schlage getroffen, auf, fielen dem Erzähler um den Hals, rissen ihm mit zärtlicher Hast den Rock, das Gilet und das Hemd vom Leibe, und riefen beim Anblick des spanischen Kreuzes: „Mein Sohn, mein Sohn, unser Sohn, unser Sohn;“ hernach wieder einzeln: „mein Sohn, mein Sohn!“ Und es war wirklich der Herr Sohn der Sterling'schen Conleute, die jetzt recht glücklich waren, wie man leicht glauben kann. „Siehst du nun,“ sagte Herr von Sterling zu seiner Frau Gemalinn, in-

dem er auf das braune Kreuz deutete, »wie zweckmäßig mein Grundsatz ist, den Kindern irgend ein Merkzeichen einzubrennen, wie man dieß beim lieben Vieh in der edlen Landwirthschaft thut! Es gehen jährlich Kinder genug verloren; wären sie aber alle mit gutem Pech gut eingebrannt, so würden sie leicht wieder gefunden werden können, wie hier unser theurer Eduard. O mein Sohn, o mein Sohn; o unser Sohn, o unser Sohn!«

Der verlorne und durch ein Brandzeichen glücklich wieder gefundene Sohn lag jetzt mit Rührung an den Hälsen seiner gleichfalls rührenden und gerührten Aeltern, schielte aber bedeutend auf Herrn von Sterlings adoptirtes Frauenzimmer, wegen welchem er so oft roth oder blaß geworden war. Das Frauenzimmer war auch weich und weinte auch, und da Herr von Sterling der Vater, wie Herr von Sterling der Sohn ebenfalls bedeutend auf das adoptirte Mädchen schielte, so bemerkte er diesen bewegten Zustand, durchschaute sogleich mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn den Zusammenhang der Sache, und legte die vier Hände dieser zwei jungen Leute in einander. Diesem à quatre mains folgte dann ein zweites mit seiner verehrten Frau Gemalinn, und so waren alle sehr glücklich, und gingen Paarweise ab. Die übrige Gesellschaft aber war ungemein gerührt von dieser Schicksalsscene, und hörte auf zu erzählen, wie wir es nun auch machen können.

Die Verſucherinn.

Hätt' ich Bella nie geſehen,
Nie in's Auge ihr geblickt;
Ihrer Flötenſtimme Wehen
Meine Seele nie entzückt!

Eine ſtille Himmelsblume
Stand ſie lächelnd auf der Flur;
In des Kelches Heiligthume
Koſ'ten ſelbſt die Grazien nur.

Ihrer Farbe feurig Prangen
Barg, wenn Phöbus war erwacht,
Sie mit jungfräulichen Wangen
In der Blätter keuſche Nacht. —

Und ſo ſtand ſie da, wie keine,
Unbemerkt am Baches Rand;
Bis ich ſie, die Süße, Reine,
Sehnend ſuchte, wonnig fand.

Aber ach! dem Farbenglanze
War des Duftes Reiz verſagt;
Aus der Schweſtern buntem Kranze
Sie verſtoſſen unbeklagt.

Denn ihr mangelte die Seele!
Tauſch und Liebe kennt ſie nicht!
Ach ihr mangelte die Seele!
Tauſch und Liebe kennt ſie nicht!

Schäfer, laß dich nie berücken,
Täuschung ist ihr Prangen nur!
Mußt die Blume ja nicht pflücken,
Such' auf einer andern Flur!

Steh' denn einsam, Seelenlose,
Welke unberührt dahin;
Bette dich auf kaltem Moose,
Nichtige Versucherinn!

Hätt' ich Bella nie geseh'n,
Nie in's Auge ihr geblickt;
Ihrer Flötenstimme Wehen
Meine Seele nie entzückt!

Chevalier Charmant und Gräfinn Superbe.

Es war wieder Faschingsonntag. Dießmal sah der Ball gar außerordentlich brillant aus: Alles pasé, lauter Eliten, herrlich Volk, feinste Credenz, köstliche Musik, exemplarische Ordnung, Alles und Jegliches so, wie es in der Regel nicht ist. Der Chevalier Charmant war auch da, der schönste Offizier der Armee; wie jüngst nach Latour d'Auvergne premier grenadier so genannt premier chevalier, und hier auch premier danseur. Dann war auch die Gräfinn Superbe da, die Blüte und Krone der Damenschaft, ein wahres Exemplar unicum, wie jüngst noch die Pariser Reclamier, jung, göttlich, geist- und geldreich, aber

verheiratet, und an einen uralten Haarbeutel verheiratet, der, wie der wirkliche Haarbeutel ihm selbst, ihr folgte, außer beim Tanze, denn sie flog und er hinkte.

Und es geschah, daß der Chevalier Charmant und die Gräfinn Superbe im Gewirr eines Contretanzes sich zum ersten Male in ihrem Leben erblickten. Wie er die Gräfinn erschaut, fesselt und bannt es ihn an die Stätte, wie ein Marmorbild; wie sie den Chevalier erschaut, fesselt und bannt es sie auch an die Stätte, wie ein Marmorbild. Beide wechselseits vom Strahle ihrer Wunderschönheit getroffen, wurzeln einige Augenblicke in starrer Ueberraschung, bis das Gesetz der Tanzfiguren sie aufrollt und auseinander rauscht. So schwirren die beiden Gestalten einige Male an einander vorbei, bis die Musik schweigt. Drauf leert sich der Saal, damit die matt erleuchteten Seitengänge, zärtlichen Gefühlen so hold, sich füllen.

Er und sie fanden sich hier wie durch Zufall, und sprachen sehr viel mitsammen. Er hatte ihr zu sagen, daß er zwölf Stunden vom Ballplatz in Garnison liege, und noch diese Nacht dahin zurückkehren müsse; sie ihm, daß an irgend eine andere Communication gar nicht zu denken sei. Dann hatten sie sich noch viel zu sagen über die Ewigkeit ihrer Liebe, über das himmlische Glück, sich gefunden zu haben, über das höllische Unglück, sich nicht behalten zu dürfen; denn Beide waren ungemein moralisch, und wollten sich entweder legitim oder gar nicht angehören, so wahr ist es, daß es noch Leute von strengen Sitten, die

das Heiligthum des heiligen Eheſtandes achten, auf brillanten Bällen gibt. Aber eine kleine Correſpondenz verſagten ſie ſich doch nicht, es wäre höchſt unbillig geweſen. Sie ſetzten feſt, fleißig zu ſchreiben, ſahen ſich noch einmal an, hauchten einen beſcheidenen Seufzer aus, und trennten ſich, Kraft der Dazwiſchenkunft eines mächtigen Haarbeutels, der Graf Superbe hieß. Dieſer Haarbeutel nahm die Gräfinn mit nach Hauſe, und eine Poſtcaleſche nahm den Chevalier ebenfalls mit nach Hauſe, zwölf Stunden weit vom Ballplatz entfernt.

Er und ſie, das heißt, nicht die Poſtcaleſche und der Chevalier, ſondern der Chevalier und die Gräfinn hielten Wort; da ihren reinen Herzen das Gegentheil unmöglich geweſen wäre, und nicht etwa deßhalb, weil er als Capitän und ſie als Gräfinn der Verzweiflung, der Langenweile Preis gegeben waren. Sie ſchrieben ſich alle Mittwoch und Samſtag lange kalligraphiſche und orthographiſche Briefe, welch letzterer, aber nicht, welch erſterer Umſtand bei einem Capitän und bei einer Gräfinn etwas Erwähnenswerthes iſt. Dieſe erwähnenswerthen Briefe waren nicht voller Salz, ſondern voller Zucker, dabei äußerſt unſchuldig in platoniſcher Manier, hochpſychiſch und tieffühlend, ſchön elegiſch, keuſch über die Maßen, kurz, von ſiegwartiſchem Charakter, aber ganz ohne ach und ohne o! Auch verſagten ſie ſich das trauliche „Du“ und drückten ſich in ſehr reſpectabeln Ausdrücken und mit gediegener Salbung aus. Denn da ſich dieſe beiden edlen Seelen nicht förmlich beſitzen durften; ſo wollten ſie dieſes auch nicht

und sie hätten sich um keinen Preis besitzen wollen. So rein und edel waren diese zwei Geister.

Während aber ihre Seelen und Geister durch diesen brieflichen Verkehr sich mehr und mehr purificirten, nahmen ihre Wangen und Leiber allmählig an Frische und Fülle ab. Solches influirte ziemlich wieder auf die Seele und den Geist selbst, dergestalt, daß ihre bogenlangen Sendschreiben immer confuser wurden. Diese Confusion hatte wieder eine sehr betrübte Wirkung auf die beiden adeligen Leichname, so, daß sie sich hätten schreiben können: in vierzehn Tagen werde ich sehr bedeutend krank seyn. Dieses schrieben sie sich zwar nicht, waren es aber; und der Chevalier kam in's Spital, und das Haus der Gräfinn wurde zum Spital. Beide schätzbare Personen waren wirklich sehr zu beklagen. Die Correspondenz hörte auf, und die Krankheit nahm zu. Die Doctoren merkten wohl, daß diese Krankheit im Gemüth sitze, und thaten darnach, sie verordneten nämlich beiden Patienten die möglichste Zerstreuung in einem andern Clima unter ganz andern Umgebungen und ganz neuen Verhältnissen, und so weit weg als möglich, völlig nach der philosophischen Idee der Aerzte, wenn sie sehen, daß sie ihre Patienten nicht herausreißen können. Die Folge dieses Operations-Planes war, daß die Gräfinn Superbe und der Chevalier Charmant sich nirgend anders hin begaben, als nach jener Capitalduemonde, welche einst Rom hieß, und nun Paris heißt. Dort trieb sich die Eine und der Andere wacker in allerhand Luxuriositäten, doch meist nur in unverdächti-

gen Häusern und auch öffentlich herum, obschon es bereits starker Winter war. Dieser Winter brachte den Fasching, und der Fasching brachte den Faschingsonntag mit sich, während welcher Zeit in Paris ebenfalls getanzt wird. In einem seitdem eingegangenen Hôtel, welches de Moscou hieß, wurde besonders gut und viel getanzt. Daselbst fand sich auch der Chevalier Charmant ein und tanzte gut, und viel. Kaum ist er eine Stunde da, so fällt ihm eine Dame auf, die ebenfalls gut und viel tanzte. Er sieht, er forscht, er ahnet, er nahet sich, er schaut, und erkennt die Gräfinn Superbe. Sie ersieht ihn auch und erkennt den Chevalier Charmant. Sie sprechen einander, und was sie sich sagten, sagen wir ihnen nicht nach, weil wir es auch nicht genau wissen; aber was sie thaten, könnten wir Schritt für Schritt und Berührung für Berührung relationiren, so anständig und sittsam war Alles, daß sie selbst nicht nöthig gehabt hätten, darüber zu erröthen, sogar im Finstern nicht, wo es eigentlich gar nicht der Mühe werth ist, schamroth zu werden. Nach geendigtem Ball spielte man Pfänder, wobei der Chevalier und die Gräfinn stets Anstand nahmen, sich, wie es in Deutschland gegen alle Moralität Sitte, also Sitte ohne Sitte ist, zu küssen, und andere indecente Dinge vorzunehmen, wie sie zwischen Pfandlassern zu geschehen pflegen. — Von allen Männern ließ Charmant sich küssen, und alle Frauen küßte Superbe; nur sie selbst berührten sich nicht. Als die Gäste aufbrachen, gab sich der Chevalier die Ehre, die Gräfinn nach Hause zu begleiten; und

Tags darauf erfolgte auch Charmants Besuch, wo sie ihm sagte, daß sie recht gut geschlafen habe, und er seiner Seits dasselbe.

Es war eben erlogen, denn beide hatten gar nicht geschlafen; auch viele Wochen fort, wollte ihnen das Einschlafen nicht gelingen, obschon Charmant der Gräfinn fast den ganzen Tag seine romantischen Schriften vorlas; den Fenelon und Marmontel und nicht einmal den St. Erremond. Präcise sieben Uhr Abends ging der Chevalier jeden Abend fort, weil Superbe es befahl, und ihr zu Liebe gewöhnte er sich auch das Tabakschnupfen ab. Unter diesen Vorlesungen und Entbehrungen kam Ostern heran. Man ging öfters spazieren, und sprach oft von dem achtbaren Grafen von Superbe, der aus der Heimath regelmäßig schrieb, und regelmäßig Gelder einschickte.

Am liebsten spazierte dieß platonische Paar in der Abendzeit. In einer solchen Abendzeit taumelte es, von vielen schlaflosen Nächten und Casteiungen halber mehr als es ging. Es war am Ufer der Seine. Er und sie wandelten auf einer gewissen Brücke, die, wie obiges Hôtel, auch den Namen geändert; man lehnt sich etwas nachläßig über die Brüstung; man erquickt sich an dem Geplätscher der durchgleitenden Schiffe! man ist neugierig und gückt nach den Passagieren in diesem Schiffe; man ist voller Schläfrigkeit, und lehnt sich weit hinaus, und taumelt glücklich über die Brücke hinunter. Glücklich sagen wir nur, weil man auf das Verdeck eines durchfahrenden Frachtschiffes fällt, ohne sich zu verletzen, —

ſich ſelbſt freilich nicht, aber den Paſſagier, welcher dieſe Jacht gemiethet hatte; den zerfiel man mauſetodt. Wer war dieſer Paſſagier? Der Graf Superbe!

Die Gräfinn Superbe lebte noch viele Jahre mit ihrem Gatten in demſelben Paris. So iſt es am beſten, dieſe kleine Hiſtorie zu beſchließen.

Der Schein trügt.

Der arme Teufel ſah zugleich aus, wie ein dummer Teufel. Ein ſo dummer Ausdruck von completer Eſelhaftigkeit und plumper Stupidität war mir noch nicht vorgekommen. Ich dachte mir, wenn der Kerl wirklich ſo dumm iſt, als er ausſieht, ſo bringt er es gewiß noch recht weit; das Sprichwort lautet ja: Hanns kommt durch ſeine Dummheit fort. Indeß da ich auf Sprichwörter wenig oder gar nichts halte, ſo dachte ich: wenig oder gar nicht will ich dieſer Callotſchen-Bettelfigur juſt deßhalb nicht geben, und reichte ihr eine bedeutende Gabe. Die Figur glotzte wie ein Schaf auf das Silberſtück, ſagte kein Wort, und blieb ſtehen; ich aber ſagte auch kein Wort, und ging.

Andern Tages, als ich in der Gegend des engliſchen Parks ſpazierte, iſt mir, als ſehe ich den completen maleriſchen Schafskopf aus dem Fenſter eines ſeitwärts gelegenen Häuschens herausgucken. Ich hatte denſelben Weg vor, und kam alſo dort an. In demſelben Augenblicke trat der Kalbskopf aus der Thüre, und machte mir ein Compliment, das ſehr tanzmeiſteriſch und doch ſehr leicht und natürlich ausſah; dann ging er auf mich zu, und lud mich mit

dem nobelſten Anſtand von der Welt und mit Worten, welche ſehr fein geſtellt waren, ein, ihm meinen Beſuch zu gönnen. Etwas neugierig trat ich ein, zuerſt in eine reinliche Küche, an deren Wänden mich das ſchönſte Kupfergeſchirr frappirte, dann in ein kleines, etwas dunkles Zimmer. Der Bettelmann zog die Rouletten auf, und das dunkle Zimmer verwandelte ſich in eine Gemälde-Gallerie. Nicht mit Gleichgiltigkeit betrachte ich die Bilder in der Nähe, und erſtaune, unverkennbare Meiſterſtücke von einem Raphael, Correggio, van Dyk, Holbein u. ſ. w. zu entdecken; zuverläſſig lauter Originale. Keine einzige Copie. »Was hat das zu bedeuten? frage ich den Mann.« Ich liebe die Kunſt, entgegnete er mit der Anmuth eines Hofmanns, und bin ſelbſt ein wenig Künſtler. Eins dieſer beiden Stücke iſt von mir, ſie ſind, würde ich ſagen, von einem ſchwachen Pinſel, wüßte ich nicht, daß dieſer Pinſel doch etwas mehr als mittelmäßig ſei! Und dieſer Ton und dieſe Sprache überraſchten mich; unwillkürlich fing ich an, eine Art von Achtung für den Mann zu hegen, und ihn ſelbſt nicht mehr für einen Pinſel zu halten. Während ich ſeine eigenen Arbeiten in Augenſchein nahm, entſchlüpfte er, kam aber in ei ,, en Minuten wieder, ſtatt des Bettlerhabits einen geſchmackvollen ſeidenen Ueberrock am Leibe. Er öffnete ein zweites Zimmer. Ich trat ein, und ſehe ein halbes Dutzend feiner Wandſchränke mit geöffneten Laden. »Hier iſt,« ſprach mein räthſelhafter Führer »mein Medaillen-Cabinett; Stücke wie der kupferne Otto oder der goldene Andreas werden ſie als Kenner genug antreffen!«

Fast wäre ich bey diesen Worten erröthet, denn ich war und bin in der Numismatik ein vollständiger Schöps. Mit stummem Beifall besah ich diese offenbaren Schätze, und äußerte meine Verwunderung, sie im Besitze eines Mannes anzutreffen, dessen Gewerbe das Betteln sei. Der Herr mit dem seidnen Ueberrocke hatte hierauf die Güte zu sagen: Genehmigen Sie zu wissen, mein edler Herr, daß ich wirklich ein Crösus und Bettler zugleich bin; der Bettler hat mich zum Crösus gemacht, was immer besser ist, als wenn man nach den Beispielen der heutigen Welt vom Crösus zum Bettler herunter plumpft. Ich habe eine feine Erziehung genossen, aber meine Aeltern waren arm. Ich war ein unvergleichlicher Mahler und Münz-Graveur, und schrieb ein Paar Werke über den Geist der Geschichte; ich verstand aber nicht den Geist der Weltklugheit und blieb so arm als vorher; ja ich war einmal auf dem Punct, zu erhungern. Mein zerlumpter Anzug ließ die Leute glauben ich bettle, während ich nur entsetzlich hungerte, und an einem solchen gräulichen Fasttage hatte ein junger geistlicher Herr den Einfall, mir einen blanken Thaler in die Hand zu drücken, und sogleich zu verschwinden. Ich dachte, es sei doch besser Almosen anzunehmen als zu verrecken; und also dachte ich viele Jahre, ohne dabei zu naschen. Vielmehr legte ich die schöne Sparbank an, welche hier das Glück hat, Ihnen zu gefallen.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich diesem respectabeln Herrn ein Compliment machte, und er es wie mir schien, nicht erwiederte. Ein drittes Zim-

mer thut ſich auf; es iſt eine herrliche Bibliothek. Die auserleſenſten Schriftſteller aller Zeiten und Nationen in den geſchmackvollſten Einbänden! Ich habe vergeſſen, zu erzählen, daß mir der ſeidene Herr in ſeinem Münz-Cabinette zwei wunderſchöne Gelegenheits-Medaillen von ſeiner Arbeit, die einem Gambello und Aberhamſon zur Ehre gereicht hätten, gezeigt hatte; jetzt zeigte er mir ſeine beiden Werke über den Geiſt der Geſchichte, und entſchlüpfte wieder. Ich blättre, ich durchfliege, ich leſe, ich ſtudiere, ich bewundere, ich bin entzückt: dieſe Eleganz und Kraft und Tiefe, dieſe Gelehrſamkeit und edle Freimüthigkeit! Zum erſtenmal in meinem Leben wurde es mir recht klar, daß Alexander der letzte, und Socrates der erſte Menſch geweſen. Der Ton eines Silberglöckchens weckte mich aus meinem Tiefſinn; eine Seitenthür ſchlägt auf, und der geiſtvolle, kunſtreiche gelehrte Herr im ſeidenen Ueberrock erſcheint in einem geſchmackvollen Modeanzug. Er bittet einzutreten, ich verlaſſe den Geiſt der Geſchichte, und ſehe den Geiſt eines feinen Frühſtücks auf dem Mahagonitiſch rangirt. Es war das fürſtliche Schlaf-Cabinett des Bettelmanns.

Wir ſaßen und ließen uns den Champagner ſchmecken. Ich muß geſtehen, daß mir des Mannes Züge nicht mehr ſo enorm dumm vorkamen, und ich bereue es, daß ich ihn einen Schafs- und Kalbskopf geſcholten habe. Dumm aber ſah er doch noch aus, das ließ ſich nicht läugnen, und er war doch ſo geiſtvoll, kunſtreich und gelehrt! Sein ganzes Benehmen beſtätigte es. Wir converſirten noch eine

volle Stunde; eine kostbare Pendeluhr schlug zehn, und ich erinnerte mich, daß dieß die Stunde sei, wo ich Herrn Kochem besuchen sollte. Ich stand also auf, nahm meinen Stock, gab wieder einen beliebten Thaler, versprach wieder zu kommen, und ging, obschon ein allerliebstes Mägdlein hereintrat, sich anzufragen, ob man nichts befehle.

Mit tausenderlei Gedanken über den reichen Bettler und tölpelhaften Gelehrten beschäftigt, schritt ich nach der Gegend, wo Herr Kochem wohnte. Ich wußte nur so viel, daß dieser Herr Kochem ein Seitenverwandter des berühmten Topographen des Himmels und der Hölle sei; daß er sehr viel Verstand und eben so viel Geld und Kostbarkeiten besitze. Ein Freund hatte uns wechselweise empfohlen, und ich war sehr neugierig. Ich war dieß noch mehr, als ich vor einem unbeschreiblich geschmackvollen Landhause, dem Sitze des Herrn Kochems, ankam. Alle Attribute der Wissenschaften und schönen Künste waren daselbst angebracht, und im Giebel des Portals prangte wie auf dem des Posthauses zu Purkersdorf und auf dem Fußboden in Göthe's Vorzimmer die freundliche Inschrift: Willkommen!

Kaum hatte ich diese schöne Aussenseite einige Augenblicke betrachtet, als die Portalinschrift zu reden anfing, nämlich Herr Kochem selbst, der im Schatten der Thüre stand, rief mir dieß Wort sechs bis zehn Mal zu. Dann sprang er wie in fieberhafter Hast nach mir, umarmte mich, und preßte meinen ganzen Leib mit solcher Heftigkeit an den seinigen, daß er mir das Glas meiner Taschenuhr und das

meiner um den Hals hängenden Lorgnette zu gleicher Zeit zerbrach. Herr Kochem war jedoch gar nicht verlegen darüber, sondern versicherte, das habe gar nichts zu sagen; er kenne in der Stadt einen sehr geschickten Glasschleifer, bei dem ich gut bedient werden würde, der aber außerordentlich theuer sei. „Auch," setzte Herr Kochem hinzu, „habe ich in den Zeitungen von einem berühmten Optiker gelesen, der zu England logirt, ich weiß nicht, in London oder in Oxford; ich kenne aber einen Handlungs-Commis in der Stadt, welcher die Kunst versteht, in englischer Sprache zu schreiben; diesem Jüngling werde ich deutsch schreiben lassen, damit er nach London und Oxford zugleich englisch schreibe, um die Adresse jenes Optikers heraus zu bringen. Was dann das Porto betrifft, so wollen wir uns alle drei darein theilen."

Ich muß gestehen, daß dieser Empfang mir sehr wunderlich vorkam; und indem ich mich von den Glassplittern reinigte, nahm ich Gelegenheit, meinen Wirth ein wenig zu fixiren. Ich sah einen Mann, mehr groß als klein, von feinem, zierlichen Wuchs, geschmeidigen Bewegungen, und was die Hauptsache ist, von sehr geistreichem Antlitz, mit dem ich mir seine Worte nicht zusammen reimen konnte. Hierüber weiters nachzusinnen, war mir nicht möglich, denn Herr Kochem hatte sich hinter mich postirt, und mit beiden Fäusten aus Leibesmacht mich in das Haus geschoben, was mir wieder ganz wunderlich vorkam. In der Küche, die ich zuerst passirte, lachte mich das schönste Kupfergeschirr an, und ich sah allerhand Kochapparate,

die mir noch nicht vorgekommen waren, und auf Gourmanderie ſchließen ließen. Das erſte Gemach war ziemlich dunkel; da aber Herr Kochem die Rouleaux aufzog, war es ein ſehr lichtes Gemälde-Cabinett. Ich ſah Bilder von großem Werthe, und bewunderte einen unendlich lieblichen Correggio. Als Herr Kochem dieß bemerkte, klopfte er mir freundlich auf die Schulter, und ſagte: „Das iſt Lumpenarbeit von einem gewiſſen Kranich oder Kranach, wie ſie den Menſchen heißen; ich kann das Bild nicht leiden; es iſt mir zu wenig Nackendes daran, und ich liebe das ſchöne freie Fleiſch, ſei es auch auf einem holländiſchen Küchenſtück, aber dieſer franzöſiſche Kranich verſtand das nicht!“ Ich war ſehr betroffen über dieſes ſinnloſe Geſchnatter aus einem ſo verſtändig gebauten Munde, und war ungeſchickt genug, es beſichtigen zu wollen, indem ich Herrn Kochem auf die charakteriſtiſchen Unterſchiede eines Correggio und Lucas aufmerkſam machte. Dieß ſchien ihm ſehr aufzufallen; er ſperrte den nämlichen, verſtändig gebauten Mund weit auf, ſagte kein Wort, gähnte lang und nahm dann eine lange Priſe Tabak. Während deſſen hatte ich mehrere mit Schlößchen behängte Bilderkiſtchen wahrgenommen, und äußerte meine Vermuthung, daß darin wohl die allerkoſtbarſten Gemälde verwahrt ſeyn mögen. Hierauf antwortete Herr Kochem wieder kein Wort, wurde aber feuerroth, und führte mich in das zweite Zimmer.

Es war ein Münz-Cabinett. Viele Schränke ſtanden umher; die meiſten aber waren verſiegelt.

Ich wußte mir dieß nicht zu deuten, und fragte nach dem Grunde. Herr Kochem aber wurde neuerdings feuerroth, und zeigte mir einige Laden, in welchen Kupfermünzen dünn ausgesäet waren, Herr Kochem strich eine Handvoll zusammen, und sagte: „Sehen Sie, ich liebe sehr die Kupfermünzen; sie sind in den Münzen-Cabinetten viel seltner als die goldenen und silbernen, eben darum, weil man gewöhnlich nur von letztern Metallen Sammlungen hat; und hernach ist der Verlust nicht so groß, wenn sie Einem gestohlen werden. „Wie gefällt Ihnen dieses Stück,“ setzte er hinzu, indem er mir die Reversseite eines Münzstückes zeigte; „sehen Sie, wie natürlich die Aepfel und Birnen aus der schönen großen Düte herausquellen?“ Es war aber diese Düte ein Füllhorn. Himmel, dachte ich, was ist das für ein Mensch! Er scheint eher ein Tölpel, ein Blödsinniger, ein Lämmel zu seyn, als ein verständiger, geistreicher Mann, wie der Ruf ihn mir geschildert hatte; auch die verschlossenen Bilderkisten und die versiegelten Münz-Schränke kamen mir schon ein wenig verdächtig vor. Unwillkürlich wurden meine Verbeugungen steifer, meine Höflichkeitsphrasen seltner und frostiger, ich fing an, Herrn Kochem für einen Schafskopf zu halten, wie erst unlängst den geistreichen Bettler mit dem dummen Gesicht. Es fing mir an, bei dem Menschen zu mißfallen, und eigenwillig trat ich in das dritte Zimmer.

Es war die Bibliothek. Auf den Repositorien sah ich nichts als Bilderbücher aufgeschlagen; Bücher von bedeutendem Werthe, wie Lavaters Physio-

gnomik, Blochs Naturgeschichte der Fische, das Herculanum, Levaillants Papageien und dergleichen. Die prächtigen Kupfer waren abgegriffen, voller Schmutz, man sah überall fünf und mehr Finger abgedruckt, und die abscheulichsten Spuren von flüssig gewordenem Schnupftabak. Dieser Vandalismus empörte mich; ich konnte dieß Gefühl nicht unterdrücken, und zog in kernhaften Ausdrücken gegen den Barbaren los, der diese kostbaren Werke so mißhandeln konnte. Dieß ging Herrn Kochem noch mehr in die Nase als sein Tabak; er nahm einige mächtige Prisen, wurde wieder feuerroth, und sagte, indem er beide Arme in die Seite stemmte, und die Beine auseinander streckte, sich in die Brust werfend: »Was sind Sie für ein Mensch, daß Sie dieß etwas angeht; am Ende halten Sie sich darüber noch auf, daß ich Edelinks und Lavaters Köpfe mit dieser schönen englischen Scheere ausschneide, oder daß ich diese plumpen Folianten des sogenannten Museums Pio Clementino zu niedlichen Quartanten habe abschneiden lassen, weil die Bücherfächer nun einmal nicht höher sind. Sie Mensch, was geht Alles das Sie an? Ich bin Herr in meinem Hause, und kann thun, was ich will, obwohl der verfluchte Proceß. . . .« Hier stockte Herr Kochem, nahm wieder einige Prisen, dann ging er hin, stopfte sich einen ungeheuern Pfeifenkopf und blies mir abscheuliche Wolken in's Gesicht. Ich wußte nicht, wie mir geschehe; der Kerl mit der geistreichen Miene indignirte mich, und machte mich zugleich lachen als eine vollkommene Carricatur.

Ich blieb sprachlos, er aber nicht. »Wissen Sie nun,« sagte er, »daß ich mir aus Ihren Impertinenzen gar nichts mache? Ich sehe, Sie sind ein ungebildeter Mensch, und vielleicht sogar ein armer Teufel; der Neid spricht aus Ihnen. So etwas habe ich schon einmal gemerkt, als Sie bei meinem hochseligen Herrn, dem Grafen Millefleurs zu Mittag speiseten, dem alle diese Bilder, Münzen und Bücher gehört haben, und dem ich manches Vivat bringe, weil er meine treuen Küchendienste so gut belohnte, indem er mir diese sämmtlichen schönen Sachen als Erbschaft hinterließ. Ich war zehn Jahre lang sein Leibkoch; meine Verdienste waren nicht gering, und doch unterstanden Sie sich, mein Herr, sich über mein Ragout zu moquiren. Doch Ich verzeihe Ihnen, Sie sind kein Mann von Geschmack; wenn Sie aber zufällig ein Mann von Vergnügen seyn sollten, so wüßte ich Ihnen einen nobeln Vorschlag zu machen!« Bei diesen Worten stutzte ich, blieb aber stumm, und Herr Kochem platzte endlich damit heraus, daß er so und so viele tausend Thaler brauche, um seine Gemälde und Münzen, welche ein ungestümer Gläubiger so gut als gepfändet habe, zu retten. Ich machte mir jetzt ganz ungeheuchelt ein Vergnügen daraus, dem Herrn Kochem zu gestehen, daß er sich nicht geirrt, wenn er mich für einen armen Teufel gehalten habe, und wollte schon aufbrechen, als eine nicht unartige Dirne herein trat, und aus einer großen Branntweinflasche einschenkte. Die Dirne gefiel mir, aber der abscheuliche Branntwein mißfiel mir doch noch mehr, und so empfahl ich mich Herrn Kochem, und ging

meiner Wege, ohne daß mich der Bengel begleitet hätte.

Ich hatte nun an ein und demſelben Morgen einen dummen und bettelhaft ausſehenden, als einen geiſtreichen, gelehrten und reichen, und einen verſtändig und für wohlhabend gehaltenen, als einen unwiſſenden und verſudelten, vulgo armen Mann kennen gelernt. Auf's neue ward ich überzeugt, wie wenig man bloß nach dem Exterieur und nach dem Rufe ſchließen dürfe; und als ich den Freund wieder ſah, der mich Herrn Kochem empfohlen hatte, nahm ich die beſte Rache an ihm, indem ich ihn zu dem Bettelmann ſchickte, der ihn aber gar nicht annahm, während ich wöchentlich an einem feſtgeſetzten Tage ſeinen Champagner beſuchte. Ich fand immer weiche Herzen, und hatte niemals nöthig, einen harten Thaler zurück zu laſſen.

Der alten Roma Geiſt an die Enkel.

Seht, dort wühlt mit knechtiſcher Geberde,
Kalten Tactes in dem Bauch der Erde
Eine Rotte um den Tagelohn;
Sprengt mit plumper Fauſt die alten Riegel,
Dringt durch tauſend diamantne Siegel
Blöden Blicks zum ſtillen Götterthron!

Nicht die Stätte, wo die Todten wohnen,
Nicht die Satzung wollen ſie verſchonen,
So die Grüfte heilig uns bewahrt;
Steine nur bedarf ihr welkes Leben,

Leben selber doch dem Stein zu geben:
Diesen Enkeln ist's nicht aufgespart.

Denn der Sonnenfunke ist entwichen,
Und des Pulsschlags Feuer ist verblichen,
Und dahin, die reiche Götterwelt;
Fort, entflohen bleibt der Geist auf immer:
Geister nur im hohlen Sterbgewimmer
Spuken unter diesem Sternenzelt.

Lasset ab, Vandalen, ab vom Raube,
Den ihr an der größern Vorzeit Staube
Kindisch lüstern fort und fort begeht!
Jeder Schaufelstich ist eine Wunde,
Nimmer frommt euch, Eitle, unsre Kunde,
Unsre Spur bleibt ewig euch verweht!

Was soll, Kleine, euch das Große frommen?
Wollt den Gipfel, den nur wir erklommen,
Ihr, Verwegne, klimmen auch hinan?! —
Kehret um, ihr, eure eignen Spötter!
Laßt uns schlummern in dem Schoß der Götter!
Kehrt zurück von eurem eitlen Wahn!

Euch, Barbaren, sollen die Ruinen
Des Heroenvolks zum Schauwerk dienen,
Sieche Gaffer klügelnd zu erfreu'n?!
Gierig prunken wollt mit unserm Gute,
Frech ihr schachern, und mit dreistem Muthe
Unsrer Gräber Heiligthum entweih'n?

Prahlen, an dem Seltnen euch ergetzen;
Lernen wollet ihr aus unsern Schätzen?
In den Grüften, Blinde, sucht ihr Licht? —
Blöde Gaukler! nicht in diesen Gründen
Sind der Vorzeit Geister aufzufinden!
Weich zurück, Pygmäen-Angesicht! —

Nein! doch bleibe! — In die Gruft hernieder
Senk die Götterleichen reuig wieder,
Gib sie ihrem Himmelsgrab zurück!
Laß dem ewig grünen Lorberboden,
Seine Schächte, seine hehren Todten:
Gib sie ihrem Himmelsgrab zurück!!

Ihr aus schlammversunkenem Geschlechte
Stört nicht weiter unsre edlern Rechte,
Ehrt die Nemesis in unsrem Grab!
Kostet, was für euer kleines Leben
Euer Wirken dort euch hat gegeben:
Zu Heroen steigt man nicht hinab. — —

Was euch euer Schicksal hat beschieden,
Damit seyd, Vergängliche, zufrieden,
Kehret um von eurem frechen Thun!
Plündert nicht die Form, erzeugt das Wesen —
In Ruinen könnt ihr Roma's Geist nicht lesen:
Kleine! laßt die großen Todten ruh'n!!!

Winckelmanns Schatten an die Manen des Plinius.

Heh'rer Geist, o lasse dich versöhnen!
Laß den Unmuth, der dich aufgeregt,
Der wie Sturm die Sinne uns bewegt,
Denen gelten, die dem Unfug fröhnen!

Doch die Edlen, deren laut're Liebe
In dem Großen nur dieß selbst gesucht,
Und die Wurzel im Besitz der Frucht:
Freunde sind das, aber keine Diebe.

Und nicht Prahlsucht mögest du es heißen,
Wenn der Kenner in Pompeji gräbt;
Was er aus dem Schoß der Vorzeit hebt,
Will dem Zahn er des Saturn entreißen.

Als ein Denkmahl der Heroenzeiten
Stellt in Tempeln würdig er es auf,
Daß im fernen, fernen Horenlauf
Prangen mögen Eure Herrlichkeiten!

Und das Schöne lebt nicht, daß es sterbe;
Bei den Todten modern soll es nicht;
Aus der Gruft muß es hervor an's Licht,
Denn die Menschheit selber ist sein Erbe!

Arnold auf dem Lande und Felix in der Residenz.

»Höchste Zeit war es, höchste Zeit,« sagte der lebenskluge Arnold zu seinem nachdenkenden Busenfreund Felix, indem er zwey Papierstreifen aus der

Brieftasche zog, »hier haben wir nun unsere Lose; Glück auf, Freundchen!«

»Nun,« was wird das Los dieser Lose seyn?« entgegnete Felix kalt, fast ironisch.

»Wenn das Los dieser Lose darin besteht, daß wir das Gut gewinnen, so ist mein Plänchen schon gemacht.«

»Ey wie albern und gemein, wie kindisch und eitel, guter Arnold, laß die Possen; wir Beide, und Herrschafts-Besitzer oder Capitalisten — das bringt mich zum Lachen!«

»Gut! lach einmal wieder, du sauertöpfischer Freund, ich werde mich darüber freuen! Aber angenommen, wir sind die Glücklichen: augenblicklich verlaß ich unser prosaisches Landstädtchen, fliege auf's Land, und botanisire nach Herzenslust; und du, nun du süßer Murrkopf, du ziehst sicherlich in die Residenz und cultivirst deine astronomische Liebhaberei, nicht wahr?«

Mit einem etwas trockenen: »Nicht anders,« stand Felix von seinem Lalande und Littrow auf, klopfte seinen sanguinischen Freund auf die Schulter, und verließ das Gemach.

* * *

Und richtig, aus Scherz ward Ernst: Arnold fliegt auf's Land, um die Erde seinen Himmel; Felix geht nach der Residenz, um den Himmel seine Erde sein zu lassen: Kräutersammler und Sterngucker!

Arnold war trotz seines lebhaften Temperamentes ein stubensitzerischer Junge von Natur aus. Wer hätte daher glauben sollen, daß er sich den Ausflü-

gen und tausend Strapatzen des Botanisirens hingeben werde? Indeß seine Liebe zum Zeichnen verlockte ihn dazu, und ein selbst angelegtes Herbarium, das er mit allem Sammlungseifer vermehrte, steigerte seine Liebhaberei auf den höchsten Grad.

Ein schrecklicher Lärm weckte ihn aus dem kaum vier Stunden gewährten Schlafe. Arnold springt auf, schlägt Licht; aber überall ist auch schon Alles licht. Er ruft: Feuer! Hilfe! Aber Alles lacht ihn aus, und nichts antwortet, als das naive Blöcken der Schafe, das dumpfe Gebrüll der Rinder, und endlich gar das markdurchbohrende Gekräh des sultanischen Haushahns. Ein kräftiger Peitschenknall und entsetzlicher Hörnerton erschütterte Arnolds Trommelfell, und das wilde Heer verlor sich in die Ferne. Das Räthsel war nicht so außerordentlich, als daß es nicht auch Einen, der die Kräuterkunde als Dilettant zum Steckenpferd gewählt, hätte sollen lösen können. Vier Uhr war es gewesen, und der Hirt hatte das Vieh auf die Heide getrieben. Aber um Arnolds süßen, erquickenden Schlaf war es geschehen.

Mechanisch tappte der Aufgestörte nach dem harten Ruhelager, da pochte es mit gewaltiger Faust an der Thüre; und in das Zimmer trat, ohne ein vernehmliches Herein abzuwarten, ein toboſisches Monstrum mit einem ungeheuren Milchtopf und colossalischen Stücke schwärzlichen Brotes. Das Ungethüm both das niedliche Frühstück dem städtischen Gast; der aber wies die idyllische Aufmerksamkeit mit finsterer Miene zurück, und warf sich ärgerlich auf das *Bette hin.*

Schon zehn Uhr war es, als er erwachte. Verstört griff er nach Hut und Stock, nahm seinen Kräuterapparat, und trat seine erste botanische Wanderung an. Unleidlich brannte die nämliche Sonne, die sich im Frühling und Herbst, wie im Winter und auf Kupferstichen so allerliebst ausnimmt. Arnold war erschöpft. Mit Schweiß bedeckt, vor Durst verschmachtend streckte er sich in den spärlichen Schatten eines Kastanienbaumes, und schlummerte unwillkürlich ein. Nach einer Weile aber erwachte er plötzlich; denn es war, als werde er mit wüthenden Nadelstichen im ganzen Gesichte angefallen. Aufspringend schlug er zornig umher, allein die Paar Dutzende privatisirender Wespen kehrten sich nicht viel daran, bis endlich der Blessirte und Geschlagene besiegt das Feld räumte.

»Verdammte Wirthschaft,« rief Arnold mißmuthig aus, »sind das die Reize des Landlebens? In welch schrecklichem Zustande befinde ich mich! Hunger und Durst verzehren mich, Mattigkeit wirft mich nieder. Zwar rieselt hier ein sehr schöner murmelnder Quell, ein sogenannter Silberbach; aber Wasser, Wasser, um's Himmelswillen, wer wird Wasser trinken, wenn man ein Künstler ist! Geschwind irgend ein Bacchusschild aufgesucht!«

Aber der Bacchusschilder gab es in der lieben Gegend sehr wenig. Unser Client mußte wohl noch eine gute Stunde lang umher irren, bevor solch eine wohlthätige Signatur seine Anstrengungen krönte. Da ging's nun aber auch weidlich über den edlen Rebensaft her, Glas auf Glas; eben so über den In-

halt der ruſticalen Küche. Nach dieſer reichlichen Labung trat unſer Wanderer den Rückweg an, wenn man ſo ſagen darf, denn es war ihm unmöglich, dieſen zu finden, ſo ſehr hatte die Stillung des Durſtes ſich ſeiner Sinne bemeiſtert. Nun hatte man aber mit Lichtenberg ſagen können: unſer Brownianer war in einem Zuſtande, in dem alle Häuſer ihm gehörten, wenn er deren hätte anſichtig werden können, oder wenn deren wirklich ſichtbar geweſen wären. Dafür aber gehörte er ſelbſt allen Hecken und Gräben an, und mußte ſich zuletzt Glück wünſchen, daß derſelbe Viehhirte, welcher ihn am Morgen aus dem Schlafe geſtört hatte, ſich jetzt ſeiner erbarmte, um ihn zu Hauſe dem Schlafe wieder zu überliefern.

Der Botaniker ſchlief in einem Strich ſo lange fort, bis die Sonne, die ihm Tags zuvor ſo viel Unheil bereitet, ſchon hoch am Himmel ſtand. Seine Betrachtungen über den vorigen Tag waren kläglich genug. Die Kleider verſchmutzt und zerriſſen, der Hut zerdrückt, der Stock beim Teufel, der botaniſche Apparat ſo gut als vernichtet, und auf Alles das keine einzige Acquiſition, auch nicht ein Gänſeblümchen, auch nicht eine Cichorienwurzel, viel weniger irgend einen gelehrten Gras- oder Strohhalm. Statt deſſen hingegen einen verdorbenen Magen, zerſchlagene Glieder und Kopfweh zum Raſendwerden.

Der Sohn des Linné fand für gut, zu Hauſe zu bleiben, und nach dem Arzt zu ſchicken; aber der Hauswirth, ein 86jähriger rüſtiger Weinbauer, erklärte, daß in der ganzen Umgegend keiner zu

finden ſey. Die Leute, hieß es, ſterben nur aus Altersſchwäche, Krankheiten kenne man nicht, und gegen den verdorbenen Magen ſei der Hunger die beſte Cur. Was war zu machen? Der Botaniker entſchloß ſich heroiſch, dem weiſen Rath des alten Bauernbengels zu folgen. Er verbrachte einen bis zum Verzweifeln langweiligen Tag; zu Leſen war nichts im Hauſe, als die uralte Bibel, und den nächſten Morgen war der Botaniker ſchon viel früher wach, als ſein Wohlthäter, der Viehhirt, ſein vierfüßiges Publicum auf die Heide trieb.

Durch die fatalen Erfahrungen jenes unheilbringenden Tages belehrt, nahm ſich Arnold kräftig vor, ſehr klug und vorſichtig zu Werke zu gehen. Er ſah zuallererſt nach der Witterung, und da dieſe außerordentlich freundlich war, und am Himmel ſich nicht ein einziges Wölkchen zeigte, beſchloß er ſeinen Ausflug, und machte ſich, mit Proviant und allem Nöthigen verſehen, wohlgemuth auf den Weg. Der Vormittag verſtrich unter den gewöhnlichen Drangſalen des Sonnenſtiches, wofür Arnold aber durch einige zwar unanſehnliche, aber deſto wichtigere ſehr wohlklingende, lateiniſche Nahmen führende Kräutlein entſchädigt wurde.

Er legte dieſe entzückende Ausbeute mit diplomatiſcher Sorgſamkeit in ſein Herbarium, that auch einen Silberzwanziger hinzu, wodurch dieſe vegetabiliſchen Kinder, wie es heißt, recht friſch und glatt bleiben (denn ſelbſt die Pflanzenwelt läßt ſich beſtechen) und begann eben ſein Mittagsbrot zu verzehren, als er am Rande eines Teiches einen Mann

sitzen sah, welcher sich in dem geistreichen Geschäft der Fischerei exercirte.

Der gutmüthige Botaniker näherte sich dem Ichthiologen, und bald entspann sich ein Gespräch. Es kam dabei die interessante Neuigkeit zum Vorschein, daß der Fischer erst seit 9 Uhr Morgens, folglich viertehalb Stunden, an seinem Platze sei. Arnold fragte den schätzbaren Mann um die Resultate seiner Geduld, und dieser wies ihm mit der höflichsten und anständigsten Bereitwilligkeit einen großen schmutzigen Korb, in welchem ein ganz kleines, jedoch überaus niedliches silberglänzendes Fischlein lag, das der Botaniker sogleich für ein sogenanntes Weißfischchen erkannte. »Aber um Neptuns Willen!« rief Arnold den Märtyrer an, »wo nehmen Sie die Zeit und Langmuth her, halbe Tage lang einem so erfolglosen Geschäfte zu widmen?« Ha, mein junger Freund, erwiederte der Herr Besitzer des schönen, kleinen Fischchens mit einer Gattung von Seufzer: was die Zeit betrifft, was soll man denn auf dem Lande anfangen, um sie zu tödten? — Da sitze ich und fische, gestern saß ich da und fischte; morgen sitze ich wieder da, und fische wieder. So vergeht die Zeit, und die Geduld kommt von selbst.

Dafür habe ich den großen Vortheil, nicht zu verzweifeln, das ohne weiters der Fall wäre, wenn sich hier nicht ein Teich befände. Aber erlauben Sie mir, mein Herr, darf ich fragen, was enthält denn dieser ungeheure Pappendeckel, den Sie so sorgfältig unter dem Arme halten? — Gewiß schöne, werthvolle Zeichnungen, Landschaften und dergleichen. —

„Nichts anders,“ mein Herr, entgegnete der Botaniker, „als ein Paar Kräuter; ich fische Kräuter, wie Sie Fische botanisiren.“ Arnold schwieg; aber der Fischmeister stand beleidigt auf, zog die Angel empor, sah ohne alle Verwunderung, daß nichts daran hing, nahm seinen Korb sammt Inhalt, und sprach: „Wissen Sie was, Herr Kräuterheld, der Weißfisch läßt sich wenigstens speisen! Was aber Ihr famöses Botanisiren als Dilettant betrifft, so habe ich darüber meine eigenen Gedanken. Ich versichere Sie, daß ich nichts kenne, was alberner, lächerlicher und zweckloser zugleich wäre, als solch eine Liebhaberei. Wissen Sie mir bei Ihren Blumen und Kräutern die innern Eigenschaften derselben anzugeben? Sind Ihnen, mein Herr Dilettant, der Werth und die Verwendung dieser Vegetabilien bekannt in Ansehung der Medizin, der Chemie, der Technik, des Handels u. d. gl.? Mit Einem Worte, wissen Sie die practische Bedeutung dieser Erdenkinder? Nichts von alle dem wissen Sie! Ihre ganze Kenntniß besteht darin, daß Sie den botanischen Nahmen, die Zahl der Staubfäden und höchstens noch die poetische Allegorie dieser Blumen und Kräuter inne haben, und damit Punctum. Wie absurd, sich das Gedächtniß mit tausenden von nutzlosen Wörtern anzufüllen, statt denen sich viel leichter und brauchbarer ein Paar fremde Sprachen lernen ließen; werfen Sie Ihren Linnée und Persoon in's Feuer, mein guter Herr, und verlegen Sie sich lieber auf das Spanische, Mexicanische oder gar auf den Sanscrit,

und hiemit leben Sie wohl, sammt all Ihrem Geblümel und Gegräsel!«

Der Ichhiolog ging, und der Botaniker blieb, und dachte — er wolle weiter über diese Lection nachsinnen.

Für den Augenblick aber fand sich Arnold daran verhindert. Es hatte sich nämlich ein ungeheures Gewitter erhoben, und der Regen fiel in Strömen. An ein Obdach in der Nähe war nicht zu denken, und dem Schutz eines Baumes wollte der Bedrängte sich nicht anvertrauen. Er lief also, was er konnte, um das Dorf zu erreichen. Bald hatte er den linken Schuh, bald die rechte Camasche im Stiche lassen müssen, indem er Acker für Acker quer durchrannte. Auf der großen Huthweide angelangt, wollte er eben ein wenig verschnauben, als ein fürchterlicher Donnerstreich geschah, und die zahme Herde in Aufruhr brachte.

Das ganze quadrupedische Publicum lief wild durcheinander, da erfolgte ein zweiter Schlag. Der sonst so fromme Gemeindestier, ganz seine Rolle vergessend, riß plötzlich aus, fuhr gerade auf den Herrn Botaniker los, und warf ihn dergestalt um, daß er übel genug zugerichtet am botanischen Boden lag, bis der humane Viehhirte zum dritten Male sein Retter ward.

Herr Arnold, der ländliche Naturfreund und berühmte Botaniker mußte nach diesem Abenteuer die Güte haben, eine volle Woche das Bette zu hüthen. Von dem poetischen Landaufenthalte mußte in das prosaische Landstädtchen ein Wundarzt geholt

werden, und der Patient ſah ſich verurtheilt, vor vierzehn Tagen nicht das Zimmer zu verlaſſen. Der rechte Fuß war in einem kläglichen Zuſtande, aber die rechte Hand befand ſich wohl, daher denn Herr Arnold beſchloß, ſich durch Zeichnen und Schreiben die Zeit zu verkürzen. Vor Allem jedoch wollte er ſeinem Herzensfreund Felix Nachricht geben, und ſomit ſchrieb er ihm ein mächtig langes Brieflein, das folgender Maßen ſchloß.

»Ich hege die beſte Hoffnung, daß ich bald nicht nur von dem Schaden meines rechten Fußes, ſondern auch von dem meines unrechten Kopfes, nämlich von meiner arkadiſchen und botaniſchen Paſſion geheilt ſeyn werde. Hätten mir meine tragiſchen Fata überhaupt das geprieſene Landleben nicht verleidet, ſo gäbe es noch eine Menge anderer Urſachen dazu, an die ich Anfangs gar nicht gedacht hatte. Wie unerträglich und unverträglich iſt nicht ſchon der erſte Leibesbedarf, die Koſt? Dieſe Klöße, die nur durch ein recht ſcharfes Beil getrennt werden können! Dieſes lederne Brot! dieſe triviale, ſchmähliche Zubereitung! Dieſe Roheit und Unreinlichkeit der ganzen Aufwartung! Eben ſo iſt es mit der geiſtigen Koſt, nämlich mit dem geſelligen Umgang. Schaud're nicht, wenn ich dir ſage, daß der vielerwähnte Viehhirt der einzige Gegenſtand meiner Converſation war, und noch iſt. Auch von dem würdigen Zeitvertreib mit den liebenswürdigen Evatöchtern, auf die ich, wie du weißt, ſo große Stücke halte, iſt gar nicht zu denken! Von allem Schönen bin ich von allen Schönen abgeſchnitten; mitten in der ſchönen Na-

tur ohne ſchöne Natur! Dieſe Damen haben Wangen wie Klatſchroſen, Füße wie Schneeſchuhe, und doch iſt jede mit einem Anbether verſehen. Bey ſchlechtem Wetter iſt es vollends zum Verzweifeln, denn was du nicht glauben wirſt, iſt, daß es hier weder eine öffentliche — Bibliothek gibt, noch ein Leih-Cabinet oder ein Caffeehaus? Nicht einmal eine Briefpoſt-Anſtalt iſt vorhanden, durch die ich dir dieſe Zeilen ſchicken könnte. Ich erwarte alſo, daß der Schneckensbothe, welcher ſie dir bringt, auch alſogleich Antwort erhalte, ſonſt trifft er mich nicht mehr auf dem gelobten Lande, weil ich feſt entſchloſſen bin, nach Hauſe zurückzukehren, ſobald ich wieder hergeſtellt bin.«

* * *

»Was iſt das für eine ſchreckliche Staubmaſſe?« fragte Felix überraſcht den Poſtillon. »Nichts für ungut,« antwortete dieſer, »Ew. Gnaden, das iſt die Emballage der Reſidenz. Dieſe große Wolke iſt aber nicht lauter Staub; es iſt auch viel Dunſt und Ausdünſtung darunter.« Felix befahl, den Berg, auf welchem die Reſidenz lag, (und noch liegt) raſch hinan zu fahren, um ſich ſo ſchnell als möglich von dieſer ihm unerklärbaren Bewandtniß zu unterrichten, und in einer halben Stunde kam er bey einem der ſogenannten erſten Gaſthöfe an. Man ließ ihn weiter nicht ein, er wunderte ſich darüber, aber der Schwager fuhr ſchweigend weiter nach einem zweiten Hôtel, wo es dem Reiſenden eben ſo erging. »Es ſind alle Zimmer beſetzt, wir müſſen es *weiter verſuchen*,« erklärte der Poſtillon, und ſo ſah ſich Felix zwey Stunden herum geſchleppt, bis er ſo

glücklich war, für drey Reichsthaler täglich, ein Stübchen im dritten Stockwerk beziehen zu können.

Diese Art des Entré verstimmte ihn, und vielleicht war es deßwegen, daß ihm die qualmige Atmosphäre des Gäßchens, in dem sein Gasthof lag, doppelt unerträglich vorkam. In dem Stübchen, in welches von dem Gäßchen der Dunst aller Vorübergehenden und aller zwey untern Stockwerke, so wie des von zechendem Pöbel angefüllten Erdgeschoßes hinaufdrang, konnte Felix es nicht mehr aushalten. »In's Freie,« rief er, »in's Freie; Luft, Luft, ich vergehe!« und sprang die finstern, abgetretnen, schmutzigen, mit Speisen und Koth beschütteten Treppen hinab. So nach dem ersten Lebenselement schnappend, durchirrte er mehrere Straßen, und machte erst auf einem ziemlich geräumigen Platze Halt, auf welchem ein Springbrunnen stand. Dessen Kühlung zu genießen setzte sich Felix auf eine Stufe desselben, und machte seine Betrachtungen über den ersten Eindruck dieser glänzenden Stadt. »Ist's möglich,« fragte er sich selbst, »daß hunderttausend Menschen und mehr, hier in einem engen Raum zusammengepfropft leben können, ohne einen Luftzug einzuathmen, der nicht schon in hundert fremden Lungen sich befunden hat; und wie befunden! Geschwängert mit den Dünsten der schmutzigsten und ekelhaftesten Dinge aller Art!« — Schon war er im Begriff, seinen kritischen Monolog laut werden zu lassen, als eine Menge vorüberrollender eleganter Caroſſen den schon durch die Fußgänger erregten Staub in einem solchen Grade vermehrten, daß Felix instinctmäßig das Schnupf-

tuch vor den Mund nahm, und von seinem Posten flüchtete.

„Das gehört nun einmal so mit zu der Schattenseite aller großen Städte, als unzertrennlich von ihnen,“ dachte Felix und lenkte nach einem andern Theile der Stadt, wo er bald in eine der besuchtesten Straßen gelangte. Die Witterung war eben so, wie man sie schön zu nennen pflegt, und die Occupation dieser Straße war daher sehr lebhaft. Hier sah sich aber der Astronom Felix mit seinem bedächtigen Schritte gar bald im Schwalle mit fortgerissen; er ging nicht mehr, er wurde gegangen; nein auch das nicht, er wurde getragen, hin und hergeschnellt, wieder zurückgeschleudert, und mehr als einmal in Gefahr gebracht, von den im schnellsten Trab vorüber rollenden Wagen überfahren zu werden. In einem solchen Moment rettete er sich unter ein so eben freigebliebenes Hausthor, und da er bemerkte, daß der Aufgang in eine Caffeeschenke führe, so stieg er die Treppe hinauf, und nahm Platz an einem Fenster, von welchem aus er das ganze Gewühl auf der Straße ruhig überschauen konnte. Er hatte sich kaum gesetzt, als schon ein Aufwärter da war, ihn zu fragen, wie viel er verzehren wolle? Felix bestellte, und nahm sogleich Veranlassung zu fragen, was denn der Aufstand da unten zu bedeuten habe? Allein wie erstaunte er, zu hören, daß dieß der gewöhnliche Gang der Dinge sei. Um sich gegen einen gemeinen Kerl nicht zu prostituiren, fand Felix es für besser, die Sache abzubrechen, und sich auf seine eigenen Betrachtungen

zu beschränken. »In der That,« dachte er sich, »wenn man zum ersten Male diese Geschäftigkeit, diese Eile, dieses Rennen und Rangablaufen aller dieser Leute sieht, sollte man da nicht glauben, es gelte etwas Außerordentlichem? — Wenigstens muß man daraus schließen, daß diese Leute nothwendig haben, mit der Zeit ungemein zu wirthschaften, und sie als das wichtigste Capital zu betrachten, demnach so viel als möglich in der kürzesten Zeit zu verrichten. Das ist fürwahr ein sonderbares Schauspiel! Aber wenn all diese Renner nur übereinkommen wollten, sich, um die ewigen Colliſionen und Rippenstöſſe zu vermeiden, rechts oder links auszuweichen, wie es sogar die Pferde thun! »Ja die Pferde,« dachte er nach einer Pause weiter, »das ist wieder eine Sache für sich. In einem guten Landstädtchen ist es ein außerordentlicher Zufall, wenn man überfahren wird; in dieser guten Straße aber mag es ein eben so außerordentlicher Zufall seyn, es nicht zu werden.«

Unter ähnlichen Erwägungen verstrich eine halbe Stunde; Felix mußte für die Tasse Chocolate, für die er zwei gute Groschen hingelegt hatte, in der Meinung, recht generos zu seyn, noch vier gute Groschen nachschießen, und brach nun auf, um den Wirth wo möglich zu bewegen, ihm ein geeigneteres Zimmer einzuräumen, denn für seine astronomischen Experimente war das jetzige allzuschlecht gelegen. In diesem Puncte war er glücklich. Er erhielt in der fünften Etage eine Gattung Dachstübchen, wo er seinen himmlischen Apparat ungemein vortheilhaft aufstellen konnte. Als dieß geschehen, und

das Mittagsessen vorüber war, eilte Felix in ein Caffeehaus in einer einsamen Nebenstraße, um zu sehen, ob die Zeitungen keine neuere Nachricht über den kürzlich erschienenen Cometen gebracht hätten. Allein obwohl nur vier Gäste da waren, und er bereits eine volle Stunde gewartet hatte, konnte er der Zeitung gleichwohl nicht habhaft werden, weil diese vier Herrn Gäste ja keine Sylbe ungelesen lassen wollten, um auch das allerheterogenste Zeug durcheinander zu genießen, wie ein gemeiner Schmarotzer bey einer fremden Tafel oder bey einer Table d'hote von jeder Speise nimmt, indem nun schon einmal die Gelegenheit da ist, er möge sich den Magen verderben oder nicht. Felix mußte also für diesen Augenblick Verzicht thun, um seinen Banquier aufzusuchen. Länger hätte er es auch in dieser Caffeeschenke nicht aushalten können; denn der Tabaksqualm hatte auch hier seinen verpestenden und erstickenden Sitz dergestalt aufgeschlagen, daß es unmöglich war, Jemanden auf vier Schritte zu erkennen. „Entsetzlich,“ rief Felix aus, „Niemanden begegne ich in dieser Stadt, der nicht Tabakswolken vor sich her bliese; es ist, als ob es den Leuten befohlen wäre; Kinder von zehn Jahren rauchen Tabak, um sich im Voraus schon Nerven, Gedächtniß und alle Seelenkräfte abzustumpfen; und was für Tabak! der Himmel bewahre meine eigene Pfeife vor solchem Unrath!“

Nachdem Felix bei dem Banquier lange aufgehalten worden, und sich bei seinem Bücherlieferanten *himmlische* Neuigkeiten ausgewählt hatte, beschloß er eine der vielgerühmten Promenaden zu be-

ſuchen. Man ſagte ihm; die allernächſte ſei eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, worüber er den Kopf ſchüttelte, um ſo mehr, als ihm bis jetzt noch kein grünes Blättchen, noch kein Grashalm zu Geſichte gekommen war. Eine fürchterliche Janitſcharenmuſik ſcholl dem Aſtronom jetzt in die feinen Ohren, ähnlich der, welche er bei ſeiner Ankunft im Gaſthof, bei ſeinem Beſuch in beiden Caffeehäuſern, aber unähnlich jener, die er bei der Viſite des Banquiers vernommen hatte. Es war die Hauptwache, welche prächtig einher zog, 76 Muſikanten, und hinter ihnen die Wache ſelbſt, wenigſtens aus halb ſo viel Mann beſtehend. Als der Zug näher gekommen war, verſtummten die ſechs bis acht Leyerkaſten, die aus den Haushöfen und auf der Straße ſelbſt ſich hören ließen. Felix aber, ſich die Ohren verhaltend, entwich, bis der Tumult ſich gelegt hatte, und ſchlich ſich dann betäubt auf die große Promenade.

Bereits war der Abend eingetreten, und neugierig lugte der Aſtronom nach dem heitern Himmelszelt, ob ſich noch keine Spur des berühmten Cometen zeige. Nicht lange brauchte der Beobachter des Himmels zu harren. Mitten unter der ſchönen Welt, unter den holdſeligſten Erdentöchtern ſaß der junge Mann bewegungslos und ſtumm, wie ein Träumer, der die Augen ſtarr auf das langgeſchwänzte Phänomen geheftet. Die lieblichen Töne und Stöſſe von zwei bis drei ſogenannter Harmoniebanden vermochten Felix in ſeinen Sphärenharmonien nicht zu ſtören, und *er mochte* wohl eine halbe Stunde, *vielleicht auch zwei* ganze Stunden in dieſer Verſun-

Lenheit da gesessen seyn, als der mächtige Schlag eines spanischen Rohrs auf seinen Hut ihn der Besinnung wieder gab. Das spanische Rohr gehörte einem alten Herrn, welcher hinter dem Sterngucker saß. »Was machen Sie hier,« rief ihn jener an, »man ist hier nicht versammelt, um zu schlafen oder zu träumen, sondern die Regeln der Lebensart zu beobachten. Sehen Sie nicht, daß hier der Fürst kommt, und Alles aufsteht, ihm ein ehrfurchtsvolles Compliment zu machen?« Felix that, wie ihm geheißen, und entschuldigte sich bei dem alten Herrn mit seiner Liebe zur Astronomie, äußerte auch seine Verwunderung darüber, daß Niemand von der anwesenden schönen und ohne Zweifel auch gebildeten Welt sich um die höchst merkwürdige Naturerscheinung des Cometen bekümmere. »Man ist hier,« entgegnete der Veteran, »versammelt, um sich mit irdischen Dingen zu beschäftigen, uns gehn die Cometen wenig an. Ob ein solches Ding da ist, oder nicht, daran ist uns wenig gelegen, weil es kein practisches Interesse für uns haben kann. Aber erlauben Sie mir vor Allem ein Paar Fragen, mein Herr,« fuhr der Besitzer des spanischen Rohres zu Felix fort: »Sind Sie ein Mathematiker?« — Nein! — »Sind Sie ein Seefahrer?« — Nein! — »Sind Sie etwa gar ein Professor der Sternkunde oder ein Mensch, der vom Kalendermachen lebt, oder gar ein Astrolog?« — Auch nicht, mein schätzbarer alter Nachbar! — »Nun also,« erwiederte dieser etwas aufgeregt, »*was geht* Sie die Astronomie an? Kennen Sie nichts *näher Liegendes* auf Erden selbst, das für Ihr Stu-

bium und Ihre Beobachtungen wichtiger und nutzbringender wäre? Sie beschäftigen sich mit dem Himmel, und wissen nicht, was auf Erden, was neben Ihrem eigenen Sessel vorgeht. Erlauben Sie mir, darüber zu lachen! Sie geben sich mit einer Wissenschaft ab, bey der Sie nie in's Klare kommen können, und verschwenden Ihre Nächte, um aus dem Tag Nacht zu machen. Ein junger liebenswürdiger Mann, und schon solch ein Pedant; ha, ich schaudere! Da hat sich jüngst ein solcher recht schön blamirt, als er sich darüber lustig machen wollte, daß die Weltkinder, wenn sie sich mit dem eitlen Billardspiel und Kegelschieben abgeben, statt ihre Zeit lieber der Sternguckerei zu widmen, sich dabei gar nicht erinnern, daß die Erde auch rund sey, wie die Billardballen und Scheibkugeln. Es ist zum Todtlachen.« Bei diesen Worten versetzte der alte Herr dem jungen Astronomen neuerdings einen Schlag mit dem spanischen Rohr, denn der Fürst war wieder im Anzuge, und entfernte sich mit einem spöttischen Complimente gegen den Gestirndilettanten.

Felix war ganz verblüfft über diese Impertinenz, die Einem, wie er meinte, doch wahrlich nur in einer großen Stadt, und unter Leuten von gutem Ton widerfahren könne. Der musikalische Sammler, das heißt, der Mann von der Bande, welcher das Honorar für das Aufspielen einsammelte, machte nun seine Forderung nicht viel sanfter geltend, als das spanische Rohr des alten Herrn, und Felix gab — *und entfloh.* Jetzt erst gewahrte er die Menge *wunderschöner* Mädchen und Frauen, aber wie sehr

überraschte es ihn, von mehreren der erstern auf seinem ganzen Heimwege bald ferner, bald näher umschwärmt zu sehen. Er machte den natürlichsten Schluß aus dieser Strategie, doch er war ein echter Astronom, und — entfloh wieder.

Ach wie selig pries sich der astronomische Felix, als er wieder auf seinem stillen Dachstübchen angekommen war, um sich nun mit voller Passion der edlen Sternguckerey überlassen zu können, ohne von einem spanischen Rohr oder von einem musikalischen Sammler beunruhigt oder von einem Syrenen-Chor umschwirrt zu werden! Aber Felix, der vergessen hatte, daß er in einer großen Stadt sey, triumphirte ein wenig zu früh, denn es war auch wirklich noch zu früh, nähmlich erst 10 Uhr. Ein plötzliches Wagengeraffel, ein Stiegengepolter, Kellergeschrey, ein Thürenzuwerfen und dumpfes Getön und Gemurmel, wie es einzutreten pflegt, wenn große Gesellschaften in ihren Wohnzimmern ankommen, störte den guten Sterngucker aus seiner eben begonnenen Vorrichtung zur Beaugenscheinigung der Gestirne gar unsanft auf. Er rief den Zimmerwärter, welcher schon nach 3 Viertelstunden erschien, und erfuhr von ihm als die Ursache dieses Lärmens die ganz einfache Ursache. Es war nähmlich das Theater zu Ende, und das schau- und hörlustige Publicum nach Hause zurückgekehrt. Felix konnte sich nicht genau wundern, daß die Leute so spät noch soupiren, und auf diese Weise bis Mitternacht hinein *wach bleiben*. Er fand darin eine große Undiät und *Ordnungslosigkeit*, begab sich aber Trotz dessen,

um die Zeit der Unruhe schneller verstreichen zu machen, an die große Wirthstafel. Allein hier litt es ihn auch nicht lange, weil sich das ganze Gespräch um nichts und wieder nichts drehte, als um die liebe Comödie. Knaben, Mädchen, Weiber, Männer, Greise, Vornehm und Gering, Verständig und Dumm, Gebildet und Ungebildet: Alles recensirte und das über die albernsten Kleinigkeiten mit einer Wichtigkeit, mit einem Ernst und einer metaphysischen Anstrengung, als ob es das Wohl der ganzen Menschheit, als ob es der Entdeckung einer neuen Brotfrucht oder der — Astronomie gegolten hätte. Felix erkundigte sich bey dem Wirthe, ob dieß der gewöhnliche Conversationsgegenstand seiner Gäste sey, und als dieser ihm die Antwort schuldig blieb, verließ er mißmuthig den Saal, und stieg in sein Observatorium hinauf, um abzuwarten, bis es ruhiger geworden seyn würde.

Er hatte gut warten, denn die disharmonische Harmoniemusik schwieg erst um Mitternacht, und länger als 2 Stunden darauf bedurfte es, um jene Stille zu erwarten, welche nöthig ist, wenn man an das erhabene, die strengste Geistessammlung erheischende, Menschheit beglückende Geschäft astronomischer Observationen sich begibt. Auch wir wollen uns nicht unterstehen, unsern Sterndeuter in seinen Betrachtungen zu stören; wir wollen ihn mit seinem langgeschweiften Cometen allein lassen, denn erstens ist es überhaupt der Discretion gemäß, bey allen Arten von Liebhabereien die Leute nicht zu beunruhigen, und dann gestehen wir offenherzig, daß wir

nicht wißbegierig genug sind, zu erfahren, welche Beobachtungen Herr Felix in jener für die Wissenschaften und das Wohl der Welt ohne Zweifel sehr nützlichen Nacht gemacht habe. Der ehrwürdige Forscher bleibe also allein. Er bleibe dieß bis gegen zehn Uhr Morgens. Jetzt nehmen wir uns die Freiheit, an seine Zimmerthür zu pochen; aber sie ist noch verschlossen. Selbst die junge Aufwärterinn, deren wunderschöne Augen wir dem gesammten Sternenheere tausendfach vorziehen würden, muß mit dem Frühstück oder nunmehrigen Spätstück wieder umkehren, bis endlich um die eilfte Stunde des Astronomen Schelle erklingt, und er begehrt, daß es Tag sei, wie König Philipp in Schiller's Don Carlos.

Womit aber konnte solch ein wahrer und würdiger Astronom auch sein Tagewerk schöner beginnen, als wieder mit astronomischen Gegenständen? Felix hatte also kaum die zwischen den Wangen und der Stirne seiner Aufwärterinn schimmernden zwei Sterne wahrgenommen, und seinen schmählichen städtischen Milchcaffee wieder ausgespuckt, als er sich unverzüglich an den Arbeitstisch begab, um die Resultate seiner nächtlichen Himmelsbeobachtungen zu Papier zu bringen. Doch! welch ein eitles Vorhaben! Solche Dinge schreibt man nicht nieder, wenn die Ohren voll Musik sind. Und Felixens nur dem Tanze überirdischer Sphären geöffnete Hörorgane wurden so mächtig von irdischem Musiktreiben occupirt, daß es ihm unmöglich ward, seinen erhabenen *Gegenstand im Kopfe* zu ordnen. In der Stube gerade *ober der seinigen*, von dieser nur durch dün-

nes Bretterwerk getrennt, wurde eine Weberpiece à quatre mains, zugleich aber auch à quatre pieds mit der bekannten Janitscharen-Instrumentirung und zwar mit solcher Heftigkeit gespielt, daß der Boden zitterte. Das ist Eins! Zur Rechten von des Astronomen Stube, die hier, wie auf der linken Seite, eine Thür hatte, spielte ein junger Herr Professor der Flöte ein wunderschönes, von Friedrich dem Einzigen componirtes Stück auf diesem süßen Instrumente, während in dem Gemach zur Linken ein junger Jemand seine zwölfte Lection auf der edlen Violine erhält. Felix, also angefallen, wollte sich schon auf den Corridor von seinem Zimmerchen flüchten, aber auch hier hatte der Feind bereits Posto gefaßt. Es hatte sich nämlich die liebe Jugend, aus der Schule gekommen, zu einem niedlichen Concertchen versammelt, zwei edle Jünglinge, in denen der Sinn für das Schöne und die herrlichste Kunst Polyhymniens schon zeitlich erwacht war, mit der Mundharmonica, von gemeinen Seelen Maultrommel genannt, und zwei holde Mägdleins, eines mit einer Papagenopfeife, das andere mit einer caleidoscopischen, nebst 6 bis 8 Jüngelchen, welche echt tyrolisch bubelten. Diese kleinen Personen waren es, welche sich auf des Astronomen Thürschwelle gastlich gelagert, und ihr improvisatorisches Concert begonnen hatten, als Felix eben entspringen wollte. In demselben Augenblicke aber erklang aus der unter dem Gemach des Sternguckers befindlichen Stube eine unbeschreiblich reizende Sopran- und Tenor-Arie, gesungen von der plastischen Wirthstochter und ihrem

hectischen Liebhaber. Solchergestalt in Wonne schwebend, von holden harmonischen Tönen umschlungen: was blieb dem beneidenswerthen Himmelsbeobachter anders übrig, als mit Anstand zu verzweifeln, und sich muthig durch die einzige noch unbesetzte Flanke, nämlich durch das Fenster zu schlagen! Aber siehe: ein mächtiges Gitter; aber höre, ein eben so mächtiger Leierkasten im Hofraum spendet seine mächtigen Töne empor, unbekümmert ob der Rivalität einer fremden blinden Jungfrau, die unmittelbar neben an mit unnachahmlicher Energie den Jagdchor aus der melodienströmenden Euryanthe auf einer äußerst eleganten Pedalharfe vorträgt!

Das war zu viel! Nein! Das war noch nicht genug! Dem ersten Anscheine nach befand sich Felix in der Lage eines Scorpions, der mit einem Feuerkreis umzogen, welchem er nicht entrinnen kann, sich selber den Tod gibt. Felixens Kreis war noch nicht vollkommen. Nicht daß die Hörner ankommender Postillone das gewaltige, alle Gemächer durchdringende Läuten nach der Zimmerwärterinn, dem Lohnlakei u. d. gl. noch das Ihrige beigetragen hätten, den Ruhm unsers Märtyrers zu erhöhen. Das allein war es nicht, sondern das majestätische Manöver der Artillerie der Geistlichkeit, nämlich das feierliche Geläute von sechs Kirchthürmen herüber, mit Felixens musikalischer Emballage ein seltsames Ensemble bildend, vollendete seine Niederlage. Erst um vier Uhr nach Tische fand der Oberkellner den *Astronomen* ohnmächtig. Er lag auf seinem Tubus,

den er eben so krampfhaft fest gefaßt hatte, wie Carl XII. im Todesmomente bei Friedrichshall seinen Degen.

Als Herr Felix wieder zur Besinnung kam, war nichts natürlicher, als daß er auf der Stelle zuerst seinen astronomischen Apparat, dann seine wohlbestellte Casse unter den Arm nahm, und ein anderes Logis miethete. Hier aber war wieder nichts natürlicher, als daß er Tags darauf dieselbe Variation wiederholte, und so von Tag zu Tag fort, bis er während der Zeit eines Monates glücklich 29 Logis bezogen und wieder verlassen hatte, woran nicht sowohl die musikalische Manie Schuld war, als viele tausend Dinge zum Grunde lagen, die von größen Städten nun einmal unzertrennlich sind. Felix, der auf Ehre und Ruf eben so viel hielt, als auf einen schmackhaften Tisch, ja auf die Sternguckerei selbst, erfuhr endlich sogar, daß er zum Stadtgespräch und zum Gelächter geworden. Da besann er sich nicht so lange, als sein Tubus war, und beschloß seine Emigration zu endigen und wieder in sein behagliches Landstädtchen zurückzukehren. Vorerst aber ergoß er sich über die Beweggründe in einem Schreiben an Bruder Arnold, aus welchem wir hier nur ein Paar Passagen anführen wollen.

— Und wenn du ferner über schlechte Kost klagst, was soll ich sagen? Hier ist Alles schlecht, selbst die allereinfachsten Producte sind durch Wucherei verdorben, oder wohl gar vergiftet. Kein substantiöses Stück Rindfleisch, denn man preßt den Saft aus, und macht theure Bouillons davon. Keine gute Suppe, denn das Fleisch ist seiner Kraft schon beraubt

worden; laß dir als Surrogat ein Ei drein geben, so erhältst du nur ein halbes, wenn du es dir nicht in der Schale bringen lassest. Kein schmackhaftes Gemüse, weil die Habsucht den Dünger dazu schont; eben so unschmackhaftes Brot, weil die nämliche Habsucht das Salz dazu spart. So geht es bei allen andern Victualien, also auch bei den Getränken. Verwässertes, mit betäubenden Kräutern statt des Hopfens versetztes Bier; und Wein, du Himmel: Wein! Das ist ein künstlich zubereitetes Fluidum, welches man so nennt, und doch das Maß 20 gute Groschen bis 1 Thaler! Soll ich dir von dem Handwerksvolk erzählen, das Alles so zerbrechlich und schlecht macht, um schnell wieder Arbeit zu haben, und sich dessen noch rühmt? Ich schweige. Aber nur reden muß ich noch von dem Unglück derer, welche in diesen Häuserlabyrinthen Besuche zu machen haben. Du thust drei Gänge und der halbe Tag ist weg. Du begibst dich zu sechs Parteien, und trifft, wenn es gut geht, Eine an. Niemand ist zu Hause; Alles rennt und keucht auf den Straßen herum; Alles ist überall, nur nicht zu Hause. Hier sollte man nur die Kranken und Todten besuchen; die allein trifft man an, und auch das nur ein Paar Tage. Meine ganze Passionsgeschichte im Zusammenhange sollst du mündlich erfahren, und die ganze Reihe jener Guckereien, die ich hier angetroffen habe."

* * *

Es war an einem schönen Herbstabende, als zwei Wagen von entgegengesetzter Seite in der Hauptstraße des Landstädtchens V. angefahren kamen. Der

Paſſagier des einen ſah bei dem Vorderfenſter des entgegenkommenden Wagens ein ungeheures Fernrohr hinausgeſtreckt und der hinter dieſem Fernrohr ſitzende Reiſende gewahrte auf dem Dach des andern Wagens eine Partie ſehr ſchöner Blumenſtöcke befeſtigt. Es waren unſere beiden Freunde, der Botaniker und der Aſtronom. Die ſentimentale Erkennungsſcene war alsbald erfolgt, und Beide bezogen ihr voriges Haus wieder.

Der Eine dachte wenig mehr an die Reize des Landlebens; der Andere faſt gar nicht mehr an jene der Reſidenz; und als endlich Arnold eine andere als vegetabiliſche Vergißmeinnichtblume, und Felix eine andere als aſtronomiſche Venus kennen gelernt, und ſich auf ewig ewig amalgamirt hatte, nahm es auch mit der botaniſchen und ſternguckeriſchen Liebhaberei gar bald ein vernünftiges Ende.

Der ſehende Blinde.

»Der Mutterbruſt entlaufen iſt das Kind —
Es deckt ſich mit der Weisheit kaltem Schilde,
Allein ihm iſt das innre Auge blind!«

F. L. Z. Werner.

»Ihr Damen und Herren kommt herein,
Hier ſind ſchöne Bildlein zu ſchauen!
Kommt her und kaufet, es wird Euch nicht reu'n,
Porträte von Männern und Frauen!
Seht *an, was bunt* hier das Auge ergetzt,
Und Euch in vergnügliche Laune verſetzt!«

So rief der Nürnberger Bildermann,
Am Jahrmarkt zu Frankfurt am Maine,
Sich luſtig Seher und Kunden heran
Beim glänzenden Bundtagsvereine;
Und alles ſtrömte begierig herbei,
Zu ſehen, was drin in der Bude doch ſei.

Den Höpfner wählet der Advocat,
Und Clio's Verehrer den Müller;
Nach Eugen's Bildniß greift der Soldat,
Der Dichter erkieſt ſich den Schiller;
Und Aeſculap's Sohn, der kauft den Galen,
Den Baſedow hat ſich der Schulmann erſeh'n.

Da wanket ein alter Blinder heran,
Am Arm eines lieblichen Knaben — —
Und vor einen Chriſtuskopf tritt der Mann,
Das Bild, ruft er laut, will ich haben!
Das Heiland-Bild, das hier aufgehangen,
Nach dieſem allein trägt mein Herz Verlangen!

Darauf der Krämer wundert ſich ſchier
Ob des blinden Mannes Begehren;
Doch wie der Knabe ihn zahlt dafür,
Da mag er's ihm nimmer verwehren;
Doch gibt er den ſchlechteſten Abdruck ihm hin,
Betrüglich vermehrend den ſchnöden Gewinn.

Doch war der Alte betrogen nicht,
Inbrunſt den Heiland er küſſet,
ehlet ihm auch der Augen Licht,

Er das Himmelslicht nimmer vermisset. — —
Dem inneren Auge; nicht äußerem Schauen,
Muß ahnend und gläubig der Christ vertrauen! —

Don Juan, der Giftmischer.

Criminalgeschichte.

In Portugals Hauptstadt lebte ein reicher Kaufmann. Sein Weib, und eine Tochter, Namens Josepha, schienen sein Glück zu vollenden. Schon dem Greisenalter nahe, beschloß der Mann, seine Geschäfte in die Hände eines männlichen Angehörigen niederzulegen. Er nahm einen Jüngling in sein Haus auf. Dieser führte des Alten Namen, und lebte mit der Familie in der Vertraulichkeit eines wirklichen Sohnes, so daß man glaubte, er sei ein natürliches Kind des Kaufmanns.

Der Jüngling, Namens Juan, und Josephe gewannen sich lieb. Im Taumel ihrer Gefühle überließen sie sich schrankenlosester Zärtlichkeit. Josephe ward Mutter. Aber in den ersten Monaten dieses Zustandes wurde sie plötzlich von einer heftigen Kolick hinweggerafft. Das Zweideutige dieses schnellen Todesfalles veranlaßt, daß man die Leiche öffnet; und siehe: es entdeckten sich alle Zeichen der Vergiftung. Die gebeugte Mutter der Verblichenen hielt diesen Jammer nicht aus; in wenigen Tagen ist auch sie nicht mehr. Da entschließt sich der unglückliche Vater, den Schauplatz des Entsetzens für immer zu verlassen. Er tritt dem angenommenen Sohn alle Be-

sitzthümer ab, und zieht sich in die Stille des Privatlebens zurück.

Don Juan verließ jetzt Lissabon, um sein in der Nähe von Montremos gelegenes Schloß zu beziehen. Er führte daselbst ein völlig abgeschiedenes Leben. Seine Reichthümer widmete er den Nothleidenden. Niemand als Hilfsbedürftige betraten seinen Landsitz; doch selbst diese nur mit einer gewissen Scheu; denn schon seit jener Catastrophe hatte man nicht aufgehört, Don Juan für den Mörder Josephens zu halten.

Was bisher heimlicher Argwohn war, erhob sich nun plötzlich zur öffentlichen Anklage. Die Obrigkeit konnte nicht länger unthätig bleiben. Sie nahm den Bezichtigten fest. Don Juan läugnete mit unerschütterlicher Entschlossenheit, und man schreitet zur Tortur. Während der Zubereitungen eröffnet Don Juan, er wolle über gewisse Momente wohl Aufklärung geben, weiteres aber werde er selbst unter den schrecklichsten Martern nicht entdecken. Die Richter stellten sofort die Zurüstungen der Tortur ein, um die Aeußerungen des Jünglings zu Papier zu bringen.

»Ich bin (erklärte dieser) der Sohn eines sehr wohlhabenden Handelsmannes in Brasilien. Schon als Kind ward ich der Pflege jenes Mannes in Lippaba übergeben, welchen man für meinen Vater hielt. Ich selbst war der Meinung eine Waise, ein weitläufiger Verwandter desselben zu seyn. Den Gifttrank habe ich Josephen selbst dargereicht, ohne das Verderbliche der Ingredienzen zu kennen. Sie hatte *mich, um bei ihren* Aeltern dem Verdachte ihrer

Zustandes auszuweichen, ersucht, bei einem Apotheker gewisse Arzneien zu holen. Bei der Zubereitung war ich selbst gegenwärtig.« Alles dieses erzählte Don Juan mit der größten Ruhe. Als ihn aber der Oberrichter fragte, ob er beschwören könne, daß Josepha nicht an Gift gestorben sei, da verließ ihn auf einmal alle Fassung. Stammelnd und unter Thränen bekannte er: daß er darum gewußt habe.

Diese räthselvolle Erklärung brachte die Richter in Verlegenheit. Nach einer Weile fragten sie den Inquisiten, ob er oder der Apotheker das Gift in den Trank gegeben habe? Kalt und fest antwortete er, daß weder er noch der Apotheker schuldig sei. »Also ist die Unglückliche,« versetzte der Richter, eine Selbstmörderinn?« »Bei allen Heiligen und meiner unsterblichen Seele,« rief Don Juan in seinem Innersten ergriffen, »Josephe ist auch unschuldig!« — »Was bleibt also noch zu bedenken,« fuhr der Richter nach einer Pause fort, »dem Vater oder der Mutter oder allen Beiden fällt der Mord zur Last!« Doch auch diese Zumuthung bestritt Don Juan. Man drang nun unter Androhung der Tortur in ihn, den Mörder zu nennen. Er erklärte, daß er ihn zwar wisse, ihn aber selbst unter den fürchterlichsten Qualen nicht nennen werde. Durch diese Festigkeit entrüstet, gaben die Richter Befehl zur Folter. Der Standhafte bekennt keine Sylbe. Man befiehlt im Foltern fortzufahren. Aber die Henkersknechte, von Mitleid ergriffen, verweigern den Dienst. Jetzt ruft man den Wundarzt, *ob der Gemarterte noch einen Grad auszuhalten vermöge.* Der Wundarzt befühlt den Puls

— und bejaht es. Das schaudervolle Werk wird also fortgesetzt. Neue Martern zwingen dem Elenden ein Gestöhne ab, das man für ein Zeichen des Geständnisses nimmt. Wirklich winselt er um Barmherzigkeit, wirklich schickt man sich an, das Foltern einzustellen. In diesem Augenblick sieht man einen Greis hereinstürzen, athemlos, mit der Miene der Verzweiflung, Wuth und Angst und Raserei im Blick: »Haltet ein,« schreit er mit markdurchbohrender Stimme, »lasset ab! Der, der ist unschuldig; der Mörder bin ich! Vater und Mörder!«

Richter und Henker, von einer solchen Ueberraschung betäubt, sahen sprachlos sich an. Diese lassen unwillkürlich die Folterwerkzeuge los. Leblos lag der Unglückliche da. So verstrich eine Pause von mehreren Minuten. Ein starres Entsetzen lähmte die Zungen, erstickte den Athem. Die Richter schienen auf einmal vor ihrem blutigen Werk zu erbeben. Wie Bildsäulen standen sie gewurzelt. Aller Blicke hefteten sich mit angstvoller Spannung stier an den Mund des Fremden. Jetzt gesammelter, redete dieser: »Don Juan,« sprach er kalt und fest, »ist der Sohn eines Freundes. Als Knabe überkam ich ihn von seinem Vater, der sich in Handelssachen nach Brasilien begab, wo er zwanzig Jahre verweilte. Während dessen sendete er für den Sohn große Geldsummen ein. Ich war dürftig und ausschweifend. Ich war auch gewissenlos, und eignete des Jünglings Gelder mir selbst zu. Diesen Vorsatz vertraute ich meinem Weibe. Erst dann als mein Vermögen der Zerrüttung nahe war, willigte sie ein. Wir gaben Don Juan für

das Kind eines entfernten Verwandten aus, das wir adoptirt hätten. Den Vater täuschte ich mit Briefen, die ich im Nahmen des Sohnes schrieb. Alles blieb unentdeckt, und ich lebte in dem glänzendsten Wohlstande. Endlich starb Don Juans Vater. Er hatte mir sein ganzes Vermögen zugesagt, falls sein Sohn ohne Erben die Welt verlassen sollte. Don Juans Tod könnte mich also völlig in den ruhigen Besitz großer Reichthümer bringen. Mein Entschluß war bald gefaßt.«

Die Umstehenden ahneten die verbrecherische Wendung, und fuhren fort zu schweigen. Auch der Fremde that dieses. Dann nach einigen Augenblicken der Erholung erzählte er weiter: „Meine Frau that herzhaften Widerstand bei diesem Anschlag auf Don Juans Leben. Um diese Zeit wurden wir durch die plötzliche Ankunft des Agenten meines verstorbenen Freundes überrascht. Der Briefwechsel war ihm bekannt. Ich sah mich genöthigt, Don Juan, seine Abkunft, seine Ansprüche zu entdecken. Schmach, Verantwortung und Elend von der Einen; Glanz, Reichthum und Sicherheit von der andern Seite ließen endlich auch mein Weib nicht lange mehr schwanken. Wir glaubten uns zu der ruchlosesten Frevelthat gezwungen. Wir waren der Hölle anheimgefallen. Der sichern Meinung, jener Trank sei für Don Juan selbst bestimmt, warfen wir das Gift hinein. Unsere Tochter ward das Opfer. Schon so zeitlich rächte der Himmel das ungeheure Verbrechen. *Mit Entsetzen sahen* wir unser eigenes Kind, *von uns selbst gemordet*, verscheiden. In den letzten Au-

genblicken hatten wir Josephe von dem beispiellosen Frevel unterrichtet. Ihr letzter Hauch brachte uns Verzeihung. Aber wir waren in unserm Innersten vernichtet.«

Bei diesen Worten unterlag der Fremde den zermalmenden Gefühlen. Erst nachdem er sich gelabt und eine Weile ausgeruht hatte, fuhr er fort: »Bevor das theure Kind verschieden war, hatten wir auch dem Don Juan Alles geoffenbaret. Josephe beschwor ihn auf das feierlichste, das Geheimniß zu bewahren, um ihre Aeltern nicht auf das Schaffot zu bringen. Don Juan, seiner Geliebten mit unaussprechlicher Zärtlichkeit zugethan, stets gewohnt, mich als seinen Erzieher und Wohlthäter zu verehren, versprach es mit einem Eide. Sehet hier, wie heldenmüthig der Edle sein Wort gelöset hat!«

Don Juan hatte dieses Alles noch mit angehört. Als er die letzteren Worte vernahm, zuckten seine Lebensgeister zum letzten Male auf. Ein wehmüthiges Aechzen war die letzte Aeußerung seiner zerstörten Kraft. Dann verlosch er.

Wie der Fremde dieß gewahrte, kehrte seine vorige Wuth wieder. Einem Rasenden gleich verfluchte er die Richter und Henkersknechte. Auf einmal sehn sie ihn aus dem Gurt ein Messer hervorziehen. Vermeinend, es gelte ihnen selber, wollen sie sich seiner bemeistern. Aber in diesem Augenblicke springt der Fremde zurück, stößt es sich mit der Kraft der Verzweiflung in's eigene Herz, und stürzt todt auf die *Leiche hin.*

Die Geopferte.

Wirkliche Anecdote.

Und mit dem Begehr: „Laß Thereſen deine Clara ſeyn!“ verhauchte das treffliche Weib die ſchöne Seele. Rudolph, troſtlos, hatte zugeſagt. Drei blühende Zeugen glückſeliger Ehe waren dem Witwer geblieben. Ihnen die Mutter, der ausgebreiteten Wirthſchaft ein Auge, ſich ſelbſt eine Freundinn zu geben, legte er Thereſens Herz an das ſeine.

Das jetzt ſeiner würdige Weib war Jahre lang ſchlichte Dienerinn ſeines Hauſes. Durch Verſtand und Sitte, Ordnung und Fleiß, Anhänglichkeit und Treue, war Thereſen die Liebe und Achtung ihrer Herrſchaft geworden. Beſonders war die Herrinn der aufopfernden Pflegerinn dreier Kinder zugethan. Clara konnte mit Gewißheit vorausſehen, durch Thereſe als Gattinn, Mutter und Hausfrau würdig erſetzt zu werden. Und ſie war es.

Fünf Jahre hatte Rudolph mit Thereſen in zufriedenſter Ehe verlebt. Da erfüllte ihn die Ausſicht, auch ſeine zweite Gattinn als Mutter zu begrüßen, mit Entzücken. Allein mit unbeſchreiblichem Schmerz ſah er das vielgeliebte Weib an den Pforten des Todes, eben da ſie im Begriff war, die Welt mit einem neuen Bürger zu beſchenken. Das Geſchäft der Wöchnerinn zu erleichtern, verordnete der Arzt die Einreibung einer Salbe auf dem Rücken; aber wie erſtaunte er, als ſie dieß mit Ernſt und Entſchiedenheit ablehnte. Die Gefahr wuchs; das Schickſal von Mutter und Kind hing an einem Augenblicke.

Das einzige Rettungsmittel versucht man mit Zudringlichkeit anzuwenden, aber die Kranke duldet es nicht. Was Anfangs für übertriebenes Schamgefühl galt, mußte jetzt als offenbarer Eigensinn erscheinen. Rudolph selbst wollte jetzt die Stelle des Arztes vertreten; umsonst, die Kranke duldet es nicht. Sogar weibliche Hände werden mit Festigkeit zurückgewiesen. Der bekümmerte Gatte kann sich diesen augenscheinlichen Starrsinn bei einer Person nicht erklären, die stets das Muster der Sanftmuth gewesen. Nichts erübrigt, als förmliche Gewalt. Während dieses Kampfes wird das erschöpfte Weib ohnmächtig. Man entblößt den Rücken. Mit einem Schrei des Schreckens stürzt Rudolph zu Boden. Seine Gattinn ist — gebrandmarkt.

* * *

Unter den Dienerinnen einer vornehmen Dame zu Straßburg befand sich ein Mädchen, das dem Sohn des Hauses die glühendste Neigung einflößte. Die Dame versuchte lange Zeit vergebens durch Bitten, Vorstellungen und Drohungen, den Sohn von einer so unangemessenen Leidenschaft abzubringen. Sie kannte seine Charakterfestigkeit, und nahm keinen Anstand, sich eines niedrigen Mittels zu bedienen. In dem Coffer dieses Mädchens versteckte die Dame Silbergeschirr. Dieß wird vermißt. Man durchsucht das Haus; man findet das Silber, und die Geliebte ist natürlich die Diebinn. Die Dame hat Einfluß auf das Gericht, und die Strafe des Mädchens, ist *das Brandmal*. Das heilt den Sohn. Die Schuldlose, *mit der unauslöschlichen* Makel einer Verbrecherinn,

flieht die Gegend dieſer ungeheuren Schmach; ſie flieht nach Deutſchland; ſie findet Dienſt und Freundſchaft in Rudolphs Hauſe.

* * *

Die Wöchnerinn genas, ohne zu wiſſen, daß das verhängnißvolle Geheimniß kund geworden. Als ihre Geſundheit wieder befeſtigt war, nahm ihr Gatte einſt Abſchied von ihr, ſtumm, aber in heftigſter Gemüthsbewegung, eine Geſchäftsreiſe anzutreten. In friſch verjüngter Lebensfreudigkeit ſchied ſie von ihm, mit der ganzen Fülle ihres liebenden Herzens. Tags darauf langt ein dicker, ſchwarz verſiegelter Brief für ſie an. Thereſe öffnet, lieſt, und ſinkt todt über den Seſſel. — Es war die Scheidungs-Urkunde.

Lina's Troſt.

Hab' ich harrend, männlich, auch gerungen
Auf des Lebens dornenvoller Bahn:
Ach vergebens! Alles iſt mißlungen,
Und die Hoffnung war ein eitler Wahn!

Hab' ich, müde dieſer Truggeſtalten,
Mich geflüchtet in der Liebe Land!
Ach, des Todes feindliche Gewalten
Riſſen ſchnell das heilend ſüſſe Band!

Hab' ich Alles, Alles nun verloren
Mit der Hoffnung, mit der Liebe Glück? —
Führt von allen meinen Lebensthoren
Keines nach der Kindheit Ruh zurück?!

Wohl! — Vertrocknet sanft, ihr Unmuthsthränen,
Nur geflossen einer eitlen Welt:
Trostreich knüpf' ich dieses heiße Sehnen
An des Himmels gastlich offnes Zelt.

An des Horizontes duft'gem Saume
Blüht die Blume des Erwachens auf,
Des Erwachens aus dem kurzen Traume,
Nach dem kurzen Erdenpilgerlauf.

Die Mahlzeit.

Auf einer meiner wenigen Reisen im Auslande besuchte ich den Intendanten herrschaftlicher Güter, mit dem ich längst durch Briefwechsel bekannt, und an den ich durch ein gewichtiges Schreiben insbesondere empfohlen war. Ich fand den Mann noch viel liebenswürdiger, als ich ihn brieflich kennen gelernt; mit Beweisen davon sah ich mich überhäuft.

Unter andern glaubte er ganz vorzüglich, mich durch eine recht splendide und reichliche Mahlzeit auszeichnen zu müssen. Dieses Diner war gleich für den nächsten Tag meiner Ankunft bestimmt, und mehrere interessante Personen der Umgegend waren dazu geladen. Ich erschrak, als ich in das Tafelzimmer trat. Der runde Tisch erschien in der Bürde der aufgethürmten Speisen wie die obere Hälfte eines Globus, und der Schenktisch seufzte unter Dutzenden von Flaschen aller Farben und Formate. Ohne Zweifel dachte ich mir, glaubt mein Wirth, ich sei,

aus dem Lande kommend, wo von Robbi's Schrift über den Magen unzählige Exemplare abgesetzt, und ein spottwohlfeiler Nachdruck angestellt worden, zwar kein schwacher Trinker, aber ein starker Esser. — Und doch war und bin ich das Letztere gewiß nicht, da schon Hippocrates sagt: der Wein stillt den Hunger; warum also doppelt essen, und nur einfach trinken, das wäre ganz gegen die Symmetrie u. s. w. Genug, wir saßen, schmausten und zechten in der heitersten Cordialität, und doch waren wir erst beim dritten Gange der Speisen.

Vier Diener trugen auf. Ich wunderte mich über dieses zahlreiche Personale, weil mir Tags vorher der Intendant discursive hatte bemerken lassen, daß die ganze Dienerschaft, ein alter Thorwart ausgenommen, zu einer herrschaftlichen Expedition auf mehrere Tage abgegangen sei. Indeß! was lag daran, wir wurden gut, folglich nicht so bedient, als geschähe dieß von zwanzig Domestiken. Aber seltsam kamen mir diese vier Leute vor. Die Gesichtsfarbe blaß, ja gelb; der Bart kaum rasirt, die Augen hohl, stier und scheu, fast immer auf den Boden geheftet; die Wangen verdorrt, der Kopf, wie mir vorkam, unbehaart, mit einer grauen Tuchmütze bedeckt, und dieß vor ihrer Herrschaft während des Dienstes und bei Tisch! Die Haltung des Oberleibes vorhängig, die Livree, wenn man diesen Anzug so nennen durfte, von dem allergröbsten grauen Tuche. Alles dieß erschien mir ganz wunderlich, ja fast *unheimlich und* grauenhaft; und dieser Eindruck *wurde durch* den schneidenden Gegensatz der jovialen

Tafel nur noch erhöht, so daß mir fast widerlich zu Muthe ward. Am meisten jedoch fiel mir auf, daß alle diese vier Kerle die linke Schulter fast handbreit höher hatten, als die rechte. Sollten sie denn alle vier so ganz gleichförmig verwachsen seyn, dachte ich mir. Nicht möglich! Aber wie ist dieß zu erklären? Das ist Eins! Zweitens, konnte ich mir nicht erklären, warum bei allen diesen vier Subjecten der rechte Arm und das rechte Bein sich wie gelähmt zeigten, und sie mit diesem rechten Bein so zart auftraten, als gingen sie auf Eiern. Endlich ein leises, dumpfes Geräusch bei der Bewegung dieser linken Arme und Beine war von der Art, daß ich für gut fand, die Bedeutung, welche sich mir darüber unwillkürlich aufdrang, zu unterdrücken und lächerlich zu finden.

Meinem Wirthe konnte der räthselhafte Eindruck unmöglich entgehen, welchen diese Leute auf mich machten. Geraume Zeit aber schwieg er, und die andern Gäste schienen über mein Befremden sogar zu lächeln, und sich verstohlene Blicke zuzuwerfen. Ich war nahe daran, dieß beleidigend zu finden, und fand es wirklich, als meine drei Nachbarn ihre Lachlust nicht mehr beherrschen konnten, und sich mit einem platzenden Gelächter Luft machten. Der Intendant aber lachte nicht, sondern da er sehen mußte, daß es jetzt schon auf's Aeußerste gekommen sei, bath er um Ruhe, und wendete sich an mich: »Ich kann Ihnen nun,« sagte er mit der freundlichsten Miene der Entschuldigung, indem er zugleich auf die Domestiken wies, »den Aufschluß

über dieſe allerdings ſonderbare Erſcheinung nicht länger vorenthalten. Sehen Sie, dieſer Eine lange, ſchwarze Kerl hatte ſich die Freiheit genommen, einen Kaufmann auf der Landſtraße gewaltſam zu überfallen, zu prügeln und zu plündern. Dafür wird ihm nun ſeine eigene perſönliche Freiheit auf ein Paar Jahre entzogen, und was die Satisfaction für das Prügeln betrifft, ſo iſt auch beſtens geſorgt. Alles wird klar, wenn ich Ihnen ſage, daß ich in Ermanglung meiner abweſenden Dienerſchaft, ſolche durch Individuen aus dem Gefangenhauſe ſubſtituire, denn ſelbſt die meiſten Bauern ſind zu der beſagten herrſchaftlichen Function ſeit einigen Tagen fort.« Dieſer Einfall meines Freundes kam mir freilich etwas bizarr vor, indeß: war Alles nicht geſchehen, um nun die ſogenannte Ehre der Bewirthung zu erweiſen? Ich begnügte mich alſo, den Einfall ſehr originell zu finden, und der Intendant fuhr fort: »Dieſes kleine magere Männchen, welches da den großen, fetten Faſan herein bringt, hat auch ein kleines zweibeinigtes Geſchöpf, das aber kein Vogel, ſondern ein leibliches Knäblein war, abgeſtochen, und der derbe Lümmel, welcher die blaße Paſtete bringen wird, fand keinen Anſtand, bei Nacht und Nebel in das Haus des Schulzen einzubrechen, nicht etwa um zu ſtehlen, ſondern die Tochter vom Hauſe zu entführen. Dieſer vierte Kerl endlich bekannte, daß die vier Scheuern, welche er nach und nach in Flammen aufgehen ließ, zufällig durch unvorſichtiges Tabakrauchen in Brand gerathen ſeien. Nun ſehen Sie auch wohl ein, Freund, daß man dieſe

vier Schelme nicht wohl ohne ihre Ketten kann herum spazieren lassen. Um jedoch dieß störende Rasseln zu dämpfen, sind sie ihnen an Armen und Beinen festgebunden, woher denn auch die gewisse lahme Haltung der rechten Seite kommt. Und nun entschuldigen Sie Alles, und lassen sich den Appetit nicht stören.«

Was wollte und sollte ich nun thun? Die geschlossene Gesellschaft machte, wiewohl einen ganz seriösen Spaß, und der Champagner war echt!

Der verliebte Marchese.

Der Marchese Cravatti war ein sehr verliebter Marchese. Er reisete auch gern, und kam so aus seinem duftenden Pomeranzenlande in die glänzenden Gefilde der Eisfelder. Auf einer Schlittenfahrt sah er einst Katinka, ein wunderschönes Mädel. Er fand sie auch wunderschön, und hatte durch seinen Kammerdiener, welcher eben so pfiffig, wie sein Herr verliebt war, bald heraus, wer sie sei. Nun sollte man glauben, der Marchese Cravatti habe sich geschämt, mit Katinka anzubinden, als er vernahm, ihr Vater sei nur ein Zimmermann; allein dazu war dieser moderne Don Juan viel zu populär. Er ging wirklich so weit, einen Operationsplan zu entwerfen, mit dem Mädel in nähere Berührung zu kommen.

Der alte Fedor, Katinka's Vater, hatte seine *Werkstätte*, oder wie unsere feinen deutschen Zimmerleute *sagen*, sein Atelier wie billig vor der Stadt,

und da er seit vielen Jahren fleißig und sparsam gewesen, in dieser Stadt, wie billig, auch ein schönes Haus. In diesem schönen Hause nun suchte und fand der Marchese Cravatti ein häßliches Logis; wiewohl die schöne Katinka nicht in diesem Hause wohnte. Allein sie pflegte wöchentlich zwei Mal aus der Werkstättwohnung ihrer Familie nach der Stadt zu kommen, um in diesem schönen Hause ihre Wäsch- und Victualienfachen zu besorgen.

Dieß wußte der Marchese sehr gut. Auch war es nicht gerade Zufall, daß er ihr jedes Mal, wenn sie kam, unter dem dunkeln Thorweg begegnete. In einem solchen Falle erfordert es die Lebensart, sein Compliment zu machen, und sich um das eigene und das Befinden der werthen Aeltern zu erkundigen, und wer wird gegen Hausherrntöchter nicht doppelt höflich und aufmerksam seyn? Das muß man nun dem Marchese nachrühmen, daß er gegen Katinka unter dem dunklen Thorwege ungemein höflich und aufmerksam war. Er war ein Mann von Bildung und versäumte keine Regel des Anstandes. Aber sonderbar! Katinka war auch eine Person von Bildung, und versäumte in der Regel auch keine Regel des Anstandes: dessen ungeachtet kam es dem Marchese Cravatti vor, als bekümmere sie sich gar nicht sehr um seine Politesse; sie hingegen war der Meinung, freundlich genug gegen den 65jährigen Insaßen zu seyn, über den sie bereits drei Mal die Ungelegenheit gehabt hatte in dem finstern Thorwege zu stolpern. Kurz, es entwickelte sich ein kleines Schisma zwischen diesen beiden Leuten, und dieß hatte zur Folge,

daß Katinka von nun an stets ihren herzallerliebsten Jussof mitnahm, der gerade um 45 Jahre jünger war, als der kleine luftige Marchese, und dabei seine Art sehr robust und herkulisch zu führen verstand. Dieser glückliche Jussof war bei ihrem Vater Werkführer, und bey ihr selbst, Bräutigam.

Dieses Alles ärgerte den kleinen luftigen und sehr verliebten Marchese Cravatti mehr als es ihn kränkte; als ein Mann von Erfahrung und bedeutender Weiberkenner wußte er sich aber recht gut zu beherrschen. Den ersten Beweis davon legte er dadurch ab, daß er Katinka unter dem dunkeln Thorweg nicht mehr über sich stolpern ließ, denn wie leicht hätte es geschehen können, daß zugleich auch der handfeste Jussof mitgestolpert wäre? diesem Jussof hatte der Marchese vielmehr etwas recht Angenehmes zugedacht. Er ließ ihn zu sich bitten, versicherte ihn seines Wohlwollens, äußerte seine Zufriedenheit mit seiner häßlichen Wohnung, so wie seiner Werthschätzung sämmtlicher Glieder der Familie seines Hausherrn, und versprach, um diesem einen Beweis davon zu geben, dem glücklichen Jussof das Meisterrecht zu kaufen. Dieser Mensch war sehr dumm, sehr entzückt von dieser Gnade, und verließ seinen Gönner mit Thränen der Rührung.

Marchese Cravatti hatte richtig berechnet. Katinka's Vater war zwar ein ganz roher Ruß, gleichwohl sagte ihm sein Gefühl, daß es schicklich sey, den gnädigen Herrn Marchese für die Gunst, so er *seinem angehenden* Schwiegersohn zugedacht, *einmal hinaus* zum Speisen einzuladen. Das hatte der

gnädige Herr erwartet, und er war auch wirklich so gnädig, zu erscheinen. Nur verdroß den biedern Fedor, daß sein Gast so viel Wasser, und gar keinen Branntwein trank, hingegen freute er sich über die Ehre, daß der Marchese sich alle Oertlichkeiten der Werkstätte und des Wohngebäudes zeigen ließ.

Mit dem Argusauge eines eifrigen Kundschafters erspähte der Marchese alle Eigenheiten dieser Localitäten, wie nicht minder der nächsten Umgebungen; dann sah er nach der Uhr, fand plözlich, daß es schon sehr spät sei, und kutschirte nach der Stadt zurück.

Andern Tages ließ sich Fedor durch Katinka's Bräutigam bei dem gnädigen Herrn erkundigen, wie ihm die Malzeit bekommen, erfuhr aber zu seinem Leid, daß er sich unpaß darauf befinde, und mehrere Tage das Bett werde hüten müssen. Daran ist, sagte er, einen tüchtigen Schnapps zu sich nehmend, nichts Schuld, als sein verfluchtes Wasserplämpern, und trug Jussof auf, sich jeden Morgen um das Befinden des gnädigen Herrn zu erkundigen. Unterdessen aber befand sich in der ganzen Stadt Niemand gesünder, als dieser gnädige Herr, obschon er, wenn Jussof kam, stets sehr entstellt im Bette lag. Da er nun Alles so eingeleitet, schritt der verliebte Marchese an's Werk.

Den zweiten Tag nach der wäß'rigen Malzeit, gegen Abend gab der Marchese Cravatti seinem Kammerdiener die nöthigen Instructionen, und schickte *ihn in Bauerntracht* nach dem Gehöfte des Meister *Fedor. Eine Stunde* später machte sich der gnädige

Herr selbst auf die Spindelbeine. Es war hoher Sommer, Mitte August, und etwas kalt; daher hüllte sich der vorsichtige Cravatti in einen weiten Ueberrock, den man noch nicht an ihm gesehen hatte, steckte seinen beliebten Dolch auch viele Silberrubel zu sich, und befestigte seine zwei ausländischen Decorationen, die er sich als geschickter Situationszeichner — erworben hatte, an den Frack. So ausgerüstet befand er sich in einem kleinen Stündchen bei der schönen Linde, die unter Katinka's Fenster stand. An dieser Linde war eine kleine Bank, deren Bestimmung der Marquis recht wohl kannte, darneben ein schöner Rasen, und rings um war der kleine Raum von dichten lebendigen Hecken eingeschlossen, so grün, als nur immer möglich. Eine dieser todten und grünen Hecken nahm der Marchese Cravatti in Besitz; gegenüber gewahrte er mit Beruhigung seinen treuen Galoppin, dessen stummes Zeichen ihm sagte, daß Jussof an dem angezechten Branntweinrausch im festesten Schlaf liege.

Es währte nicht lange, so war das Bänkchen unter der Linde nicht mehr leer; das wunderschöne Mädel Katinka saß darauf, und ohne Jussof, aber mit einer Cither, die sie sehr schlecht spielte. Noch nie hatte der Marchese eine so infame Musik gehört; dennoch aber fand er sich veranlaßt, dem Talente der Spielerinn seinen ergebensten Respect zu bezeigen. Zu diesem Ende schritt er äußerst devot aus der Hecke, während sein Kammerdiener schnell seinen Posten verließ, und in die kleine Thür schlüpfte, aus welcher die kleine Katinka geschlüpft war. Der

Kammerdiener bemerkte sie gar nicht, aber desto besser den Herrn, ohne ihn jedoch sogleich zu erkennen. Nichts ist natürlicher, als daß Katinka beim Anblick eines männlichen Ueberrocks auf der Stelle die Flucht ergriff; aber nichts war auch natürlicher, als daß ihr dieß Project unmöglich wurde. Der Rückweg war verrammelt, und der Marchese Cravatti sehr unternehmend, obgleich der schöne Feind seine Waffe, nämlich die Cither, an des gnädigen Herrn frisirtem Kopf in sechs Stücke zerschlagen hatte. Man schreit; also gut, Katinka schreit noch infamer, als sie musicirt hatte, und hört nicht auf zu schreien. Hingegen der Marchese, der ist ganz ruhig darüber, denn er weiß, daß kein Mensch sie hier hören kann, als er selbst und der Kammerdiener, und von diesen Beiden war nichts zu befürchten. Der Marchese hatte insoweit richtig calculirt: richtig hörte kein Mensch das infame Schreien; aber an ein Paar mörderische Hunde hatte er nicht gedacht, die auf dem Flur hinter den Hecken angekettet lagen. Diese beiden, für galante arkadische Situationen gar keinen Sinn habenden Bestien schrien noch ärger, als Katinka, und zwar so arg, daß es im Hause noch viel lebendiger wurde, als beim Lindenbaum. Dreizehn Zimmerleute umringten auf einmal diesen stattlichen Baum, den Marchese Cravatti, die Tochter vom Hause und die sechs Stücke der zerbrochenen Cither; das waren ein verfluchter Streich.

Noch verfluchter aber waren die Streiche, die es auf den nagelneuen weiten Ueberrock des gnädigen *Herrn von Cravatti* regnete!

Das wunderschöne Mädel ließ er sogleich fahren; allein die Zimmerleute ließen den weiten neuen Ueberrock nicht fahren, und fuhren fort, tapfer darauf los zu schlagen. Der Besitzer dieses Ueberrockes schrie jetzt noch viel ärger als Katinka und die beiden vierfüßigen Custoden zusammen, und da dieß Geschrei keinen Eindruck auf die dreizehn thätigen Handarbeiter machte, so ließ sich der Marchese so weit herab, seinen werthen Nahmen zu nennen. Dieß wirkte. Die dreizehn Zimmerleute hörten auf, zu arbeiten, und hielten dem Eigenthümer des Ueberrocks einige Laternen unter die Nase, um zu sehen, ob es wahr sei. Als der Marchese wahrnahm, daß diese ungebildeten Leute sich ungebührliche Zweifel über die Echtheit seiner Aussage erlaubten, riß er den einen noch festhaltenden Knopf seines Surtout gravitätisch auf; der Frack war entblößt, und Herr von Cravatti war der sichern Meinung, daß durch den plötzlichen Anblick der zwei ausländischen Decorationen diese dreizehn Zimmerleute noch mehr würden geblendet werden, als sie ihn durch ihre Laternen zu blenden fortfuhren.

Wir müssen aber nun zur Steuer der Wahrheit erzählen, daß diese dreizehn Mann den Marchese Cravatti gleich von vorn herein, als sie zum Succurs ihrer Meistertochter herbeigeeilt waren, recht genau erkannt, und deßwegen ihre Züchtigung einiger Maßen moderirt hatten. Vielleicht hätten sie den Delinquenten auch Kraft seines dargebotenen Vorrath an Silberrubeln mildiglich entschlüpfen lassen, und wirklich machten sie schon Miene dazu, als un-

glücklicher Weise der Bräutigam Jussof, durch den Lärm von seinem Branntweinrausch erwacht, auf dem Kampfplatze erschien. In Puncto seiner Braut verstand er keinen Spaß; und als er die Lage der Sachen erfahren hatte, wandte er sich zu dem halb ohnmächtigen Cravatti mit den Worten: »Was? er impertinenter Kerl! Nicht genug, daß er sich hier in's Haus schleicht, und ein unschuldiges Mädel eine fast eben so unschuldige Braut räuberisch überfällt, will er sogar sich für den edlen, berühmten und wohlthätigen gnädigen Herrn Marchese Cravatti ausgeben, dem ich so viele Verbindlichkeiten schuldig bin, der mir das Meisterrecht kaufen will! Auf den verehrten Namen eines solchen Herrn wollt ihr losfündigen; diesen Namen wollt ihr mißbrauchen? Das soll euch theuer zu stehen kommen! Ich kenne den Marchese recht gut! der liegt jetzt krank zu Hause; ich weiß recht wohl, daß ihr es nicht seid? Gesellen, frisch zur Hand, und noch einmal derb zugeprügelt!«

Das ließ sich die Mannschaft nicht zwei Mal sagen. Jussof selbst war Commandant und Mitarbeiter zugleich mit einem ungeheuern Lineal, und der Marchese wurde so abgegerbt, daß er halbtodt auf dem Wahlfelde liegen blieb. Wie nun die siegreiche Mannschaft abgezogen war, und der Liebesheld so ganz als Solitär auf dem Platze da lag, wagte sich der tapfre und unerschrockne Kammerdiener aus seinem Versteck, und schleppte den zerbläuten Leichnam seines gnädigen Gebieters so gut es anging, stationenweise nach der Stadt, von da nach dem Hause, und von da in's Bette, woselbst es dem Marchese

Cravatti nun außerordentlich leicht wurde, die Rolle eines Patienten zu spielen.

Aus diesem triftigen Grunde hatte der Marchese auch eine recht schlechte Nacht, dafür aber wurde ihm einige Stunden darauf von Freund Jussof ein recht guter Morgen gewünscht. Jussof war nämlich, wie seit einigen Tagen, gekommen, sich um das Befinden des gnädigen Herrn, und seines eigenen hohen Gönners geziemend zu erkundigen; und da es sich jetzt zeigte, daß die Unpäßlichkeit desselben bedeutend zugenommen habe, versicherte er denselben seiner besondern und eifrigsten Theilnahme (die denn wirklich sehr gegründet war) und wollte sich schon empfehlen, als der gewandte Marchese ihn ersuchte, noch einen Augenblick zu verweilen. Hierauf ließ er von seinem Kammerdiener ein Säckchen Rubel herbeibringen, und überreichte dieses dem Jussof mit dem Bedeuten, daß solches den Betrag für den Ankauf des Meisterrechtes enthalte. Jussof war sehr gerührt von dieser Gnade, machte sein Compliment, und ging, nicht ohne einige Reue über seine gestrige Barbarei davon.

Wirklich hätte der Marchese Cravatti nichts Klügeres thun können, als den ganzen fatalen Casus zu ignoriren. Er mußte nun die Patientenrolle noch drei volle Wochen täuschend fortspielen, und als Jussof eines Morgens wieder bei ihm anfragen wollte, wie er sich befinde, hieß es, der Marchese sei in vergangener Nacht abgereiset. Als sich diese Nachricht bestätigte, versäumte Jussof keinen Augenblick, seinen lästigen Bräutigamstand abzuwerfen, und sich

zum Ehemann machen zu lassen. Der Marchese aber hatte einen solchen Widerwillen gegen die glänzenden Gefilde der Eisfelder bekommen, daß er von nun an sein duftendes Pomeranzenland nicht mehr verließ. Und daran that er sehr wohl!

Der Stelzfuß.

Als Malchen in den Teich fiel, verging ihr Hören und Sehen. Kaum aber war sie wieder aus dem Teich gezogen, so hörte und sah sie noch besser, als zuvor; denn Fritz stand neben ihr, und sprach zu ihr, und zu den Leuten, die um sie beschäftigt waren. Aber bald wäre ihr Hören und Sehen neuerdings vergangen, denn auch Conrad stand neben ihr, und machte sich viel um sie zu schaffen.

Das warme Bette machte die Wirkung des kalten Teiches bald wieder gut, und der Vater trat zu des Mädels Bette hin, und sprach: Fast möcht' ich lieber, du wärest gar ertrunken, als daß der leidige Zufall wieder den unausstehlichen Jungen zu der Geschichte geführt hätte. Ich habe dir schon gesagt, daß ich den Menschen nicht leiden mag; nicht weil er Fritz heißt, und ein schmucker Bursche ist. Aber wie kann sich ein so armer Teufel von einem Goldarbeitergesellen unterstehen, sich um die Tochter des reichen Bäckermeisters Zulp zu bewerben? Und ein für allemal! Du weißt, nur ein Bäcker selbst bekommt dich, und darum bleibt es bei dem kleinen *Conrad, der zwar ein wenig verwachsen, aber der Sohn eines wohlhabenden* Collegen von mir ist. Das

merke dir, und jetzt schlaf ein, und laß dir etwas Gescheideres träumen.

Es versteht sich, daß Malchen nicht einschlief, und daß Fritz um das Haus herumschlich. Aber es war schon spät; Thüren und Thore wurden geschlossen, und der Goldschmidgeselle wandelte gar nachdenklich in die Stadt zurück. Des andern Tages kam plötzlich ein Brieflein an von seiner Trauten, des Inhalts, er möchte sich, wenn seine Liebe ernstlich und dauerhaft sei, entschließen, zu ihrem Vater als Bäckerjunge in die Lehre zu treten; der Vater kenne ihn kaum von Person; es sei jetzt der günstigste Zeitpunct, da der Lehrjunge ihre Rettung aus dem Teiche diese Nacht mit dem Leben bezahlt habe. Fritz möge sich nur engagiren lassen; für das Weitere wolle sie schon sorgen.

Das war freilich ein curioser Vorschlag. Ein Künstler, geschickt und überall hoch respectirt, zu einem Bäckerlehrling herunter steigen; statt mit den zierlichsten Edelsteinen mit plumpen Semmeln zu thun haben; statt goldene Eheringlein teigene Beigeln modeln, und so weiter, das war freilich stark, aber Fritz war verliebt, und es war also nicht stark. Richtig! Kecklich, schlau und gewandt, meldet sich Fritz bei Meister Zulp, und schon in der nächsten Nacht tritt er sein neues Amt an; auch setzte er in der nämlichen nächsten Nacht bei Malchen, zu deren Zimmerthür ein Gang nächst der Backstube führte, noch Allerhand fest, was die Zukunft betraf.

Natürlich führte sich der zwanzigjährige Lehr-

junge sehr gut auf. Er war sehr still, eingezogen, fleißig, und worauf der Meister besonders zu sehen pflegte, ein großer Freund der Häuslichkeit. Er ging also niemals aus, und auch Malchen ging niemals aus, bis auf ein einziges Mal; nämlich ungefähr ein Jahr nach Fritzens Eintritt besuchte sie auf einige Wochen eine vertraute Tante in der Stadt, worauf sie dann sehr getröstet wieder heim kehrte. —

Meister Zulp war mit Fritz, der aber nicht Fritz, sondern Georg, vulgo Görgel, hieß, ungemein zufrieden, aber noch zufriedener war er mit Herrn Conrad, der jetzt fast täglich zum Besuch kam; am allerzufriedensten jedoch war der Meister mit dem Betragen Malchens, welches fromme und folgsame Töchterchen Conradens Visiten mit aller Freundlichkeit aufnahm. Die beiden Herrn Väter sprachen nun bereits in vollem Ernste von der Verbindung ihrer wohlgerathenen Sprößlinge, und endlich wurde gar schon Monat und Tag anberaumt, wo sie recht innig verkittet werden sollten.

Bei dieser Verkündigung ließ Malchen in ihrem frommen und folgsamen Betragen ein wenig nach, und Fritz Görgel hatte zuweilen heftige Kopfschmerzen, und Malchen ebenfalls. Nun war nur noch eine Woche bis zu dem verhängnißvollen Tag. Die Kopfschmerzen nahmen zu und die Besuche Conrads nahmen auch zu. Es war ein erstaunlich betrübter Zustand; weder Fritz, noch Malchen, noch ihre vertraute Tante in der Stadt, Niemand wußte Rath.

Aber der Zufall wußte Rath, und der ist doch *auch Jemand.* Es war Faschingszeit, und die Com-

mi's des Meisters Zulp wollten sich auch einmal nicht einen guten Tag, sondern eine gute Nacht gönnen. Sie entschlüpften zum Tanz auf's nächste Dorf, und vertrauten dem verläßlichen Görgel die Geschäfte des Ofens. Nur Ein Cammerad blieb zu Hause, der nicht tanzen wollte, weil eines seiner beiden Beine den Fehler hatte, kein Bein, sondern von Holz zu seyn, und er schon ein starker Siebziger war.

Als es zehn Uhr schlug, machten sich die tanzlustigen Gesellen davon, und als es eilf schlug, war der Cammerad mit dem fehlerhaften Bein sehr sanft eingeschlafen. Fritz aber eilte zu Malchen, um sich über den Stand und die Lage der Dinge mit aller Energie zu berathen. Allein wer mit dem Schnupfen geplagt ist, hat das Vorrecht, zu Berathungen, so wie zu allen vernünftigen Sachen, nichts zu taugen, ja, er hat das Privilegium, ein Esel zu seyn; und Fritz hatte den Schnupfen. Jedoch Malchen hatte ihn nicht, deßwegen merkte sie den Brandgeruch recht gut, der schon das ganze Haus erfüllte. Schlafende aber haben keinen Geruch, und darum merkte sonst Niemand etwas von dieser Ankündigung.

Malchen ließ gegen Fritz nichts merken, sah nach dem Hausflur, und o Schrecken! der ganze Flügel stand bereits in Flammen. Warum hätte auch nicht der ganze Flügel in Flammen! stehen sollen? Kann ein hölzernes Bein nicht Ursache genug dazu seyn? Warum soll ein dergleichen hölzernes Bein, das einem Menschen gehört, der eingeschlafen ist, nicht in Brand gerathen, wenn eine brennende Kerze von einem verliebten Jünglinge dicht

daneben ist stehn gelassen worden? Und so standen die Sachen, und so stand das Haus in Flammen, und Niemand sonst roch den Braten, welcher Braten eigentlich der Besitzer des Stelzfußes war; der war das erste Brandopfer.

Malchen rief nun nach Fritz, und Fritz und Malchen riefen nach Hilfe. Allein das Dorf, wo die Bäckercommis tanzten, war eine halbe Stunde entfernt, und die meisten Nachbarsleute waren auch dort. Indeß waren die allernächsten Nachbarsleute doch aufmerksam gemacht worden, das heißt Meister Zulp und die Meisterinn. Die schrien und heulten; das thaten auf dieses Beispiel auch die folgsamen Haushunde, und es kamen allerhand Leute herbei, aber es war zu spät. Das ganze Haus war hin.

Den andern Morgen um halb sechs Uhr saßen vier Personen in der Mitte der Brandstätte: Herr Zulp mit Frau, dann Fritz mit Malchen. Diese vier Personen waren äußerst verdrießlich; ja niedergeschlagen. Sie weinten nicht, redeten aber auch nicht. Herr Zulp blickte starr nach der Gegend, wohin Flammen und Rauch ihren Weg genommen hatten, und buchstabirte im Firmament; die Meisterinn sah ihm gelassen zu; Malchen schlug den Blick zu Boden, und Fritz scharrte auf dem nämlichen Boden mit einem eisernen Schürhaken. Er scharrte fort und fort, und konnte endlich nicht weiter, weil es sehr natürlich ist, daß man auf einer eisernen Kiste keine Löcher scharren kann, wie in das weiche Erdreich.

Als dem Meister von dem ewigen Hinaufschauen der Hals wehe that, schaute er ein wenig abwärts, und gewahrte mittelst der nämlichen Augen, die jahrelang einen Görgl statt eines Fritz zu sehen geglaubt, sehr deutlich einen Theil dieser eisernen Kiste. Als Fritz dieß merkte, scharrte er immer fleißiger; doch wozu die vielen überflüssigen Worte: die Kiste war voll eitlen Goldes. Die züchtige Meisterinn vergaß, daß sie unter freiem Himmel sei, und umarmte ihren Mann voller Entzücken, und Malchen, stets dem Beispiele ihrer Mutter folgend, umhalsete deßgleichen ihren Fritz.

Man vergaß aber bei alle dem nicht die Vorsicht, den Fund geschwind wieder mit Schütt zuzudecken, damit sonst Niemand etwas gewahre, und es war auch die höchste Zeit dazu, weil der kleine verwachsame Conrad in aller Hast daher gelaufen kam. Der sah richtig nichts von dem Schatze; hinwieder erschien ihm sein eigener Schatz, nämlich Malchen, nichts weniger, als schätzbar, oder eigentlich unschätzbar mehr, als er merkte, daß Malchens Vern.ögen nur noch aus einem schönen beblümten Schlafrock vom feinsten Cattun bestehe. Malchens Aeltern merkten Conrads Veränderung auch, und Malchen gleichfalls; und als er sie zum Speisen einlud, dankten sie höflich, so daß er ging, mit dem Versprechen, gelegentlich wieder zu kommen, um zu sehen, wie sie sich befinden.

Die ganze Zeit, als Conrad da war, und auch *als er schon fort* war, hatte Fritz nicht aufgehört, *Malchen um* den Hals zu liegen, so daß ihre Kel-

tern dieſes jetzt doch bemerkten. Herr Zulp blieb aber ruhig ſitzen, ſah aber den Görgl mit ſcharfen, forſchenden Blicken an, und that etwas verwundert; ſeine Frau deßgleichen, aber Malchen nicht. Die ſagte in voller ihr eigenen Reſolution: Görgl iſt Fritz, daß Ihr's nur wißt; es iſt mein treuer, braver Fritz; er hat mich verdient. Gebt ihm einen Theil von dem gelben Metall, das er da aufgeſchüret hat; er kann es am beſten verwenden als ein geſchickter Goldarbeiter, und laßt mich Frau Goldarbeiterinn ſeyn.

Herr Zulp ſchaute ſich nach dieſen Worten einen Augenblick um, gleichſam, als wolle er ſehen, ob denn Conrad wirklich ganz verſchwunden ſei; hernach ſchaute er ſeine Frau wie fragend an, und dann ſagte er gelaſſen zu Malchen: „Kind, wer nicht nein ſagt, der ſagt: ja.“ Und nun war es eine Freude und ein Jubel, daß die herbeigekommenen Bäckerkerle und andere Dorfbewohner nicht anders glaubten, als die vier Leute auf dem Aſchenhaufen ſeien närriſch geworden. Hernach, als in einigen Tagen Herr Conrad Wort hielt, und wiederkam, um zu ſehen, wie ſie ſich befänden, antworteten ſie ſämmtlich: Wir danken recht ſehr der Frage; wir befinden uns recht wohl, unterthänigſter Diener „von Ihnen!“

Herr Talimaßel, der gute Freund und der böſe Feind.

Herr Talimaßel hatte einen guten Freund und *einen böſen* Feind. Der gute Freund ſpeiſte faſt täg-

lich bei ihm und erzählte ihm dafür kleine Anecdoten; Herr Talimaßel borgte ihm zuweilen Geld, und der gute Freund borgte ihm zuweilen eine Broschüre; Herr Talimaßel hob ihm ein Paar Kinder aus der Taufe, und der gute Freund nannte ihn dafür Gevatter, machte mit ihm auch manchmal beschwerliche Landpartien, die Herr Talimaßel bestritt. Im Gasthause vertheidigte der gute Freund ihn gegen alle Discursangriffe, nannte ihn einen unterrichteten Politiker, und widersprach ihm niemals. Auch als Zeuge hatte sich der gute Freund mehr als einmal unterschrieben, und wie viele Prisen Tabak hatte er Herrn Talimaßel nicht gratis gereicht! Kurz die triftigsten und augenscheinlichsten Proben guter, ja bester Freundschaft legte der gute Freund dem guten Herrn Talimaßel täglich und stündlich ab, so daß es kein Wunder war, wenn dieser ihn nicht genug rühmen konnte, und bei jeder Gelegenheit sagte: Es gibt einen guten Freund, und den besitze ich! Ja, noch Eines haben wir vergessen zu erzählen, nämlich: daß der gute Freund, wenn er mit Herrn Talimaßel öffentlich einher ging, diesem stets die rechte Hand, und ihm überall den Vortritt ließ, wenn sie z. B. in ein Caffeh- oder Gasthaus gingen, wo Herr Talimaßel als ein Mann von Lebensart immer die gemeinschaftliche Zeche bezahlte. Auch müssen wir noch sagen, daß der gute Freund, der die Hunde nicht leiden konnte, dennoch den zottigen und schmutzigen Pudel des Herrn Talimaßel, den dieser leidenschaftlich liebte, noch leidenschaftlicher liebte, und ihn, den Pudel nämlich, sogar im Apportiren zu Was-

ser und zu Lande aus- und einübte. Und weil wir schon im Vergessen sind, so fällt uns noch ein, daß der gute Freund den Herrn Talimaßel täglich sehr lobte wegen seines geschmackvollen Anzugs, und hernach auch wegen seines blühenden Gesichts und seiner schönen Augen und Zähne, obschon ein Auge und sechs Zähne von einem überaus geschickten Drechsler verfertigt waren.

Der böse Feind des Herrn Talimaßel war natürlich der grellste Contrast seines guten Freundes. Erstens nannte ihn dieser stets Herr von Talimaßel, während der böse Feind seine schlechten Gesinnungen schon dadurch allein sattsam zu erkennen gab, daß er ihn schlechtweg Herr Talimaßel titulirte, was einen solchen Mann freilich sehr schmerzen und kränken muß; denn Herr Talimaßel war in früherer Zeit Tischlermeister gewesen. Des bösen Feindes Verstoß gegen Pflicht und Lebensart, auch eine so demüthigende und höchst beleidigende Titulirung wäre, wie alle gebildeten Leser einsehen werden, schon allein hinreichend gewesen, ihm das Prädicat: böser Feind zuzuziehen. Aber es waren noch zwei Sachen hinzugekommen, die Anlaß dazu gaben. Die eine ist der Umstand, daß der böse Feind einmal den Pudel des Herrn Talimaßel einen Hund nannte, welches gewiß ein höchst ungebührlicher Ausdruck für einen Lieblings-Pudel von Verdiensten ist. Dann handelte es sich auch um eine Zimmerfrau, oder eigentlich um ein Frauenzimmer. Es hatte nämlich der böse Feind eine gute Freundinn, welche bei ihm Zimmer und Kammer bewohnte. Auf dieses Frauenzimmer nun hatte Herr Talimaßel ein Auge, und

zwar jenes, das nicht von dem überaus geschickten Drechsler verfertigt war. Der böse Feind kam dahinter, und wollte, weil die gute Freundinn bereits einige Monate bei ihm gewohnt hatte, sich darüber mit Herrn Talimaßel gütlich und nachbarlich vergleichen. Aber die Capitulation kam nicht zu Stande, weil mit dem ungestümen Herrn Talimaßel nicht gerade des Drechslerauges wegen, sondern überhaupt unter vier Augen nichts zu reden war. Bei dieser Gelegenheit entzog der böse Feind dem Herrn Talimaßel das Wörtlein „von“ und nun können die Leser von Einsicht und Zartgefühl wohl begreifen, warum dieser brutale Mensch für den Herrn Talimaßel ein böser Feind war. Auch ist ersichtlich, wie oft die verständigsten und billigsten Personen sich leichtlich entzweien können; es macht sich das, wie von selbst, sei es durch Hinzu- oder auch Hinwegthun und dergleichen.

Der Leser weiß jetzt die interessante Geschichte vom Herrn Talimaßel, von dem guten Freund und dem bösen Feind. Weil wir aber so eben vom Entzweien redeten, so wollen wir von diesen drei Personen noch etwas Weniges erzählen, was hierauf Bezug hat, denn auch sie entzweiten oder entdreiten sich auf wunderbare Weise. Der gute Freund hatte des bösen Feindes gute Freundinn schön gefunden, und sie hatte den bösen Feind verlassen, und bei dem guten Freund Zimmer und Kammer genommen. Als nun der gute Freund und die gute Freundinn bei einander *wohnten*, wurden sie beide höchst liederlich und *verbrauchten* viel Geld, brauchten auch deßwegen viel

Geld. Weil nun Herr Talimaßel solch vieles Geld hatte, so ging der gute Freund zu ihm hin, um welches zu borgen, indem er als guter Freund wohl das Recht und Vertrauen dazu hatte. Er kaufte sich ein frisches Loth Schnupftabak, gab auch etwas Zucker und ein wenig Vanille hinein, rüttelte und rieb Alles wohl durch einander, Willens, damit seiner Gewohnheit nach, Herrn Talimaßel prisenweise in aufrichtiger, zuvorkommender und uneigennütziger Freundschaft zu bedienen. So begibt er sich zur Zeit des Frühstücks fröhlichen Sinnes nach der Wohnung des Herrn Talimaßel. Wie er nun so in das bläulich ausspalirte Vorzimmer eintritt, sieht er auf dem Tisch ein aufgerissenes leeres Briefcouvert liegen. Der gute Freund, wie er es näher besieht und die Addresse liest, erschrickt, denn er erkennt die Kralle des bösen Feindes; Niemand anderer konnte es geschrieben haben, und es war auch so. Noch mehr aber erschrickt der gute Freund, als er wahrnimmt, daß das Wörtlein »von,« dabey steht, und oben, anstatt Wohlgeboren, gar Hochwohlgeboren. Er stutzt, er rechnet und denkt nach; und wie er so dieses thut, hört er auf einmal die Stimme des bösen Feindes aus dem Zimmer des Herrn Talimaßel, und zieht daraus sogleich den Schluß, daß sie miteinander im Gespräch sind. Wirklich war auch der böse Feind drinnen bei Herrn Talimaßel, und sagte immer Herr von zu ihm, und streichelte sogar den zottigen Pudel, dem er ein neues Halsband, geziert mit dem Namen guten Freundinn, welche bei ihm Zimmer und Kammer gehabt *hatte, freundlichst* verehrte. Alles dieses hörte und

sah der gute Freund. Es bedünkt ihm dieses nichts Gutes, aber dennoch trat er ein. Herr Talimaßel aber, wie der gute Freund eintrat, thut folgendes: 1) Er hetzt den Pudel auf ihn los, und läßt durch dieses Geschöpf den guten Freund einige Zeit lang in beide Waden zwicken und beissen. 2) Er schlägt ihm die Dose mit dem frischen Loth Tabak, der mit ein wenig Zucker und ein wenig Vanille angemacht war, aus der Hand. 3) Er redet ihn an, und sagt: a) »Kerl, du hast mich verrathen. Ich weiß die Historie mit dem Frauenzimmer, das ist mit jener guten Freundinn, die bei dir Zimmer und Kammer bewohnt; b) Ich weiß auch, daß ihr mich um mehrere Gulden prellen wollt; c) ich weiß Sämmtliches durch den bösen Feind, der jetzt mein guter Freund ist; weiche nun d) von mir, böser Feind, der Du bist.« Dieses war die Anrede und Erklärung des Herrn Talimaßel, während welcher der böse Feind auf dem Sopha saß, und Chocolate trank, auch gebähte Semmel dazu verzehrte, welches Alles der gute Freund mit ansehen mußte. Dieses Alles ging so vor sich, wie hier ist erzählt worden, und nicht anders als so. Der gute Freund sah auch auf einem Seitentische vier Bünde prächtige Spargel, und einen großen Korb mit großen Krebsen. Da sagte Herr Talimaßel zu ihm: Freund, siehe diesen prächtigen Spargel und diese großen Krebse.« Hierauf bat sich Herr Talimaßel von dem guten Freund und dem bösen Feind die Ehre aus, heute Mittag bei ihm mit einem Löffel Suppe vorlieb zu nehmen, und mit etwas Spargel und etwas Krebsen, welches bei-

de Herrn mit Vergnügen annahmen, und dann sehr beruhigt sich aufmachten, und das Haus des Herrn Talimaßel verließen.

Und es geschah hernach, daß diese sämmtlichen edlen Menschen, während der Mittagstafel, noch ehe sie zuEnde war, sich in voller Aufrichtigkeit versöhnten, und spät Abends gemeinschaftlich mit der guten Freundinn soupirten, und auf diese Art alle zu guten Freunden zusammen wuchsen, solches auch blieben bis auf die spätesten Tage, was Niemand geglaubt hätte. Ueberhaupt war Herr Talimaßel ein sonderbarer Mann, und ist es noch, und er hieß mit dem Taufnamen Joseph; die gute Freundinn aber hieß Johanne, welches wir bald vergessen hätten, in Erinnerung zu bringen. Also nahm diese Begebenheit einen heitern Ausgang, und mehr kann man nicht begehren. Und dieses ist hiemit das Ende.

Herr von Selbander als Doctor medicinae.

Die gnädige Frau Rosina von Selbander war eine ganz eigene Frau! z. B. unterschied sie sich von andern Ehegesponsinnen dadurch, daß sie auf gut italienisch eine Art Vicegemal hatte, Cicisbeo genannt; auch machte sie eine Ausnahme von der Regel, indem sie, wie es bei dem schönen Geschlecht überhaupt nicht der Fall ist, eine ungemeine Freundinn der gewissen großen Umhängtücher war, die nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer hübsch warm sind, und welche man Shawls zu nen-

nen pflegt. Diese beiden selten vorkommenden Eigenschaften der Frau von Selbander gaben einst Gelegenheit zu einem niedlichen Abenteuerchen; und dieß ist es, was wir hier erzählen wollen.

Der Herr von Superfelix von Selbander patentirter Privatanbeter der gnädigen Frau, Baron Sago mit Namen, war überaus reich, und das nur, um splendid zu seyn, und das wieder nur, um es gegen die gnädige Frau von Selbander zu seyn. Es gehörte aber unter die Launen ihres Herrn Gemals, nicht zuzugeben, daß der Herr Baron ihr Geschenke verehre, da der Contract lediglich auf eine reine, platonische, völlig uneigennützige Neigung lautete. Der Anblick irgend eines Präsentes hätte bei Herrn Superfelix das ganze zarte Verhältniß der beiden schönen Seelen verdächtig gemacht, und unfehlbar dessen plötzliche Auflösung herbeigeführt.

Indeß der Carneval, der so Manches maskirt, travestirt und favorisirt, übte sothanes auch bei diesen schönen Seelen aus, und Baron Sago fand sich nach einer lustig durchwachten Ballnacht unwiderstehlich bewogen, seiner süßen Freundinn jenen kostbaren Shawl zu präsentiren, den sie bei einer dießfälligen Großhändlerinn schon längst admirirt hatte. Wegen des Preises hatte es gar keinen Anstand, denn der war nicht höher, als vier tausend Thaler; aber wie sollte das Oeffentlichste, für den Herrn Gemal das Geheimste bleiben? Wie sollte Frau Rosine den Shawl besitzen, und damit auf der *Promenade* prangen, ohne daß Herr Superfelix es

was davon wisse, denn es geschah sehr oft, daß er sogar auf Spaziergängen der Gesellschafter seiner Frau war.

Da nun gnädige Frauen in der Regel auch schlaue Frauen sind, so wußte die unsrige bald guten Rath; und ihr Manöver war folgendes:

Erstens. Sie nimmt von Baron Sago le shawl desiré mit vielem und aufrichtigem Danke an.

Zweitens. Sie gibt das fragliche Putzstück zu einer vertrauten öffentlichen Putzhändlerinn, damit diese den Shawl gehörig in den Auslageschrank spalire, und verabredet mit der Busenfreundinn das Nöthige.

Drittens. Frau von Selbander wird krank, bedenklich krank, und gesteht ihrem zärtlich besorgten, durch und durch gebeugten Gatten, daß der grünliche Shawl im Auslagekasten der Madame Bienvenue sie radicaliter heilen könne. Der Preis, setzt die beklagenswerthe Patientinn, bei der keine Arzenei mehr anschlagen will, hinzu, der enorme Preis ist tausend Thaler! Nun erröthet sie, schluchzt bedeutend, und schweigt standhaft.

Herr von Selbander, ob dieser rührenden Scene mächtig erschüttert, nimmt keinen Augenblick Bedenken, das specifische Heilmittel aus der großen weiblichen Wunderapotheke anzuschaffen. Er verspricht dieses der Kranken auf der Stelle, und es scheint, daß ihr Zustand sich bessere, nicht etwa deßhalb, weil so eben der Baron Sago hereinstürmt, der von dem *mißlichen* Krankheitsfall bei Zeiten Nachricht

erhalten hatte. Herr von Selbander, durch die Erscheinung dieses Substituts beruhigt, eilt nun von dannen, die infallible Arzenei herbei zu holen, nachdem er dieß Thalertausend zu sich gesteckt, und weit entfernt war, sich zu erinnern, daß sein jährlicher Amtsgehalt beinahe noch einmal so viel betrage.

Also gerüstet und resignirt, wie es einem ordentlichen Ehemann zukommt, langt er bei der Apotheke der Madame Bienvenue an. Er erblickt, er begehrt das delicieuse Umhängtuch, er feilscht, er ersteht es um den Spottpreis von tausend Thalern; er zahlt, er geht, aber — nicht nach Hause. Herr von Superfelix war nämlich auch ein Superklug; den ungleich höhern Werth der Waare hatte er sogleich erkannt, und den pfiffigen Anschlag durchschaut. Statt zu der kranken Gemalinn geht er zu einem gesunden Negocianten, und dieser bietet und zahlt ihm mit vielem Vergnügen zwei tausend Thaler für das Frachtstück, weil es unter Brüdern drei, und unter Schwestern gar vier tausend Thaler werth ist.

Während dessen hatte sich die gnädige Frau nicht anders, als sehr wohl befunden, und das nicht eben, weil Baron Sago bei ihr war, oder weil sie sich so lange ohne die Gesellschaft des Herrn Gemals befand. Nachdem aber mehrere Stunden verflossen, es bereits zwölf Uhr war, und der Baron glaubte, daß es Zeit sei, in sein Bureau, und Frau von Selbander meinte, daß es ebenfalls Zeit sei, in ihr Bureau, nämlich zur Toilette, zu gehen, fing sie an, auf eine sanfte Art unruhig zu werden. Sie er-

hob sich vom Krankenbette und setzte ihre alte Bekanntschaft mit dem Spiegel fort.

Mit heiterer Miene, aber ohne Shawl, trat alsbald Herr von Selbander herein. Wie er sein Weibchen außerhalb des Bettes erschaut, jubelt er laut; sie aber, wie sie keinen Shawl erschaut, jammert laut, und noch lauter fordert sie Aufschluß. Diesen gibt er ihr mit vielem Vergnügen, erzählend, wie er so eben altrum tantum profitirt, und damit sogleich die seit einem Jahre schuldige Hausmiethe berichtigt habe. Frau Rosine, solches starren Entsetzens vernehmend, that zwar, als wolle sie plötzlich wieder krank werden, allein der Herr Gemal ließ dieses nicht zu. Ja er trieb die Tirannei so weit, ein Aufkündigungs-Billet an den Freiherrn von Sago zu schreiben, und die gnädige Frau zu zwingen, es zu unterzeichnen.

Als dieses Urkundchen ankam, verdroß den Baron die Geschichte dergestalt, daß ihm auf einmal der ganze Platonismus verging. Er schickte den Kaufpaß mit seinem eigenhändigen Vidi zurück, und die Selbanderischen Conleute lebten fortan wie die Kinder. Ja, die gnädige Frau hatte hinfüro nur alljährlich einen Krankheitsanfall, da sich doch vorher ihre Familie bloß auf Mann und Frau beschränkt hatte. Und auf solch kindische Weise lebten sie noch viele, viele Jahre; er ohne echten Engländer, sie ohne echten Shawl!

Der Himmelsbräutigam.

Aus dem Spaniſchen des F. de Quevedo Villegas.

Aus des Hauſes ſtillen Mauern
Drängt den Jüngling zartes Sehnen,
In den Augen zittern Thränen,
Es umfängt ihn tiefes Trauern.

Alſo war ihm nie zu Muthe,
Dumpfe Seufzer ihm entquellen,
Wogend ihm den Buſen ſchwellen;
Seltſam treibt's in ſeinem Blute.

Und ſo wandelt er von hinnen
Nach den wonniglichen Fluren,
Sinnend auf bekannten Spuren;
Heiß und hell die Zähren rinnen.

So von Abends gold'nen Düften
Steht der Jüngling da umfloſſen,
Still vom Sternenthau begoſſen,
Sanft geküßt von Himmelslüften.

Nie vernommnen Tönen lauſchet
Jetzt er an der Thränenweide,
Und auf der beblümten Heide
Süße Flötenmuſik rauſchet.

Holde Roſenfinger winken,
Und ein Arm ergreift den ſeinen;

Zaub'risch faßt ihn dieß Erscheinen,
Möcht schier bang zu Boden sinken.

Magisch zieht es ihn von dannen,
Wie auf Seraphflügeln schwebend,
Ueber Berge sich erhebend,
Jüngling konnt sich nicht ermannen.

Jetzo säuselt sanft es nieder,
Cherubblicke ihn begrüßen,
Weihrauchlüfte ihn umküssen,
Ihn umrauschen Himmelslieder.

Scheu will er das Kind umfangen,
Doch umsonst ist sein Erfühlen,
Nicht kann er die Sehnsucht kühlen,
Da erfaßt ihn schmerzlich Bangen.

Und ein Klosterpförtlein offen
Sieht der Jüngling bald im Lichte;
„Da hinein dein Sehnen richte,
Hier ist Balsam für dein Hoffen!“

Also aus des Führers Munde
Säuselt's in des Jünglings Seele:
Daß sie sühnend sich vermähle,
Tritt er ein zum ew'gen Bunde.

Tryas des Lebens.

Soll in des Lebens Gewirr, dir, Freund, Glückseligkeit blühen,

Krone zumal dich Verstand, dich Phantasie und Gemüth. —
Jener dein regelnd Gesetz, des Urtheils sicherer Lenker,
Zepter der Handlungen Dir, lichtend und ordnend die Bahn.
Aber die Einbildungskraft mit ihrem Zaubergefolge
Schmückt das Gemeine Dir aus, wandelt zum Himmel die Welt.
Weihe des Heiligen doch, und Bürge des seligen Glaubens,
Gottesminne-Panier thronen allein im Gemüth. —
Dieß ist die heilige Drei, doch trennen darfst Du sie nimmer,
Denn die Glückseligkeit beut nur ihr gemeinsamer Bund.

Der Pferdekinnbacken.

Der junge Laslo war ein Grützkopf wie Wenige. Kaum acht Jahre alt, war er schon vierzig alt und drüber an Scharfsinn, Klugheit, Mutter- und Vaterwitz, und total ohne Spur irgend eines Vorurtheils. Er ging zur Schule; er spielte gern mit seinen Cammeraden, noch lieber mit seinen Cammeradinnen. Er war der Erste bei allen Schelmereien und der Letzte bei der Flucht.

Am liebsten unterhielt er sich mit den zwei Jungen des Abdeckers, Schinders oder Wasenmeisters, wie man will. Daher trieb er, Laslo, die Ochsen

seines Vaters so nahe als möglich in die Gegend des Abdeckers, und hatte seine Lust an den anatomischen Expeditionen des Meister Petzfleck und seiner beiden Burschen. Der junge Laslo war denn bei Petzflecks recht wohl gelitten, und wie ein Mitglied der Familie betrachtet.

Auf diese Weise verstrich mancher Sommer und Herbst. Aber auch der Winter sollte die freundschaftliche Communication nicht unterbrechen. Laslo war ein großer Freund vom Schlittenfahren, das heißt von dem Herumglitschen auf einem Paar hölzerner Leisten, auf denen er die kleinen Berge seines Weichbildes auf gut Russisch, und auch auf gut Parisisch hinab rutschte. Diese kleine nicht tadelnswerthe Passion theilten auch die beiden Petzflecke mit ihm, doch gingen sie mit mehr Raffinerie zu Werke, indem sie statt der Holzleisten die Kinnbacken eines Rosses verwendeten. Hännschen-Laslo oder Laslo-Hännschen war entzückt von dieser Industrie; weil aber seine Aeltern (es gibt eine Zeitschrift, in der es immer heißt: die Herrn Aeltern!) keinen Geschmack an seinem Umgang mit der Petzfleckischen Familie fanden, ihm solchen auch unter Androhung von mancherlei Züchtigungen scharf untersagten, so versteckte er das Präsent der Pferdekinnbacken im Kuhstall, und ging gar behutsam damit zu Werke.

Dessen ungeachtet wurde aber der Unterschleif entdeckt, und dem Laslo-Hännschen stand ein arger Pönfall bevor. Wo sollte er nun Trost und Beruhigung finden? Etwa bei seinen beiden Caffeeschwestern? Keine Idee! Also bei seinen beiden Milchbrüdern

im Petzfleckischen Hause? Richtig! Nirgends anders, als da. Er flüchtete gefaßt in dieses sichre Asyl, und lebte daselbst mehrere Tage verborgen und geborgen.

Unterdessen geschah es, daß die Lasto'schen Conleute nebst den beiden Töchtern ob des Verschwindens des drikten Rangen in Sorge geriethen, und dieser Range selbst den voreiligen Schritt zu bereuen anfing. Sich selbst wieder zu stellen, hielt er jedoch nicht für rathsam; deßhalb setzte er sich hin, und schrieb an das älterliche Haus ein Brieflein des Inhalts: „Geliebteste! Ich befinde mich bei der gebildeten Schinderfamilie Petzfleck, und bin unter ihrem Schutze. Wo Ihr mir, allerliebste Aeltern, volle Vergebung zusagt, und solche durch die zwei bewußten Schwestern ankündigen lasset, werde ich mir eine Pflicht und ein Vergnügen daraus machen, umzukehren in den häuslichen Schoß und nimmer daraus weichen, auch stets meiner wohlhabenden Aeltern gehorsames Kind seyn, wie solches nur immer thunlich seyn wird. Dieses ist meine geziemende Erklärung im Petzfleckischen Hause.“

Wie solcher Gestalt die ungebildete Schlächterfamilie Lasto in Erfahrung gebracht, daß ihr Söhnlein bei der gebildeten Schinderfamilie Petzfleck versteckt sei, wollte sie Anfangs wüthend werden, weil sie es für die allergrößte Schmach hielt, mit dem Hause eines Abdeckers in Berührung zu stehn, und dieß war eben ein Beweis von dem Mangel an Bildung bei dieser sonst so schätzbaren Familie. Sie wurde aber doch nicht wüthend, nicht vielleicht deßwegen, weil sie in einem solchen Zustande der Wuth

gerade unter die Botmäßigkeit des Waſenmeiſters hätte kommen können, ſondern ſo überhaupt aus Bosheit wurde ſie nicht wüthend, aus Stolz und Hochmuth. »Juſt wollen wir zeigen,« ſagten die alten Lasloleute, »daß uns an dem Burſchen nichts liegt, und daß wir uns mit dem Schindervolke, ſo gebildet es auch ſeyn möge, nicht beſudeln mögen! Juſt kümmern wir uns gar nicht um die ganze Bagage!«

Und ſie kümmerten ſich auch wirklich nicht. Mittlerweile aber die beiden Schweſtern kümmerten ſich wohl ſehr; denn ſie liebten an Hännchen gerade ſeine Derbheit und ſein gewiſſes männliches Weſen, wie dieß bei allen Frauenzimmern der Fall iſt; auch war er ja ihr Bruder, und ſo ſannen ſie hin und her, wie denn der Bruch wieder auszugleichen wäre. Da entſchloſſen ſie ſich, ohne Vorwiſſen der Frau Mutter und des Herrn Vaters ſich in das Petzfleckiſche Haus zu begeben, und den Flüchtling wieder nach Hauſe zu locken. Sie machten ſich alſo incognito auf den Weg, und trafen gerade ein, als die Petzfleckiſchen mit Hännchen beim Abendmale ſaßen. Als die Caffeeſchweſtern eintraten, ſprangen zuerſt die beiden Milchſchweſtern auf, denn eine ſolche liebliche Erſcheinung war ihnen in ihrem Geſchäftskreiſe noch nicht vorgekommen, und die beiden Caffeeſchweſtern wurden hinwieder von dem Anblick der beiden Aufgeſprungenen ſo ergriffen, daß ſie ein wenig taumelten, und ungebeten auf die nämlichen zwei Seſſeln Platz nahmen, denn auch ihnen war eine ſolche Erſcheinung noch nicht vorgekommen.

da Hännchen der einzige Junge war, den sie je gesehen. Kurz die vier jungen Gemüther der Fleischerstöchter und Schindersöhne fühlten sich zum ersten Male von der Wünschelruthe Amors berührt, und wußten nicht, wie ihnen sei.

Die alten Petzflecke merkten das Ding, thaten aber nichts dergleichen, sondern hießen die Jüngferchen freundlich willkommen, und ließen geschwind noch etwas gebackenes Lämmernes besorgen, auch einige Tassen Caffee bestellen, um die angenehmen Gäste zu bewirthen. Diese schlugen jedoch das gebackene Lämmerne aus, und erholten sich nur bei dem starken Caffee, ohne weiter an den Zweck ihres Besuches zu denken. Hännchen stellte ihnen seine beiden würdigen Freunde vor, und diese proponirten ein kleines Pfänderspiel. Die Jüngferchen wußten, wie ihnen geschehe; das Spiel begann und hörte lange nicht auf, woran die alten Petzflecke ihre heimliche Freude hatten.

Unterdessen hatte sich ein furchtbares Gewitter etablirt, das noch furchtbarer ausbrach, und noch tief in die Nacht fortdauerte, so daß an die Rückkehr der Caffeeschwestern nicht zu denken war. Wohl aber war zu denken, in welcher Angst sich die Laslo'schen Eheleute befanden, als ihre lieben Töchterchen vermißt wurden, und die ganze Nacht nicht nach Hause kamen. Der Vater merkte gleich, was das zu bedeuten habe, und wollte die Obrigkeit der Petzfleckischen Familie über den Hals schicken. Allein die Obrigkeit *war eben krank*; deßhalb ließ Laslo einspannen und *fuhr mit seiner* Gesponsinn hinüber, weil er ihr in

solchen Angelegenheiten, wie billig, den Vorrang eingeräumt hatte.

Man kam gerade an, als die gebildete Schinderfamilie beim Frühstück saß, und die beiden Caffeeschwestern und Milchbrüder in der besten Arbeit waren. Der Eintritt der Lasloleute erregte große Ueberraschung; Niemand brachte eine Silbe hervor; es entstand eine lange Pause; besonders die zwei Paar Aeltern fixirten einander mit sonderbaren Blicken. Da trat auf ein Mal Hännschen als Hanns auf, und hielt eine so kräftige Rede, daß der Fleischer und der Abdecker, und die Schlächterinn und die Abdeckerinn einander immer näher rückten, und sich nicht mehr so sonderbar fixirten. Die Caffeeschwestern arbeiteten nun auch aus Leibeskräften, und die Milchbrüder ebenfalls. Frau Laslo durchschaute gleich die ganze Lage der Dinge, und wurde allmälig heiterer, gab auch den beiden Petzfleckischen Söhnen auf Hannsens Einleitung die Erlaubniß, ihr Haus zuweilen zu besuchen, und sich zu erkundigen, wie sich die zwei Jüngferchen befänden. Vater Laslo machte dazu freilich ein widerliches Gesicht; allein seiner Gemalinn ernsthafte, und Frau Petzflecks freundliche Miene brachten ihn bald auf andere Gesinnungen.

In dieser wünschenswerthen Stimmung trennte man sich; der alte Laslo einen fetten Ochsen abzuschlachten; der alte Petzfleck, einen magern Gaul zu trenchiren und so die andern Personen, jede nach ihrer Weise an ihr Geschäft zu gehen.

Nicht nur mehrere Stunden und Tage, sondern *mehrere* Monathe und Jahre ging dieses so fort. Die

jungen Petzflecke kamen oft in Laslo's Haus, sich um das Befinden der beiden Töchterchen zu erkundigen, und die alten Petzflecke erhielten oft Besuch von den alten Laslo's. Es kam endlich so weit, daß die Abdeckersöhne die Fleischertöchter für immer zu sich abholten, und als die Frau Laslo und Herr Petzfleck das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschten, vertauschten Herr Laslo und Frau Petzfleck ihren Witwerstand mit dem Ehestand. Man gab, da man schon sehr viel Geld zusammengemetzgert und geschunden hatte, die Metzgerei und Schinderei auf, und privatisirte gemächlich in der Stadt, woselbst auch Hanns zum Doctor der Rechte graduirt wurde. So waren Alle zufrieden, und lebten lustig und guter Dinge, noch oftmals des Pferdekinnbackens im Kuhstall gedenkend, welcher gewisser Maßen den Impuls zu der ganzen Historie gegeben hatte.

Alix und Berenger.

Der Vater Berengers de Presles war ein in dem schwülen Clima und den kunstgewandten Umtrieben des Hoflebens ergrauter Günstling Carls des Fünften von Frankreich. Er hätte sich auf seiner schlüpfrigen Laufbahn glücklich behauptet, und zog sich, um den Abend seines Lebens den ruhigern und natürlicheren Freunden der Häuslichkeit zu widmen, auf sein einfaches Schloß an der Seine, in der Nähe von Saint-Germain, zurück. Nicht lange, so ward im Jahre 1374 seinem Herzen die Freude, von seiner trauten und vielgeliebten Ehefrau mit einem tüch-

rigen Söhnlein beſchenkt zu werden. Aber nur kurze Zeit genoß der würdige Greis die Süßigkeiten der Vaterſchaft. An der Wiege ſeines theuren Sproſſen entſchlummerte er eines Morgens ſanft in den Armen des zärtlichen Weibes; und in Thränen umſtand die bewegte Dienerſchaft die von den erſten Strahlen der Sonne magiſch verklärte rührende Gruppe.

Es war der Wille des verſcheidenden Vaters, daß man den jungen Berenger, ſobald er die Knabenjahre erreicht habe, ſeinem Pathen, dem Ritter Johann von Neufville, übergebe, um von dieſem einſichtsvollen, wackern und bewährten Degen in den kriegeriſchen Uebungen ausgebildet zu werden. Als demnach Berenger zwölf Jahre alt war, ſchickte ihn ſeine würdige Mutter zu dieſem berühmten Verwandten, nachdem ſie ihm unter heißen Herzensthränen den müttlichen Segen ertheilt, und ſeinen Hals mit einer goldenen Kette geſchmückt, welche mit einem Steine, den einer ſeiner Vorfahren von den Ufern des Jordans mitgebracht, geziert war. »Gott, Vaterland und Ehre,« war darauf eingegraben, Worte, die tiefer noch, als in dem harten Stein, die edle Mutter dem weichen Herzen ihres vielgeliebten Sohnes einpflanzte. So ſchied der Jüngling in Rührung aufgelöſt, und von einem alten treuen Diener begleitet, von der ältertichen Stätte.

Das Schloß des Herrn von Neufville, nur eine Tagreiſe von Presles entfernt, hatte ganz die Geſtalt und Einrichtung eines wohlbefeſtigten Caſtells. Es war mit hohen Mauern, zahlreichen Schießſcharten, tiefen und breiten Gräben, gewaltigen Thür-

men und Zwingern verſehen, und hatte überhaupt eine coloſſale, ernſte und düſtere Geſtalt. Der Anblick dieſer impoſanten Veſte, welche gegen das friedliche und einfache älterliche Wohngebäude ſo ſchneidend abſtach, machte auf Berenger einen nie gekannten, eigenthümlichen Eindruck von Befangenheit, der durch das Herablaſſen der maſſiven doppelten Fallbrücke noch vermehrt wurde. Als aber in demſelben Augenblick, da er die Brücke betrat, das gedämpfte mild klingende Glöcklein der Schloß-Capelle das Angelus zu läuten begann, fühlte ſich des Jünglings zartes Gemüth durch dieſen Contraſt wohlthätig berührt. Doch das Gemiſch dieſer Empfindungen machte bald einer andern Platz, da Herr von Neufville plötzlich erſchien, und den willkommenen, längſt erwarteten Verwandten mit väterlicher Wärme umarmte. Der alte Kriegsmann führte Berenger ſogleich zu ſeiner Gemalinn, die ihn mit herzlicher Freundſchaft und Liebe empfing. Sie ſaß eben bei ihrer Lieblingsbeſchäftigung, der Stickerei; auf demſelben Seſſel ihre Tochter, Alix, neben ſich, in dieſer ſchönen weiblichen Kunſt unterrichtend. Alix war ein Jahr älter als Berenger. Mächtig hatten ſich bei dieſem zauberiſchen Weſen bereits die Keime einer außerordentlich blendenden Schönheit entwickelt, ſo daß der Jüngling, von dem wundervollen Lichtſtrahl ihres unerwarteten Anblicks getroffen, ſtumm und ſtarr am Boden wurzelte, während die Erſcheinung ſeiner blühenden und kräftigen Geſtalt nicht minder das Herz der zarten Jungfrau ergriff, welches jedoch den Aeltern nicht auffiel, da ſie Alles für

jene natürliche Folge der Scheu nahmen, die junge Leute bei dem ersten Zusammentreffen zu befallen pflegt.

Herrn von Neufville lag die Ausbildung seines theuren Verwandten als eine ernste Verpflichtung zu sehr am Herzen, als daß er lange hätte säumen können, sie zu beginnen. Er nahm solche alsogleich den Tag nach seiner Ankunft vor, indem er damit anfing, Berenger im Tragen des Helmes, in der Führung der Lanze, im Reiten und Fechten Unterricht zu ertheilen. Der junge Anwerber zeigte wohl große Geschicklichkeit bei allen diesen Uebungen; dessen ungeachtet war es nicht zu verlangen, daß er nicht zuweilen sich hätte irgend einen kleinen Fehler sollen zu Schulden kommen lassen. In einem solchen Falle hatte er stets die äußerste Strenge seines Lehrers zu gewärtigen, dergestalt, daß die junge Alix, welche sich häufig bei diesen Uebungen einfand, sich der Thränen nicht enthalten konnte. Diese süße Theilnahme aber und die Erwägung, daß er nur durch vollkommene Fertigkeit sich des ersehnten Ranges eines würdigen Ritters werth machen könne, trösteten den hochherzigen und ehrgeizigen Jüngling reichlich. Dazu kam noch die Entschädigung einiger freien Stunden, die ihm täglich übrig blieben, und die er der Dichtkunst widmete, welcher er mit Beruf und leidenschaftlicher Begeisterung zugethan war.

Sein Lehrer in dieser göttlichen Kunst war Herr von Rieux, Großoheim der Frau von Neufville. Dieser alte und grämliche Musensohn, der wirklich viel Talent und Uebung in poetischen Ar-

beiten besaß, hatte den besten Theil seiner Jahre am Hofe zugebracht, wo sein lebhaftes Temperament, sein Hang zur Abwechslung, und sein wüstes Treiben ihn in eine Menge unangenehmer und verantwortlicher Händel verwickelt hatten, so daß er sich genöthigt sah, diesen Schauplatz seiner anstößigen Abenteuer zu meiden. Er verließ ruhig den Hof, aber nur mit einer unauslöschlichen Rachsucht, die sich bei seinem angebornen Hange zur Satire in unzähligen Spottgedichten und Pasquillen Luft zu machen suchte, deren Gegenstand Personen seiner ehemaligen Verbindungen waren. Theils aus Vorsicht, theils aus Feigheit, hüllte sich Herr von Rieux bei diesen seinen Stachelgedichten in den Mantel der Namenlosigkeit, und gab sie dann seinem Zögling zum Abschreiben. Berenger, weit entfernt, die Gefahr dieses Geschäftes zu ahnen, freute sich vielmehr über diese vermeintliche Auszeichnung, noch mehr aber über die Gelegenheit, dadurch mit den Regeln des Ringelliedes, der Ballade und andern metrischen Formen näher bekannt zu werden. Bei seinen glücklichen Anlagen geschah es auch nicht selten, daß er in den Gedichten seines Lehrers sogar angemessene Verschönerungen anbrachte, womit dieser zwar nicht unzufrieden war, ihm aber hart zürnte, wenn er als Reimwort häufig den Namen Alix dabei antraf.

So im Dienste des Kriegsgottes und der Musen verflossen dritthalb Jahre. Hatte Berenger als geistvoller, anmuthiger und gewandter Dichter die Erwartungen seines schwer zu befriedigenden Lehrers weit übertroffen, so that es ihm Niemand im

luſtigen und ſichern Tummeln eines feurigen Streithengſtes, in ſtattlicher und edler Haltung, in fertiger Führung des Speeres und des Schwertes zuvor. Herr von Neufville liebte und ehrte ſeinen trefflichen Zögling noch um ſo mehr, als dieſer in einigen Gefechtvorfällen eine mit ſeinem zarten Alter ſelten verträgliche Klugheit und Tapferkeit an den Tag gelegt, und ſich ſomit als wackerer Rittersmann ausgewieſen hatte. Berenger genoß auch bald des ſchönen Triumphes, von ſeinem Gönner zu deſſen Waffenträger ernannt zu werden, und zu hören, daß man an Carls Hofe nur von dem ſchönen Waffenträger des Herrn von Neufville ſpreche.

Allein nächſt Mars und Apollo war noch ein anderer Gott ihm hold. Die ſüße Alix, der Gegenſtand ſeiner geheimſten, glühendſten Sehnſucht und Zärtlichkeit athmete nur für den herrlichen, als Krieger und Sänger gleich ausgezeichneten Jüngling. Beiden ſchuldloſen Seelen gebrach es an Muth, ihre Empfindungen durch Worte kund zu geben; aber durch ſympathetiſchen Drang hatten ſie ſich ein Plätzchen des Schloßparkes zu ihrem liebſten Aufenthalte erkoren. Dieſes Plätzchen war eine klare Silberquelle auf einem von Felſen umgürteten Hügel, die melodiſch über mehrere natürliche Terraſſen herabplätſcherte, und ſich durch ein romantiſches Aeſchengebüſch fortſchlängelte. Von dieſem Punete aus konnte man die maleriſche Gegend weit überſchauen. Hier war es auch, wo Frau von Neufville mit ihrer Tochter den Gemal und Verwandten von der Jagd zurück zu erwarten pflegte, und Berenger ſeine viel-

geliebte Alix stets früher gewahrte, als Herr von Neufville noch des Schloßthurmes ansichtig ward. Den beiden Liebenden war diese Quelle der heilige Zufluchtsort in müßigen Augenblicken, und der einzige Zeuge ihrer stillen, aber flammenden Empfindungen. Es verfloß demnach auch nicht ein Tag, selbst in der rauhesten Jahrszeit des Winters, ohne daß Berenger oder Alix den theuren Aeschenbrunnen besucht hätte.

Von der edelsten Familie geliebt und geachtet, von der Huldinn seines Herzens angebethet, am Hofe beneidet, schien sich für Berenger die glücklichste Zukunft aufzuthun. Doch dieser heitere Morgen sollte nur der Verkündiger eines sturmdurchtobten Tages seyn.

Schon seit geraumer Zeit hatten sich Hof und Stadt von einer stets wiederkehrenden Fluth der boshaftesten Epigramme und Satiren überschwemmt gesehen. Sogar der allervornehmsten Personen und geheimsten Verhältnisse war nicht geschont worden. Keine Spur leitete auf den kecken und frevelhaften Verfasser; Niemand ahnete ihn; und der harmlose Berenger, unbekannt mit den ruchlosen Ränken einer ausgearteten Welt, fuhr unermüdet fort, sich als Werkzeug des gallsüchtigen Herrn von Rieux brauchen zu lassen.

Eines Tages, als Berenger eben ein solches Spottgedicht abgeschrieben und vorläufig zu sich gesteckt hatte, erhielt er von seinem Beschützer den Auftrag, sich alsogleich nach Hof zu verfügen, um dem Könige höchst wichtige Papiere zu behändigen.

Berenger, von einer so ehrenvollen Sendung entzückt, fliegt nach Paris. Er trifft den Monarchen nicht, der erst Tags darauf von Vincennes zurückkehrt. Berenger erhält Befehl, sich nach Fontainebleau zu begeben, wo die Königinn sich befindet. Hier verweilt er vier Tage, dann eilt er, nachdem er allenthalben wohl empfangen und behandelt worden, auch günstigen Bescheid auf den Gegenstand seiner Sendung erhalten hatte, auf den Schwingen der Sehnsucht nach Neufville zurück, von dem er eine volle Woche entfernt gewesen. Schonungslos spornt er das entkräftete Roß; noch immer keine Spur des geliebten Schlosses, das seinen Himmel, seine seligsten Hoffnungen birgt. Endlich taucht der große Thurm von Neufville auf; endlich erblickt sein verschlingendes Auge den Hügel des Aeschenbrunnens, das Gebüsch, von den letzten Sonnenstrahlen vergoldet, und die Capelle mit den bemahlten Fenstern in sanftem Abendlicht flimmernd. Von unnennbaren Empfindungen erfüllt, richtet er sich im Steigbügel auf, und späht mit vorgesenktem Haupte nach dem seligen Plätzchen am Aeschenbrunnen. Er vermeint die schwankende Gestalt seiner Alix zu sehen. Sie ist es wirklich; aber noch verhüllt den vollen Anblick ihres junonischen Leibes das magisch umzitternde Laubwerk. Jetzt, jetzt tritt sie hervor in's Freie, jetzt winkt sie dem Eilenden fieberhaft mit einem weißen Tuche. Wüthend treibt er den erschöpften Gaul an, über Zäune, Hecken und Gräben, und in wenigen Minuten erreichte er die Stätte. Da eilt ihm Alix, von Bertha, einer ihrer Frauen be-

gleitet, mit einem von Thränen benetzten Gesichte, die Stimme von Schluchzen und Seufzern erstickt, halb ohnmächtig entgegen; sie umarmt ihn sprachlos, und bringt erst nach langer Pause die Worte hervor: „Berenger, meide das Schloß, das Aergste harrt deiner; fliehe, Berenger, flüchte dich!“ — Nichts vermag die Bestürzung des unglücklichen Liebenden zu schildern; kaum hatte er die Stärke, nach der Ursache zu fragen. Alix weiß diese nicht; sie kennt nur den Zorn ihres Vaters; sie weiß nur dessen schreckliche Wirkungen zu berechnen. Berenger ermannt sich; im reinsten Selbstgefühl beschließt er, was da auch kommen wolle, vor seinen Beschützer und Wohlthäter kecklich hinzutreten, um seine befleckte Ehre zu vertheidigen. Alix, von Bertha unterstützt, beschwört den Starrsinnigen, sich nur auf kurze Zeit entfernt zu halten, aber umsonst; sein Ehrgefühl war mächtiger als seine Klugheit. Während dessen ertönt zum dritten Male das Wächterhorn, zum Zeichen des Thorschlußes. Mannhaft reißt sich Berengar von seiner Alix los, die in den Park zurückeilt. Fest, rüstig und entschlossen sprengt er nach der Zugbrücke. Ein hoher, großer Trost ist ihm geworden; eine neue beseligende Kraft ist in ihm eingekehrt; denn der Augenblick der niederschlagenden Kunde war zugleich der Moment seines entschiedenen Liebesglückes, von den nämlichen Lippen besiegelt.

Berenger ritt in den Schloßhof ein; aber kein Knappe kam ihm entgegen, das Pferd zu übernehmen, was ihm nach dem Vorhergegangenen nicht

auffiel. Kein Menſch zeigte ſich, als er nach dem Waffenſaale ſchritt. Hier fand er Herrn von Neufville in Geſellſchaft des Herrn von Rieux. Jener ſchleuderte dem Eintretenden einen wüthenden Blick zu, und wies ihm, ohne ein Wort zu verlieren, jenes Spottgedicht vor, welches der unüberlegte Jüngling bei ſeiner ſchnellen Abreiſe nach Paris in der Taſche behalten, und in dem dortigen Hôtel ausgeſtreut hatte. Dort ward es der vornehmen Perſon, gegen die es gerichtet war, überbracht, und ſogleich dem Herrn von Neufville mit dem Bedeuten zugeſchickt worden, den Frevler Berenger für eine ſolche Zügelloſigkeit gehörig zu züchtigen. Nur aus Rückſicht für die Verdienſte des Hauſes Neufville, hieß es in jenem Hof-Reſcripte, überlaſſe man Berenger's Beſchützer die angemeſſene Beſtrafung jenes Unverſchämten und Tollkühnen, der bereits durch wiederholte Schmähungen die Gnade des Hofes verwirkt, und die ſchärfſte Ahndung, welche man ſich übrigens noch vorbehalte, verdient habe. — Als Berenger dieſes verhängnißvolle Spottgedicht erblickte, ward er blaß vor Schrecken, und vermochte kein Wort hervorzubringen. Stumm und kalt ſah er auf Herrn von Rieux, der ſich aber mit einem Blicke des Abſcheues wegwandte. Dieſe Unverſchämtheit erweckte Berenger's Zorn und Muth zugleich; mit männlicher Feſtigkeit betheuerte er gegen den Herrn von Neufville ſeine Unſchuld. Der aber erklärte ihm ganz kurz, daß wörtliches Läugnen gegen factiſche ſchriftliche Beweiſe nur Frechheit und Unſinn ſei. „Entferne dich, Elender!“ rief er, vom Sitze aufſprin-

gend, im heftigsten Zorne aus, »nichts vermag dein Verbrechen zu beschönigen! Du bist überwiesen, Undankbarer, und verläßest du nicht in dieser Stunde noch mein Schloß für immer, so sollen dich meine Stallknechte hinauswerfen! Ist es nicht genug, daß ich für den Schutz und Erziehung, die ich an dir verschwendet, jetzt den Zorn des ganzen Hofes auf mich geladen habe?« — Diese Worte von thätlichen Drohungen begleitet, vernichteten den beklagenswerthen Jüngling dergestalt, daß er sich dem Herrn von Rieux, welcher bisher ganz theilnehmungslos da gestanden, zu Füssen warf, und in der Hoffnung, wenigstens eines fürsprechenden Wortes ausrief: »Ach! Herr von Rieux!« Allein dieser Nichtswürdige blieb stumm. — Da erwachte in des Jünglings Brust triumphirend das mächtige Gefühl einer erhabenen Ergebung; muthig unterwarf er sich seinem grausamen Geschick, sanft getröstet und aufgerichtet von der Theilnahme der menschenfreundlichen Frau von Neufville, die umsonst Alles versucht hatte, ihren unerbittlichen Gemal zu begütigen. Alle traten aus dem Saale; rasch verließ ihn auch Berenger; er bestieg sein Pferd, und trabte bewußtlos zum Schlosse hinaus.

Es war eine romantische Nacht; sanft beleuchtete der Mond die liebliche Gegend. Noch einen Blick der Wehmuth warf Berenger auf jene Mauern, die sein Theuerstes enthielten, und aus denen er nun auf immer verbannt seyn sollte. Unter heißen Thränen hauchte er noch einen Seufzer nach dem Theil des Schlosses, wo Alix wohnte, und lenkte dann sein Pferd auf die Straße, welche nach Nesles,

seiner Heimath, führte. Dort hoffte er, an der treuen und zärtlichen Mutterbrust Linderung seiner Qualen zu finden. Als er den nächsten Abend schon die stille, einsame Behausung vor sich liegen sah, gewahrte er bei einem Vorhofe einen Trupp Landleute, in dumpfes Stillschweigen versunken, und mit traurigen Mienen einander ansehend. In ihrer Mitte stand ein Mann, der Geld unter sie austheilte. In diesem Manne erkannte Berenger sogleich Raymond, den alten Hausbedienten. Nichts Gutes ahnend, springt er vom Pferde, und ruft: „Raymond, alter Freund, was machst du hier?“ — „Ach!“ entgegnete der Alte, voll Schrecken und Freude zugleich, „ach, gnädiger Herr, diesen Morgen haben wir unsere edle, vielgeliebte Herrinn begraben!“

Diese zermalmende Nachricht schlug den unglücklichen Berenger vollends zu Boden. Er verfiel in ein heftiges Fieber, und war schon dem Tode nahe, als nach Verlauf mehrerer Wochen seine ungeschwächte Jugendkraft ihm wieder die Genesung schenkte. Sein erstes Geschäft war jetzt, das Grab seiner guten, unvergeßlichen Aeltern zu besuchen, und von ihren Manen Trost und Stärkung zu erflehen. Sofort übergab er dem Castellan die Verwaltung seiner Güter, und trug ihm die Aussteuer von vier der tadellosesten Mädchen des Dorfes auf, unter der Bedingung, daß ihre Kinder Alix und Berenger getauft werden sollten. Hierauf bereitete er sich zur Abreise vor. Er schrieb einen Brief an Alix, worin er ihr sein neues Unglück meldet, und sie von seinem nunmehrigen Vorhaben unterrichtete. Dieses Schreiben

übergab er dem alten Raymond mit dem Auftrage, ihm die Antwort eiligst nach Dijon zu bringen, da er Willens sei, vor der Hand den burgundischen Hof zu besuchen.

Etwa ein Jahr vor dieser Katastrophe hatte Philipp, Herzog zu Burgund, den Herrn von Neufville auf dessen Schloß besucht, und bei dieser Gelegenheit eine so günstige Meinung von dem jungen Berenger gefaßt, daß er ihm öffentlich sein Wohlgefallen bezeigte, und ihn seiner Huld versicherte. Die Erinnerung an diesen erfreulichen Umstand führte jetzt den unglücklichen Berenger nach Dijon, und erfüllte sein Herz mit frohen Hoffnungen. Er durfte sich schmeicheln, von diesem unparteiischen Gönner freundlich aufgenommen zu werden, und an seinem glänzenden ritterlichen Hofe Veranlassung zu finden, sich auszuzeichnen, und die ritterlichen Sporen zu verdienen. Auf dem Wege des Ruhmes wolle er denn auch wieder den zu dem unzugänglichen Herzen seines ehemahligen Beschützers finden, ihn versöhnen und somit zum Besitz seiner holden Alix zu gelangen.

Entzückt wiegte sich seine bewegte Seele in Träumereien seines künftigen Glückes, als er am achten Tage nach seiner Abreise von Presles durch einen Wald ritt, einige Stunden von Auxerre entfernt. Noch nicht in der Hälfte desselben angelangt, vernahm er plötzlich ein heftiges Geschrei und Waffengeklirr. Er eilt der Stelle zu, und sieht einen einzelnen Mann, den Rücken an einen Baum gelehnt, sich gegen die immer näher eindringenden Schwert-

ſtreiche dreier Angreifenden vertheidigen. Eben will dieſer der Erſchöpfung und Uebermacht unterliegen, als Berenger herangeſprengt iſt, und mit muthigen Hieben die Angreifer in die Flucht jagt. Umſonſt ſucht er ſie zu erreichen; denn ſie verlieren ſich in das Gebüſch, wohin er ihnen mit ſeinem Roſſe nicht folgen kann. Es waren Kerle von einer Räuberbande, von welcher damals jene Gegend voll war; der Angegriffene war der tapfere Marſchall von Coigni. Gerührt umarmte er ſeinen heldenmüthigen Retter, und lud ihn ein, ſich mit ihm auf ſein benachbartes Schloß zu begeben, und daſelbſt über ſein Eigenthum zu verfügen, welches die Pflicht der Dankbarkeit ihm anheimſtelle.

Der Marchall von Coigny hatte ſich bald nach Carl des Fünften Tode auf ſeine Güter zurückgezogen, um bei einem vorgerückten Alter die Beſchwerlichkeiten des Krieges und Hofdienſtes mit der Ruhe des Privatſtandes zu vertauſchen, und dem friedlichen, erquickenden Dienſte der Muſen ſich zu weihen. Herr von Coigny war, wie damals wenige ſeines Gleichen, ein ſehr gebildeter Mann, ein Freund und Beförderer der Wiſſenſchaften, alles Guten, Schönen und Erhabenen, vorzüglich aber der Dichtkunſt und des Geſanges. Sein Schloß war daher der Sammelplatz der ausgezeichnetſten Sänger, und es vergingen wenige Tage, an denen nicht irgend ein künſtleriſches Feſt daſelbſt Statt gefunden hätte. Berenger war, ohne ſich zu erkennen zu geben, mit dem Marſchall auf das Schloß gezogen. Er verwunderte ſich nicht wenig über die Einrichtung dieſes Muſen-

sitzes, welcher ihn unter andern Verhältnissen mit Entzücken erfüllt haben würde, da er so ganz seiner Lieblingsneigung und seinen Talenten entsprach. Allein jetzt, bei einem von Kummer und Sehnsucht erdrückten Gemüthe war der Sinn dafür erloschen, und eine düstere Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt, die ihm jede Theilnahme an diesen Festlichkeiten vergällte. Dieses konnte dem Marschall, der Alles aufgebothen hatte, seinen jungen Freund zu erheitern, und ihm den Aufenthalt in seinem Schlosse angenehm zu machen, nicht entgehen. Vergebens drang er zu wiederholten Malen in Berenger, ihm den Grund seiner Verstimmung zu entdecken, bis sich dieser endlich entschließen mußte, den theilnehmenden und freundschaftlichen Forderungen des edeln Marschalls nachzugeben, wobei er jedoch so großmüthig war, den Namen des elenden Rieux zu verschweigen. Herr von Coigny zweifelte nicht einen Augenblick an Berenger's Schuldlosigkeit, und machte ihm den Vorschlag, ihn an den Hof zu führen, und seinen ganzen Einfluß zur Rechtfertigung seines verkannten Freundes aufzubiethen. Allein Berenger's große Seele lehnte einen Antrag ab, bei dem er in die Nothwendigkeit hatte gerathen müssen, das Gesetz der Ehre zu verletzen, welchem nach er sich auferlegt hatte, Herrn von Rieux als den Freund seines Wohlthäters und Beschützers durch Nennung seines Namens nicht der öffentlichen Verachtung und gesetzlichen Ahndung bloß zu geben. Bei dieser zarten Gesinnung, welche einem in Dingen der Ehre so überspannten Zeitalter völlig angemessen war, wollte

Berenger Alles der Fügung des Himmels überlassen. Er nahm also schon nach wenigen Tagen von dem Marschall Abschied, verließ, mit Dankbezeugungen überhäuft, das Schloß und eilte nach Dijon.

Hier harrte der alte treue Raymond schon seit zwei Tagen seines Herrn mit einer Antwort von Alix folgenden Inhalts: »Der Zorn meines Vaters lodert noch heftig; allein Dein Ruhm, der Glanz Deines Namens, dem Du entgegen gehst, wird ihn versöhnen. Lebewohl! Ich liebe Dich bis zum letzten Athemzuge!« — Diese Worte, obschon sie nicht geeignet seyn konnten, Berengers Leid zu mindern, waren ihm doch als ein Talisman der Minne eine unaussprechlich theure Gabe. Er befestigte das Blatt an die Kette, die ihm seine unvergeßliche Mutter, als er von ihr, um nach Neufoille zu gehen, Abschied nahm, umgehängt hatte, bedeckte es mit Küssen, und überhäufte den Boten mit Liebkosungen und Geschenken. Hierauf schrieb er auf ein Blättchen die Worte: »Ewig geliebte Alix! Nicht eher wirst Du mich wieder sehen, nicht eher von mir hören, bevor ich nicht Deiner vollkommen werth bin. Bleibe mir treu, vertraue auf den Himmel und seine Gerechtigkeit. Schon winkt mir der Ruhm; schon vernehme ich seine lockende Stimme. Lebe wohl und gedenke meiner!« — Mit diesem Zettel fertigte er Raymond ab, daß er ihn bei einer günstigen Gelegenheit an Alix bestelle.

Tags darauf verfügte sich Berenger nach dem Pallaste des Herzogs von Burgund; allein seine

Namenlosigkeit und die Einfachheit seiner Rüstung und Waffen machte, daß man ihr nicht einließ. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen hatte er sich schon angeschickt, von Dijon abzuziehen, als er vernahm, daß ein Feldzug gegen den Herzog von Geldern im Werke sei, bei welchem der König in Person befehligen wolle. Berenger ergriff mit Ungeduld diese Gelegenheit, seine Tapferkeit zu erproben, und den Kranz des Ruhms zu erobern. Er trat als Freiwilliger unter die Fahne des Königs, und führte manche glänzende Waffenthat aus, würdig durch eine große Belohnung vergolten zu werden. Allein Berenger's Unstern wollte, daß sich gerade die Person in des Königs Gefolge befand, gegen die jenes unselige Spottgedicht gerichtet war, das ihm in Paris entfallen war, und die Quelle aller seiner Widerwärtigkeiten wurde. Er sah sich daher genöthigt, seinen Namen zu verschweigen, und dadurch auf eine Auszeichnung zu verzichten, die unter andern Umständen sein Glück unfehlbar würde gegründet haben. Die kurze aber blutige Fehde endete damit, daß der Herzog von Geldern sich den Könige unterwarf. Die Vorstellung von der Unentbehrlichkeit des Ruhms bei der so eben vereitelten Aussicht, ihn zu erringen, machte einen niederschlagenden Eindruck auf das ohnedieß schon erschütterte Gemüth des jungen Märtyrers; schon begannen sein Muth und seine Hoffnung zu sinken. Da richtete ihn die Nachricht wieder auf, daß große Anstalten zu den poetischen Blumenspielen in Toulouse, die jüngst durch die berühmte Clemence

Isaure wieder neu belebt worden *), getro[illegible] wür-
den; und er faßte im Vollgefühle seines Dichterberufes

*) Diese Blumenspiele, jeux floraux, wurden zu Toulouse alljährlich gehalten. Sie galten einem dichterischen Wettstreit. In der ersten Zeit ward der Sieger mit einem goldenen Veilchen belohnt, welchem Preise in der Folge, um den Reiz und Glanz des Festes zu steigern, noch eine wilde Rose und eine Ringelblume, beide zierlich aus Silber verfertigt, beigegeben wurden. Ungünstige Verhältnisse störten den Fortgang dieser Feste; beinahe ein Jahrhundert lang geriethen sie in's Stocken, bis endlich Clemence Isaure, eine edle Toulousanerinn, eine talentreiche Freundinn der Ton- und Dichtkunst, und eine leidenschaftliche Liebhaberinn von Blumen, diese jeux floraux durch bedeutende Stiftungen wieder herstellte. Die Feierlichkeit wurde mit allem Ernste, unter andern mit einer Messe, einer Predigt und mit Allmosenvertheilung eröffnet. Auch vermehrte sich die Zahl der Preise auf fünf. Sie bestanden aus einem Tausendschön von Gold im Werthe von 400 Livres, für die schönste Ode bestimmt; ein silbernes Veilchen, 250 Livres werth, erhielt der Verfasser der besten kurzen Periode; dem gelungensten prosaischen Aufsatze ward eine wilde Rose von Silber, ebenfalls 250 Livres werth, eine silberne Ringelblume von 200 Livres gewann der Dichter der besten Ekloge, Elegie oder Idylle; und der Preis einer Lilie von Silber 60 Livres werth, war für das schönste Sonnett zu Ehren der heiligen Jungfrau. Im Jahre 1694 wurde das Collegium der Blumenspiele, welches eigene Meister und Richter (Mainteneus) hatte, zu einer förmlichen Akademie erhoben. Die Thätigkeit derselben war von 1790 bis 1806 unterbrochen, im letzten Jahre wurden aber wieder Preise vertheilt ganz nach Clemence Isauren's Stiftung. Die Versammlung der Mitglieder dieser Akademie ging seitdem auf dem Rath-

auf der Stelle den Entschluß, bei diesen Musenkampfspielen als Mitbewerber aufzutreten, denn der Name eines solchen Siegers war in ganz Frankreich der Gegenstand der Bewunderung und des Ruhmes.

Nicht lange, so erklang aus Aller Mund als Siegernamen der Name Berenger. Die berühmtesten Meistersänger jener Zeit rangen zwar um den

---

hause zu Toulouse vor sich, das Capitolium genannt wird. — Clemence Isaure hatte ihr ganzes bedeutendes Vermögen dieser poetischen Stiftung gewidmet. Wie sehr sie selbst Meisterinn in der fröhlichen Kunst (gaïe science) war, mag folgende im Prose mitgetheilte Uebersetzung einer ihrer Frühlings-Oden zeigen, die sie bey Gelegenheit einer Preisvertheilung dichtete: »Schöne Jahrszeit, Jugend des Jahres, du führst die süßen Dichterspiele zurück, zum Andenken des treuen Troubadours sei dein Haupt mit Blumen bekrönet. — Laßt uns die liebende Frömmigkeit der demüthigen Jungfrau, der Königinn der Engel besingen, als sie seufzend und tief geängstigt den Himmelsfürsten verscheiden sah! — Stadt meiner Ahnen, schönes Toulouse, biethe dem geschickten Dichter den ehrenvollen Preis seines Talentes; seiner immer, seiner Loblieder würdig, immer edel, immer mächtig! — Oft hofft der Stolze von Dichtern gefeiert zu werden; ich weiß es, die jungen Troubadoure werden Clemencen vergessen — so stirbt in unsern Gefilden die Frühlingsrose, wenn der Hauch des Nachtwindes sie quält, und ihr Andenken verwehet auf der Erde!« — Ihre dichterischen Talente haben Clemencen den Beinamen der Toulousischen Sapho erworben. — Ein Weiteres aber dieser *interressanten* Akademie können unsere Leser im Peitevie — Pritavi finden, der ihre vollständige Geschichte herausgegeben hat.—

Triumph, doch konnte er dem begeisterten Sänger der Liebe, dem in seinem ganzen Wesen dichterisch aufgeregten Jünglinge nicht entgehen. Sowohl an Neuheit der Gedanken und Kühnheit des Schwunges, als an äußerer Zierlichkeit, kraftvoller und anmuthiger Sprache blieb ihm der Sieg in jener Dichtart, die der königliche Gesang hieß. Berenger ward mit dem Preise des goldenen Tausendschön oder der Amaranthe betheilt, und sein Name flog, gepriesen, von Mund zu Mund, von Gegend zu Gegend.

Als der alte redliche Marschall von Coigny dieses frohe Ereigniß vernahm, beschloß er seinem Retter und Freunde einen öffentlichen Beweis von Anerkennung zu geben, nämlich, ihn selbst zum Ritter zu schlagen. Einer der höchsten Wünsche Berengers, ja derjenige, von dem die Erreichung seines ganzen Lebensplanes abhing, sollte jetzt in Erfüllung gehen. Die Ceremonie fand auf dem Schlosse des Marschalls Statt. Es wurde die Schloß-Capelle eigens dazu eingerichtet, und zahlreiche Ritter, festlich gerüstet erschienen dabei. Nach vollbrachtem Gottesdienste segnete der Priester des Eingeweihten Waffen. Hierauf legte ihm der Marschall selbst die Sporen, den Harnisch, die Blechhandschuhe und andern Theile der Rüstung an. Sofort umgürtete er ihn mit dem ritterlichen Schwerte, und sprach: „Berenger! ich übergebe dir dieses Schwert, und bitte Gott, dir ein gutes und edles Herz zu verleihen, auf daß du ein eben so würdiger Ritter werdest und bleibest, wie dein Vater, dessen Andenken nie erlöschen wird!“ — Hierauf schloß er den von Begeisterung trunkenen

Jüngling in seine Arme, und indem er die Ceremonie des Ritterschlags verrichtete, setzte er hinzu: »Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter: sei tapfer, kühn und rechtschaffen!«

Um dieselbe Zeit traf man Vorbereitung zu einem großen Feste in St. Denis, zu Ehren des sicilianischen Königs Ludwig des II., des Vetters Königs Carl. Es sollte dabei ein außerordentlich pomphaftes Turnier vor sich gehen, und die Blüthe der französischen sowohl als auch der fremden Ritterschaft zugegen seyn. Was konnte Berengern willkommner seyn, als eine solche Gelegenheit, seiner neuen Würde durch eine glänzende Waffenthat das Siegel aufzudrücken! Mit Sehnsucht harrte er des Augenblicks, wo das Fest beginnen sollte.

Dieser Augenblick war jetzt da. Berenger flog nach St. Denis. Seine Jugend und Schönheit, seine Gewandtheit und edle Haltung, so wie die ungewöhnliche Einfachheit seiner Rüstung zogen gleich Anfangs Jedermanns Aufmerksamkeit auf sich; eben so konnte man sich die Bedeutung seines Schildzeichens nicht enträthseln, das statt eines förmlichen Wapens bloß aus den Buchsten A und B bestand, die mit einem Aeschenkranze umschlungen waren. — Dem Turniere ging ein feierliches Hochamt voraus, das auf Befehl des Königs zu Ehren des Groß-Connetable gehalten wurde. Der Bischof von Auxerre hielt die Leichenrede auf Bertrand du Guesclin. *Berenger war* in die Nähe des Thrones der Königinn *zu stehen* gekommen, hatte aber geraume Zeit

seine ganze Aufmerksamkeit auf den Redner geheftet. Als dieser eine Pause machte, wendete Berenger, wie durch ein sympathetisches Gefühl gezogen, seine Blicke plötzlich auf den Thron, und siehe — seine theure, ferngeglaubte Alix sitzt ihm gegenüber an den Stufen desselben! Dieser plötzliche, völlig unerwartete Anblick wirkte auf des Jünglings Seele wie ein electrischer Schlag; das Gefühl eines seligen Entzückens erschütterte ihn fieberhaft: doch faßte er schnell sich wieder, und öffnete darauf langsam und bedächtig das halb geschlossene Visier. Alix, welcher des Ritters heftige Bewegung nicht entgangen war, betrachtete ihn, wie von einer süßen Ahnung durchflogen mit ruhiger Erwartung; das Visier ist geöffnet, und mit Wonnegefühl erkennt sie ihren Geliebten! Alix war von der Königinn ausersehen worden, den Sieger zu krönen.

Daß dieser letztere Umstand den Muth des Kampfbegierigen Liebhabers bis zum Aeußersten entflammen mußte, läßt sich begreifen. Er fühlte und wußte, daß ihm jetzt der Sieg nicht werde entgehen können. Jede Muskel schwoll vor glühender Kampfbegier, jeder Pulsschlag brausete vor Feuer; er fühlte die Kraft und den Muth, es mit einem ganzen Heere aufzunehmen. Berenger war in einer Verfassung, die nur derjenige, welcher zum ersten Mal heiß und wahrhaft geliebt hat, würdigen kann. Sein heroisches Vorgefühl hatte ihn auch wirklich nicht getäuscht. Vier Mal betritt Berenger den Kampfplatz, vier Mal schimmerte er als anerkannter Sieger. Lustigschmetternde Fanfaren verkünden seinen Triumph. Da er

hebt sich der König und frägt nach seinem Namen. Berenger hüthete sich wohl, diesen zu nennen. »Ich bin,« antwortete er bescheiden, »der Verfasser des königliches Gesanges zu Toulouse.« Der König hierüber hoch erfreut, befahl nun, daß dem zweifachen Sieger der wohlerworbene Preis ertheilt werde. Von Empfindungen des Glückes überwältigt, näherte sich Berenger langsamen Schrittes der Tribune, wo Alix mit zitternden Händen die kostbare Schärpe bereit hielt. Als sie ihm solche umhängte, lispelte sie ihm in abgebrochenen Tönen die Worte zu: Am dritten Abende um 8 Uhr beim Aeschenbrunnen!

Von diesem Triumphe Berengers war auch jene Person Zeuge, gegen die das mehr Mal erwähnte Spottgedicht gerichtet war. Mit Ingrimm hörte dieser rachsüchtige Mann Berengers Namen als Sieger ausrufen; doch durfte er es nicht wagen, in des Königs Anwesenheit seinen Zorn laut zu äußern, weil er wegen einiger verunglückten Kriegs-Unternehmungen und verschiedener ungebührlicher Auftritte bei Hofe, des Monarchen Gunst verwirkt hatte. Inzwischen vertraute er seinen gährenden Groll auf die schlaueste Weise dem Herrn von Labraume, einem sehr einflußreichen und mächtigen Hofmanne, welchem vom König aus die Hand der schönen Alix, wenn auch nur in unbestimmten Ausdrücken, zugesagt war. Außerdem hegte Herr von Labraume die heftigste Leidenschaft für Alix, die er schon als seine Braut betrachtete.

Berengers Sehnsucht dünkten die drei Tage eine Ewigkeit. Endlich bricht der Abend des dritten

an. Es schlägt acht Uhr, und Berenger verläßt das Kloster Maubuisson, wo er verweilt hatte, um in der Nähe seines theuren Gegenstandes die Zeit der Zusammenkunft abzuwarten, und sich an dem erinnerungsreichen Anblick jener Gegend zu weiden, die ihm einst sein Paradies war. Liebe, Sehnsucht, Bangigkeit, Hoffnung und Entschlossenheit kämpften in seinem Herzen. Die Dämmerung bricht an, die Stunde ist da, und Berenger fliegt nach dem geliebten Aeschenbrunnen. Entzückt küßt er jede Stelle, ihm theuer aus besserer Zeit, jeden Baum in dem der Theuren Zärtlichkeit seinen Namen geschnitten. Jedes säuselnde Blatt dünkt ihm die Ankunft seiner Geliebten. Eine schlanke, weiße Gestalt dämmert heran — — sie ist es — — Umarmung, Kuß — — namenlose Seligkeit.

Als die Liebenden wieder Besonnenheit und Sprache gewannen, entdeckte Alix ihrem Herzensfreunde die neue Gefahr, die ihrer Vereinigung drohe, daß nämlich der König ihre Hand dem Herrn von Labraume versprochen habe; nichts aber werde sie vermögen, setzte sie mit Enthusiasmus hinzu, ihre Hand einem Andern, als ihrem Berenger zu reichen. „Beruhige dich, mein Geliebter," fuhr sie dann gelassener fort, „denn ich habe dir hier wieder ein frohes Ereigniß zu verkünden, das deine Rechtfertigung, deine Ehrenrettung von dem Verdachte, der frevelhafte Verfasser jener schnöden Spottgedichte zu seyn, betrifft. Vor wenig Tagen erst hauchte Herr von Rieux auf unserm Schlosse seinen unruhigen Geist aus. Einige Minuten zuvor bath er um eine geheime Unterredung mit meiner Mutter und entdeckte ihr un-

ter Ausdrücken der Reue, daß er allein der Verfasser jener unseligen Verse sei, und du sie nur abgeschrieben habest. Nun wird es also an dir seyn, deine Schuldlosigkeit öffentlich kund zu thun!«

Diese Nachricht löfete auf einmal das Siegel des Stillschweigens, das Berenger so lange männlich beobachtet hatte, und söhnte sein Herz mit allem erduldeten Mißgeschicke aus. Er theilte Alix seinen Vorsatz mit, und nach wiederholten Umarmungen, Küssen, Seufzern und gegenseitigen Betheurungen unvergänglicher Treue verließ er sie, da bereits die Mitternacht heran rückte.

Unterdessen war auch Herrn von Neufville das Geheimniß mit den unseligen Versen mitgetheilt worden, der in der Biederkeit seines Herzens und bei der nur schwer unterdrückten Anhänglichkeit an seinen wackern Zögling seine Freude hierüber laut zu erkennen gab. Mit seines Gönners Billigung verfügte sich Berenger unverzüglich an den Hof. Er warf sich dem gefühlvollen Monarchen zu Füßen, und erzählte ihm die Geschichte seiner unverdienten Leiden und seine glühende Liebe zu Alix, setzte ihn auch von Herrn von Neufvilles Einwilligung zu seiner Verbindung mit dessen Tochter in Kenntniß. Der König, gerührt von so treuer Liebe, so erhabenem Ehrgefühle, von so seltenem ausdauerndem Muthe, und sich zugleich dankbar der Verdienste des Hauses Neufville erinnernd, genehmigte nicht nur die Bitte des brünstigen Liebhabers, sondern ertheilte ihm auch eine ehrenvolle Stelle am Hofe selbst. Noch denselben Abend

erhielt Berenger die Urkunde dieſer Anſtellung. Er betrachtete ſie als den Freibrief ſeines Glückes, und wiewohl es ſchon eilf Uhr des Nachts war, eilte er, voll Ungeduld, es ſeiner holden Alix und ihren Aeltern zu verkündigen, gegen Neufville zurück.

Schon erblickt er im Dämmerlichte des Mondes das Schloß; ſchon naht er ſich dem Hügel, auf dem es liegt; ſchon ſieht er ſich im Geiſte in der Mitte ſeiner Lieben, entzückend und entzückt Küſſe um Küſſe wechſeln; ſchon nennt er die theure Alix ſein trautes Weib — — da plötzlich wie ein Donnerſchlag aus heiteren Lüften, ſtürzt ſtumm und wüthend eine Rotte vermummter Mörder aus dem Gebüſche, und in einem Augenblicke liegt der unglückliche Berenger, von ihren Speeren durchbohrt, röchelnd am Boden.

Sein Geſchrei und das Waffengeklirr der Böſewichter waren bis zu der Schildwache des Schloſſes gedrungen. Sie macht Lärm. Alix, von einer trüben Ahnung ergriffen, fliegt nach dem Aeſchenbrunnen, wo das entſetzlichſte Schauſpiel ihrer harrt. Berenger hatte ſich mit dem letzten Aufwande ſeiner Kraft bis zu dieſem theuren Plätzchen geſchleppt, und haucht eben ſeinen letzten Lebensſeufzer aus, krampfhaft die Schärpe an dem blaſſen Munde.

Wir enthalten uns, die Empfindungen der unglücklichen Alix ſchildern zu wollen. Leblos fand man ſie auf der Leiche ihres Geliebten. Sie erwachte nur, um ſich in dem Kloſter Maubuiſſon zu begraben. Wenig Monde, und der Gram hatte das edle Weſen verzehrt. Ihr letzter Wunſch war, mit Berenger

am Teſchenquell beerdigt zu werden. Seit dem hieß dieſer der Minnebrunnen.

Die Reiſefrucht.

Ein Schwank.

Dem Helden unſers Abenteuers wollen wir am Namen nichts ändern; Don Alvarez klingt ſchön genug für ein Geſchichtlein; und zweitens nehmen wir an, daß er ein liederlicher Junge geweſen, und auf Mittel ſann, eine Liebes-Affaire zu maskiren, um dem Zorn des Herrn Papa auszuweichen. Eine kleine Reiſe zur Erweiterung ſeiner Menſchen-Kenntniß war die beſte Maske; Don Alvarez zog ſie an; der Papa ſpendete den väterlichen Segen, und der Patient reiſte ab.

Der Patient beſtieg das Schiff, denn von einer Landreiſe war keine Rede. — Man machte allerhand Spazierfahrten auf der hohen und niedern See, bei Tag und Nacht, bei ſchönem und häßlichem Wetter. Ein Paar Wochen ging es mit dieſer wäßrigen Promenade recht gut. Das Wetter der dritten Woche aber war etwas indiscret, worunter wir hier nicht nur einen Sturm, ſondern einen ungeheuern Sturm verſtehen. Wäre nur die Gegend nicht ſo voll himmelan ragender Felſen, ſo voller Sandbänke und heimtückiſcher Untiefen geweſen, *) aber ſo war es kein Spaß. Beſonders eine ſpitzige Klippe nahm ſich gar fürch-

*) Eine wirklich exiſtirende Naturlocalität in der halbvergangenen Zeit? Das iſt ja läppiſch! denn alle Felſen u. ſ. w. ſind ja noch. — Gut! Aber ſelbſt bei Scott geſchieht dieß zuweilen und Niemanden fällt es auf.

terlich aus, indem das Schiff alle Augenblicke mit Macht an sie geschleudert wurde, sonst wäre sie eine recht schöne, erhabene, des Abzeichnens höchst würdige Klippe gewesen. Don Alvarez hatte die Courage der Desperation, da Alle schon den Muth und das Schiff sinken ließen, er that à la Wilhelm Tell einen herzhaften Satz, und stand für den Augenblick geborgen auf dem kecken eisernen Fels. Das Schiff hingegen that, als versänke es, wenigstens verschwand es den Blicken des Böltigeurs, und der dachte jetzt nur an seine eigene Rettung.

Die zunehmende Brandung trieb unsern Helden immer höher und höher auf den Felsen, dessen stiegenähnlichen Zacken ihm das Klettern sehr erleichterten. Er stieg fort und fort, und das Ungewitter stieg auch fort und fort, und als sie Beide so stiegen, brach der Abend heran. Als Don Alvarez den Gipfel erreicht hatte, setzte er sich nieder, das heißt, er saß schmerzhaft reitend auf der obersten Spitze dieses obeliskförmigen Steinklumpens. Sehr bescheiden sah er sich um, und erblickte einen unermeßlichen Abgrund, der ihm noch gräulicher vorkam, als das unermeßliche Meer vor ihm. Seine Bescheidenheit nahm alle Augenblicke zu, denn das Gewitter that dieses auch. Insbesondere das Blitzen wollte gar kein Ende nehmen, und versengte unserm Cavalleristen die wenigen Reste seines schwärzlichen Haupthaares.

Wie nun unser guter Don Alvarez einige Stunden, sage, einige Stunden, also dagesessen, während Regen, Donner und Blitz sehr consequent geblieben, ging ihm die Sache ein wenig zu Kopfe. Er sah sich

auch links und rechts nach Hilfe oder Rettung um, allein gerade links und rechts lauerte das unausweichliche Verderben auf den steinernen Gast, und der Gast selbst sollte alsbald zur Speise werden. Als Don Alvarez weinerlich sich eben zur Linken umsah, gewahrte er beim Leuchten des Blitzes einen langen unförmlichen Körper, der immer näher und näher heran zu kommen schien. Er dachte sich, was mag es seyn, und beobachtete etwas genauer, was ihm um so leichter wurde, da die Gestalt wirklich immer näher herankam. Don Alvarez wollte seinen Sinnen nicht trauen, aber leider, hätte er ihnen ganz gut trauen können, denn ohne Anstand: die heraufklimmende Gestalt war gar nichts anders, als ein sehr schönes Krokodill, ein prächtiges Exemplar. Kaum war diese interessante Creatur noch ein Dutzend Schritte von unserm Cavalleristen entfernt.

Der aber dachte, ich muß jetzt sehen, ob nicht zur rechten Seite ein bequemer Weg zum Entrinnen möglich sei, denn er hatte einmal im Plinius gelesen, daß die Thiere, welche so aussehen, wie das, welches jetzt auf ihn herauf sah, überaus scharfe und lange Zähne haben, auch im Stande seien, sich an dem König der Erde, dem Menschen, zu vergreifen. Unter solchen literarischen und vernünftigen Betrachtungen rechts hinunter schauend, wollte Don Alvarez seinen Sinnen schon wieder nicht trauen, und schon wieder hätte er ihnen ganz gut trauen können, denn ohne Anstand: die heraufklimmende Gestalt war gar nichts anders, als ein sehr schöner Löwe, ebenfalls ein prächtiges Exemplar. Kaum war

dieſe nicht minder intereſſante Creatur noch ein Dutzend Schritte von unſerm Cavalleriſten entfernt!

Der aber dachte, er wußte ſelbſt nicht, was er dachte, weil der Theil des Körpers, mittelſt welchem man zu denken pflegt, dem Don Alvarez urplötzlich occupirt wurde. Man denke ſich den Irrthum eines Geyers, der die Platte eines etwas kahlen Menſchenſchädels für die Platte eines Felſens anſieht! Der ſchöne Geier machte es ſich auf dem confuſen Haupte des Edelmanns ganz bequem; er fing, wie der Geier des Prometheus an zu ſchnabeln und zu picken, ſpreitete auch die ungeheuren Flügel ſtattlich aus.

Darüber verging nun ſo viele Zeit, als für den ſchönen Löwen und für das ſchöne Krokodill nöthig war, das noch übrige Dutzend Schritte zu vollbringen, ſo, daß Don Alvarez beiden Geſchöpfen ganz bequem hätte die Schnauzen ſtreicheln können, was er aber nicht that. Und folgendes war die maleriſche Gruppe: Ein junger Mann, Don Alvarez geheißen, großer Statur, ſchmächtigen Angeſichtes, ſehr kurzer Naſe, wenig Haare, ſehr unpäßlich, ſitzt ſchon deßhalb höchſt unbequem auf einer hohen Felſenſpitze. Es iſt Nacht und Ungewitter. Auf dem Haupte ſitzt ein hungeriger Geier, und dem nämlichen Haupte droht der Donner, das iſt der Moment von oben. Vorn das empörte Meer, hinten ein bodenloſer Abgrund. Zur Linken dicht an dem Helden ein hungriges Krokodill, zur Rechten ebenfalls dicht an ihm ein hungriger Löwe, ſonſt beide von tadelloſer Geſtalt, reine complete Exemplare. Dieß iſt die maleriſche Gruppe.

Auf diese Art von allen Seiten angefallen, selbst im Centrum beunruhigt: — was ist zu thun? Was wird Don Alvarez machen? Don Alvarez aber thut und macht gar nichts, sondern eine Ohnmacht thut Alles; diese packt ihn, und er bricht zusammen, knapp so, daß er immer noch reitend mit dem Oberleibe gerade so viel Raum einnimmt, als die kleine Spitzenplatte des Felsens ausmacht, und da lag nun der Held auf dem Bauche. Und das war sein Glück. Diese Ohnmacht trat nähmlich in demselben Augenblicke ein, als der Löwe und das Krokodill auf ihn losschoßen, um ihn zu verschlingen. Wie Don Alvarez aber so niederstürzt, mußte der Löwe über ihn wegschießen, und sprang auf diese Art unmittelbar in den weitaufgesperrten Rachen des Krokodills. Die zwei überraschten Ungeheuer balgten sich eine Weile tüchtig herum, verloren endlich das Gleichgewicht, und polterten den Felsen hinunter. Der edle Geier, durch alle diese Geschichten verwirrt, ließ von seiner Beute ab, er sah seinen Irrthum reuig ein, und flog davon.

Jetzt plötzlich ändert sich die Scene. Das Gewitter hörte auf, und nach der beliebten Redensart zwar nicht die Sonne, aber der liebe Mond tritt auf einmal aus den Wolken hervor. Das Meer wird ruhig; die Landschaft oder vielmehr die Wasserschaft, die Gegend, die Aussicht, Alles ist köstlich. Don Alvarez erhebt sich männlich; ritterlich sitzt er, wie ein ossianischer Geist, auf seiner Felsenspitze und schaut triumphirend vor sich hin. Nichts natürlicher und consequenter, als daß sein Schiff mit vollen Segeln

nach ihm heran steuert, und den verlornen Sohn mit einem lauten Hurrah begrüßt. Alles dieß sieht und hört der einsame Reiter mit einigem Vergnügen. Ein Paar Matrosen, die jetzt wieder voll Muth sind, laufen den Felsen hinauf, holen den Cavalier ab, und bringen ihn jubelnd auf das jubelnde Schiff zurück.

Wir haben nur noch hinzuzusetzen, daß der verehrliche Don Alvarez nunmehr genug Kenntnisse sich erworben hatte. Man nahm den kürzesten Weg nach Hause, und als unser Held daselbst sein erlebtes Abenteuer erzählte, wollte es kein Mensch glauben. Wir aber haben die Leser beinahe in dem nämlichen Verdacht, und sagen nun kein Wort mehr.

Die Uebergänge.

Ein Gespräch zwischen Mann und Frau *).

Abscheulicher Tirann, nicht den Shawl? Ich lasse mich scheiden!

Unausstehliche Putznärrinn, erwägst du denn nicht, daß der Shawl zwei tausend Gulden kostet?

Schonungsloser Grobian, erinnere dich an meine Mitgift!

Indiscrete Xantippe, diese Rücksichten machst du mir zu einer unerträglichen Last.

Mein Herr, diese Pflichten haben Sie freiwillig übernommen! und nach Baden muß ich.

Madame, habe ich Sie jemals versäumt?

Herr Gemal, wissen Sie, daß Sie mich ermorden wollen?

*) Auch von unten auf lesbar.

Frau Gemalinn, was Baden betrifft, so sage ich Ihnen, daß Sie vollkommen hergestellt sind; verstehen Sie mich?

Freund, ich muß meiner Gesundheit wegen wenigstens auf acht Wochen hinaus!

Freundinn, auf zwei Monathe nach Baden, und den Shawl dazu, das ist zu arg. Nicht wahr, Sie müssen das selbst eingestehen?

Lieber Mann verkenne mich nicht!

Liebe Frau, richten wir es so ein, ich verlange nur, was billig ist.

Bester Ferdinand, was können jetzt zwei Monate in Baden kosten, da Alles so wohlfeil geworden ist?

Liebste Julie, du sollst in Gottes Namen hinaus, aber nur auf einen Monat; das wird genug seyn!

Mein Schatz, das ist auf alle Fälle zu wenig; laß doch die zwei Monate gelten.

Mein Kind das geht nicht; es kostet durchaus zu viel; der Shawl, bedenke doch, ich bitte dich.

Süßes Männchen, lassen wir sechs Wochen gelten! das ist die gewöhnliche Cur-Zeit!

Trautes Weibchen unbillig hast du mich nie gefunden, nicht wahr?

Mein Abgott, den Shawl und sechs Wochen in Baden!

Mein Engel, also sechs Wochen nach Baden und den Shawl. (Umarmung ꝛc. ꝛc.)

Die

Shawl-Verlosung.

Lustspiel in Alexandrinern, in einem Act.

Personen.

Herr Börner.
Julie, seine Frau.
Willmann, Börners Freund.
James, ein Jokay.

(Ein hübsch möblirtes Zimmer.)

Julie

(mit einem kleinen seidenen Bündel tritt durch die Mittelthüre ein, legt es auf einem Tisch auseinander, worauf ein großer Shawl, und mehrere kleine Blätter Papier sichtbar werden. Sie hebt den Shawl in die Höhe, und betrachtet ihn lüstern).

Ach, wie nach diesem Schatz die Weiberherzen brennen!
Du herrlich Fabrikat! Wer sein dich könnte nennen!
Nach einem echten Shawl, wie hüpfet unser Blut!
Fürwahr, ein solcher ist auch unser höchstes Gut!
Wie arm und stofflos ist nicht eines Weibes Leben,
Dem einen echten Shawl das Schicksal nicht gegeben,
Erst seit erfunden ward der herrlich edle Schmuck,
Ertragen leichter wir der Männerlauen Druck;
Ein echter Shawl, wie der, wie leuchtet er dem Blicke,
O könnt' ich ihn erfleh'n zu meinem schönsten Glücke.
(Sie küßt den Shawl, und wählt ihn unter den Losen.)
Fortuna, sei mir hold, sei mir's nur dieses Mal,
Da es sich handelt jetzt um diesen türk'schen Shawl!
Willst du zum ew'gen Dank, Glücksgöttinn, mich verbinden,
So laß das rechte Loos aus neunzig nur mich finden.
(Zählt die Zahl der Zettel nach.)

Nur sechzehn abgesetzt? Ei, ei, das ist zu arg!
Wie waren dieß Mal doch die Freundinnen so karg!
So fangt ihr schon an, zu ökonomisiren?
Ach nur ein einz'ges Loos konnt' ich heut profitiren.
Die Nummer neunzehn, die behalt ich mir zurück,
Der ist seit langer Zeit sehr hold das Lottoglück.
(Legt die Nummer bei Seite.)
Beim heut'gen Soiré wird es mir wohl gelingen,
Die andern Loose auch noch vollends anzubringen,
War ich bis diesen Tag auch ziemlich glücklich doch,
Von allen neunzig hab' ich höchstens dreizehn noch.
Der Himmel lohnt die Müh! hat man Commissionen!
So muß man sich, soll's gehn, so muß man sich nicht schonen.
(Besinnt sich plötzlich.)
Zwar ist mein Fritzchen krank, versäumt die Wäsche zwar,
Und mein Joli, ach, der verschied mir auf ein Haar.
Was thut's? die Wirthschaft kann indeß die Magd versehen,
Nach wicht'gern Dingen muß die Hausfrau selber gehen!

Börne

(tritt durch die Mittelthüre herein in Hast, Papiere unter dem Arm, reibt sich die Stirne, vor sich hin, ohne seine Frau zu bemerken).

Das Amt, das bringt mich noch, weiß Gott, um meinen Kopf,
Zum Schreiber noch dazu den jämmerlichsten Tropf,
So kann und darf es mir auch nicht mehr länger bleiben,

Wen wähl' ich nur geschwind, die Acten abzuschreiben?

(Erblickt Julie.)

Ha, eben recht, mein Schatz, du mußt mir da copiren,

Julie.

Warum nicht gar! Hier hab' ich Anders zu vollführen.

Börne (besieht den Shawl).

Was seh' ich? Immer noch ist's der verdammte Shawl?

Julie.

So ist's, und anders nicht, mein werther Herr Gemal!

Börne.

Und wie es scheint, bist du gerad' nach Haus gekommen?

Julie.

Die Nachbarinn, die hat sechs Lose abgenommen,
Und jetzt muß ich an meine Hausgeschäfte geh'n,
Nach unserm kranken Fritz muß ich ein wenig seh'n!
Du merkst, daß als Copist ich jetzo nicht kann dienen?

Börne.

Mit deiner Lotterie bringst du mich noch von Sinnen.

Julie.

Du mich mit deinem Amt, was kümmert dieses mich?
Copiren kann ich dir nicht einen einz'gen Strich,
Und hätt' ich auch die Zeit; vernimm mit ernster Miene:
Du hast geehlicht mich nicht als Copirmaschine.
Nur zum Regieren ist und edlem Zeitvertreib

Erzogen und bestimmt auf dieser Welt das Weib;
Nicht Sclavendienste sind der edlen Frau Geschäfte.
Für solche, mein Gemal, sind eure rohen Kräfte.

Börne.

Regieren soll das Weib? Es sei! ich mein's galant.
Es sagt dasselbe auch, Madame, der große Kant,
Doch lassen seinen Satz Sie mich auch complettiren.
Der Mann soll herrschen, und die Frau, die soll regieren,
So sagt der Philosoph, und herrschen geht doch vor? —

Julie.

Ihr Philosoph, mein Herr, das war ein kleiner Thor!
In Weibersachen hat er keinen Tact erworben,
Sie wissen ja, er ist als Junggesell gestorben.
Wie Newton, Fontenelle und mancher andre Narr.
Nur was mein Seume sagt, das halte ich für wahr.

Börne.

Dein alter Freund? Wie so? Der geniale Dichter?

Julie.

Ja, Seume, Herr Gemal, der sei jetzt unser Richter!
Daß Herrschen Unsinn ist, und Weisheit das Regieren,
Das steht gedruckt bey ihm, es möge Sie curiren!

Börne.

Still, still davon, Madame, es ist jetzt keine Zeit;
Die Acten hier, ich muß — es ist —

Es ist mir Leid

Julie.

Regieren will ich jetzt, das Herrschen bleibe Ihnen,
Zu meinem Shawlgeschäft muß jetzo ich von hinnen!
(Macht einen Knix, und hüpft mit dem Shawl in die Nebenthüre.)

Börne (geht ärgerlich auf und ab).

Ist's mit den Weibern doch ein bitterlicher Stand,
Ihr ganzes Trachten dreht sich nur um eiteln Tand;
Ein Shawl allein reicht hin, sie alle zu verwirren,
Doch wart' vielleicht gelingt es mir, dich noch zu kirren;
Schon lange weiß ich, daß es so nicht bleiben kann,
Stets war ich nur zu sehr ein nachsichtsvoller Mann,
Befehlen, bitten, droh'n, nichts will bei ihr mehr frommen.
Ich sehe deutlich ein, es muß ganz anders kommen.
Nur eine bittere und strenge Lection
Kann mich befrei'n sofort von ihrem schnöden Hohn.
Was auf geradem Weg mir wollte nicht gelingen,
Das will, Madame, ich noch durch Schlauheit wohl erzwingen.
(Sinnt nach.)
In Schlauheit, lieber Gott! wo nimmt ein Mann sie her?
Was Weibern Kinderspiel, ist Männern allzuschwer.
Wer will Verschmitztheit denn und Trug von uns begehren;
Das weibliche Geschlecht allein kann uns das lehren.
Zwar bin Gelehrter ich, zwar bin ich gar Jurist;
Doch gegen Weibertrotz sind' schwer ich eine List.
Der Schlag muß obendrein auch eclatant noch werden;

Durch Furcht und Scham, da soll sie zahm sich wohl geberden!

(Faßt plötzlich einen Gedanken.)

Ich hab's, ja so kann's geh'n, ganz herrlich ist der Plan.
Doch brauche ich dazu noch einen zweiten Mann.

(Es wird an der Thür gepocht.)

Herein!

(Willmann tritt auf.)

Was! Willmann! Du? Ei nach so langer Zeit,
Die Zimmer waren schon seit Monaten bereit.

Willmann (umarmt ihn).

Ein Liebesabenteu'r war Schuld, sonst nichts, verzeihe!

Börne.

O Freund, wie selten nur entgeht man da der Reue!

Willmann.

Der Reue, sagst du, Freund? — Das paßt hier nicht auf mich;
Denn meine Donna nur grämt sich gar bitterlich,
Der Strafe ist sie nicht, die Heuchlerinn entronnen.
Und ich, ich habe noch ein köstlich Gut gewonnen.

Börne.

Du sprichst in Räthseln, Freund! Wie soll ich das versteh'n?

Willmann.

Aus dem Geschichtchen sollst du Alles gleich ersehn.

Börne.

Nur kurz; und schnell, mein Freund!

Willmann.

Wohlan, mit Weiberherzen,
Verstand ich, wie du weißt, von jeher nur zu scherzen.

Börne.

Nun weiter, mein Don Juan!

Willmann.

Es war im Bad zu Spaa,
Wo ich ein herrliches, ein himmlisch Weiblein sah,
Und Laura sah auch mich, wir waren bald vereinet,
Es hieß zwar, sie sei Frau, doch hatte sie's verneinet,
Sie schwur mir ew'ge Treu, und wollte mit mir zieh'n?
Ich hielt natürlich fest, was mir das Glück verlieh'n.
Schon saß mit Laura ich in meinem Reisewagen,
Da kommt ihr Herr Gemal, und packt sie schnell beim Kragen.
In Ohnmacht sinkt sie hin, er reißt sie schnell heraus;
Ich mischte weiter nicht mich in den argen Graus:
Da solche Händel sind gar nicht nach meinem Sinne.
So fuhr ich schnell davon mit köstlichem Gewinne,
Denn in dem Wagen blieb ihr echter Shawl zurück,
Und so versöhnte mich das günstige Geschick.

Börne.

Du sandtest ihn doch wohl der Eigenthümerinn?

Willmann.

Du weißt nicht, daß ich selbst der Eigenthümer bin.
Ein schönes Stückchen Geld hat mir das Weib entzogen,
Behalte ich den Shawl, hab' ich sie nicht betrogen,
Was sagst du als Jurist, der Streich ist doch nicht schlecht?

Börne.

Freund, wer nicht Unrecht hat, ein solcher hat auch Recht.

Doch lassen wir das nun; ad vocem Shawl zu sprechen,
So hab' ich g'rade jetzt so etwas auch zu rächen.

Willmann.

Wie so?

Börne.

S'geht meine Frau, mein Freundchen, selber an;
Als Werkzeug bist du mir ganz der erwünschte Mann,
Durch einen Shawl, den sie zur Ausspiel übernommen,
Ist um die Sinne sie, um alle fünf gekommen;
Und wäre nur dabei nicht sonst auch noch riskiret,
Das Lottoamt hat man, wie dreist! gar ignoriret,
Um zu ersparen die bedung'nen zehn Procent,
Was thun die Weiber nicht? Es ist impertinent.

Willmann.

Gesetze sind den Frau'n sonst nichts, als Spielereien.

Börne.

Es soll fürwahr der Spuk die eitle Thörinn reuen.
Beschlossen ist's und bleibt's; ganz Herrlich ist die List.
Der Plan wird ausgeführt, wenn du behilflich bist.

Willmann.

Ich bin dazu bereit, wenn mir die Art und Weise

Börne (sieht sich um).

Du bist's? Nun gut, mein Freund! So laß uns jetzt ganz leise
Bestimmen, was zu thun!

Willmann.

Es wird sie wohl curiren?

Börne.

Und nun zur Sache, Freund! Nur keine Zeit verlieren.
Geh' auf dein Zimmer nun, und leite Alles ein;
Ich höre meine Frau, komm, laß uns thätig seyn.

(Schiebt ihn hinaus, und geht gleichfalls ab.)

Julie (aus dem Seitenzimmer niedergeschlagen.)

O süße Creatur! Joli, mein armes Herz?
Verschieden ist Joli, wer theilet meinen Schmerz?
Den Schlag ertrag' ich nicht, der Schlag ist auserlesen.
Es träf mich härter nicht, wär's selbst mein Fritz gewesen.
Wie zärtlich er geliebt, wie innig er gekos't,
Die Aussicht auf den Shawl ist noch mein einz'ger Trost.

(Sie besitzt den Shawl, hängt ihn um, und besieht sich gesticulirend.)

Drapirt mit ihm, wie muß mein Wuchs durch ihn nicht schimmern,
Und dennoch will mein Mann, der Nero, es verkümmern.
Nur dießmal leid' ich's noch mit Märtyrergeduld;
Doch künftig zahl' er selbst die indiscrete Schuld.
Er schmaucht, und spielt Billard, macht Landexcursionen,
Und schleicht des Abends aus, und mich will er nicht schonen!
Ein weibliches Geschöpf, was ist's auf dieser Welt,
Wenn einen echten Shawl man ihm gar vorenthält?

Für einen einz'gen Kuß könnt einen ich erwerben;
Doch will ich's vor der Hand noch nicht so weit verderben.
Ein echter Shawl, hat oft, ihr Männer gebt wohl Acht!
Euch um des Weibes Herz, eh' ihr's verseh'n, gebracht.
Drum mögt ihr Eheherrn es [illegible]ich wohl bedenken,
Uns noch zu rechter Zeit ein solches Tuch zu schenken.
Nimmt Einer da im Jahr zwei tausend Gulden ein,
Kann fünfzehn hundert er für einen Shawl uns weih'n.
Auf's weibliche Costume wird stets zuerst gesehen,
Und keine Dame kann ohn' echten Shawl bestehen.
Es ist honnet genug, daß um ein solches Tuch
Ich mit dem Lotto mach' den kärglichen Versuch.
Mein Mann mag es mir auch, wie er wolle, wehren;
In solcher Sache läßt ein Weib sich nicht bekehren.

(Es wird an der Thüre geklopft; sie vernimmt's nicht, man pocht wiederholt.)

Wer ist's, was gibt's? herein!

Willmann (mit ernster Amtmiene).

Ich bin der Commissär,
Ganz Unterthänigster; und habe wohl die Ehr'?

Julie (etwas verlegen).

Ich bin die Frau von Haus; was wünschen Sie, mein Herr?

Willmann.

Verzeih'n, das Lottoamt bescheidet mich hierher.

Julie (etwas ängstlich).

Das Lottoamt? wie so? ich weiß nicht, was Sie wollen.

Willmann.

Der Shawl, gnädige Frau, den sie verlosen sollen.

Julie (gefaßter).

Der Shawl, mein Herr

Willmann.

Ganz recht! Ist's Ihnen wohl erlaubt?

Ich bitte um den Schein!

Julie (süß).

Ich habe nicht geglaubt,
Wenn es privatim ist, daß man bei solchen Sachen,
Dem Amte und sich selbst soll so viel Mühe machen.

Willmann.

Die Regel, gnäd'ge Frau, die gilt als allgemein.
Ich bitte wiederholt um ihren Lottoschein!

Julie.

Ich habe keinen Schein, kann ihn nicht präsentiren.

Willmann.

In diesem Falle muß den Shawl ich konfisciren.

Julie. (erschrickt).

Den Shawl? mein Herr, den Shawl? der — der gehört nicht mir.

Willmann.

Das ist mir wahrlich Leid, doch haften Sie dafür.

Julie. (halb in Thränen).

Läßt sich, Sie harter Mann, kein Ausweg hier erreichen?

Willmann (kalt und trocken).

Ich kann von meiner Pflicht nicht um ein Haar breit weichen.
Ein dringendes Geschäft, das rufet mich jetzt fort,
Verlieren kann ich nun nicht weiter mehr ein Wort.
Ist der Erlaubnißschein nicht gleich in meinen Händen,
So muß und will den Shawl [illegible] auf der Stelle pfänden.

Julie (zornig).

Die Dreistigkeit, mein Herr, die ist zu arg fürwahr.
Nennt man das Lebensart, Sie trockener Barbar?
Mit einer Frau vom Stand sich also zu benehmen!
Sie sollten in der That in sich geh'n und sich schämen.

Willmann (laut).

Noch einmal jetzt, den Schein will ruhig ich begehren,
Und, wenn, Madame, sie ihn mir länger noch verwehren,
So übe ich mein Amt, ich sag's zum letzten Mal,
Und confiscire gleich den heimgefall'nen Shawl.

Börne
(der bey den letzten Worten an der Mittelthür gelauert, tritt auf; laut und ernst).

Was geht hier vor, mein Herr, was ist das für ein Schreyen?

Julie.

Gut, daß du kommst, mein Schatz, den Herrn soll es wohl reuen!

Börne (zu Julie).

Was soll das Alles? Wie?

Julie.

Den Shawl nur geht es an.

Bloß den Erlaubnißschein verlangte dieser Mann.
Ich zeig den Schein nicht vor, und zwar aus guten Gründen;
Es wird unmöglich mir, ihn jetzo aufzufinden.

Börne (kalt).

Da kann ich, thut mir leid, nicht helfen dir, mein Kind.

Julie (ärgerlich).

Soll ich beschwören dich, bist du denn gänzlich blind?

Willmann (langt nach dem Shawl).

Madame werden sich in Gottes Nam bequemen;
Nun kann, erlauben Sie, ich nicht Notiz mehr nehmen.

Julie (auffahrend gegen Börne).

Den Shawl laß ich nicht aus, jetzt nimm dich meiner an.
Daß du mich schützen sollst, dafür bist du mein Mann.
Nun zeige Ernst, und mach' mich länger nicht zu Schanden;
Kalt, wie ein Klotz bist du bisher dabei gestanden

Börne (kalt).

Gesetz und Amt hab' ich, du weißt es, stets geehrt;
Herr Commissär, thun Sie, was Ihre Pflicht begehrt!

Julie

(fällt halb ohnmächtig auf den Stuhl, wo der Shawl liegt).

Du Wüthrich, du Tyrann, das kostet mir das Leben.

Börne.

Was gilt's, mein Schatz, im Nu ist's wieder Dir gegeben?

Willmann.

Zu weit, so scheint es mir, geht jetzo schon der Scherz.

Börne (Julie aufrichtend).

Nun sei getrost, mein Schatz, und fasse dir ein Herz.

Julie (gefaßter).

Bei Gott, ich weiß nicht, was es soll mit diesen Dingen.

Willmann (lachend).

Ich dacht' es gleich: der Plan, der konnte nicht mißlingen.

Julie (überrascht).

Der Plan? der Plan?

Börne

(zu Willmann, immer noch mit dem Tone des Lachens).

Ich dank Dir Freund, für Dein Bemühen;
Ich hoffe wohl, es ist zu gutem Zweck gediehen.

Willmann (mit Anstand zu Julie).

Bestrafen Sie mich nicht mit dem gerechten Grolle;
Denn, schöne Frau, es war nur eingelernte Rolle

Julie (etwas aufgebracht).

Wie kühn! Fürwahr es ist—

Börne.

Es ist von mir erdacht.
Hat gute Wirkung auch, Gottlob, hervorgebracht.
Dich warnen wollt' ich nur vor einem ernsten Fall;
Und sicherlich vergibst Du mir die kleine Qual!

Ich hab' es gut gemeint, Du wirst mir's nicht verdenken,
Und künftig deinem Haus die bess're Sorge schenken!

Julie.

So läßt, bei Gott, auch nur ein deutscher Ehemann,
In That und Wort und Blick die Ehegattinn an.
Und (zu Willmann) Ihr Betragen, Herr, ist gegen eine Dame —

Willmann.

Verzeih'n Sie, schöne Frau, Franz Willmann ist mein Name!

Julie.

Des Gatten alter Freund mit ihm in dem Complott?
Das ist Ihr Glück, mein Herr, das ist Ihr Glück, bey Gott!

Willmann.

Vielleicht gelingt es mir, auch noch auf dritte Weise;
Denn, was ich mitgebracht von meiner weiten Reise,
(Geht an die Thür, winkt seinem Jokay, der mit einem sehr schönen Shawl in der Hand herein kömmt, den Willmann ihm abnimmt, und Julien umhängt.)
Verehr' ich Ihnen hier in diesem netten Shawl,
Es ist kein Nachdruck, nein es ist Original.

Julie (sich freudig besehend).

Ein süßer Balsam wohl für das, was ich jetzt litt,
Mein lieber Commissär, wohlan, nun sind wir quitt!
(Zu ihrem Manne zärtlich drohend.)
Was Sie betrifft, mein Herr, in dieser Ehrensache,
Behalte ich mir vor die angemeß'ne Rache.

Willmann.

(legt die Hände der beiden Gatten in einander, und umschlingt sie mit dem Shawl.)

Der Streit sei abgethan, sei's ein für allemal!
Neu schling ich Euer Band durch diesen türk'schen Shawl!

Der Vorhang fällt.

Des Eisens Erschaffung.

„Fahre wohl, du duft'ge Linde!
Sieh, schon blutet deine Rinde!
Königliche, stolze Eiche,
Hingestreckt vom Todesstreiche
Liegst du auf gemeiner Erde!
Und die stolz empor sich kehrte,
Ewig junge, edle Fichte:
Nicht mehr trägst du hoch im Lichte,
In des Himmels Glanz, dein Haupt.

Und ihr Pappeln, frei in Lüften!
Athmend nur in Aethers Düften,
Auch auf eure edlen Leiber
Lauern furchtbar schon die Räuber!
Auch der heil'gen Ceder Ehre
Ist dahin; die stille, hehre
Sinket rettungslos darnieder!
Alle Schwestern, alle Brüder
Sind des Lebens wir beraubt!
Denn nun ist's um uns geschehen
Müssen trostlos untergehen,
Und umsonst ist unser Flehen,
Abzuwenden diese Wehen!«

Doch laſſen wir das nun; ad vocem Shawl zu ſprechen,
So hab' ich g'rade jetzt ſo etwas auch zu rächen.

Willmann.

Wie ſo?

Börne.

S'geht meine Frau, mein Freundchen, ſelber an;
Als Werkzeug biſt du mir ganz der erwünſchte Mann,
Durch einen Shawl, den ſie zur Ausſpiel übernommen,
Iſt um die Sinne ſie, um alle fünf gekommen;
Und wäre nur dabei nicht ſonſt auch noch riskiret,
Das Lottoamt hat man, wie dreiſt! gar ignoriret,
Um zu erſparen die bedung'nen zehn Procent,
Was thun die Weiber nicht? Es iſt impertinent.

Willmann.

Geſetze ſind den Frau'n ſonſt nichts, als Spielereien.

Börne.

Es ſoll fürwahr der Spuk die eitle Thörinn reuen.
Beſchloſſen iſt's und bleibt's; ganz herrlich iſt die Liſt.
Der Plan wird ausgeführt, wenn du behilflich biſt.

Willmann.

Ich bin dazu bereit, wenn mir die Art und Weiſe

Börne (ſieht ſich um).

Du biſt's? Nun gut, mein Freund! So laß uns jetzt ganz leiſe
Beſtimmen, was zu thun!

Willmann.

Es wird ſie wohl curiren?

Börne.

Und nun zur Sache, Freund! Nur keine Zeit verlieren.
Geh' auf dein Zimmer nun, und leite Alles ein;
Ich höre meine Frau, komm, laß uns thätig seyn.

(Schiebt ihn hinaus, und geht gleichfalls ab.)

Julie (aus d[illegible]itenzimmer niedergeschlagen.)

O süße Creatur! J[illegible] mein armes Herz?
Verschieden ist Joli, wer theilet meinen Schmerz?
Den Schla[illegible] ertrag' ich nicht, der Schlag ist auserlesen.
Es träf mich härter nicht, wär's selbst mein Fritz gewesen.
Wie zärtlich er geliebt, wie innig er gekos't,
Die Aussicht auf den Shawl ist noch mein einz'ger Trost.

(Sie besitzt den Shawl, hängt ihn um, und besieht sich gesticulirend.)

Drapirt mit ihm, wie muß mein Wuchs durch ihn nicht schimmern,
Und dennoch will mein Mann, der Nero, es verkümmern.
Nur dießmal leid' ich's noch mit Märtyrergeduld;
Doch künftig zahl' er selbst die indiscrete Schuld.
Er schmaucht, und spielt Billard, macht Landexcursionen,
Und schleicht des Abends aus, und mich will er nicht schonen!
Ein weibliches Geschöpf, was ist's auf dieser Welt,
Wenn einen echten Shawl man ihm gar vorenthält?

Schön ist immer das Gute, wie selten ist gut auch das Schöne;
Täuschung ist Schönheit, und gut, gut ist der Wahrheit Symbol.

Die beiden Brüder.

Vor einigen Jahren kam der Sohn eines reichen auswärtigen Handelsmannes nach * * im R*schen, um daselbst für einen kostbaren Schmuck einen Käufer zu suchen. Dieser Schmuck war aber so hoch im wirklichen Werthe, daß der junge C* geraume Zeit sich vergebens nach einem Abnehmer umsah. Während dessen war seine Barschaft auf die Neige gegangen, und da sich ihm eben auch eine versprechende Unternehmung anboth, wozu er eine bedeutende Summe nöthig hatte, so beschloß er, sich des Schmuckes als eines Unterpfandes zu bedienen. Der reiche Kaufmann L*** erboth sich, ihm auf den Schmuck 200,000 Franken vorzustrecken. C* lieferte diesen in seine Hände, empfing das Geld mit der Urkunde über die Hypothek, und der Handel war somit geschlossen.

Wie C* die Schwelle seiner Wohnung betritt, wird er von drei Personen angehalten, aufgegriffen, in einen bereitstehenden Wagen geworfen, dem Criminalgerichte als ein verbrecherischer Wahnsinniger übergeben, und tief unter der Erde in strengsten Gewahrsam gebracht. Alles dieses geschah mit einer solchen Schnelligkeit, daß C* sich kaum von seinem Erstaunen erholen, geschweige denn Aufschluß verlangen konnte. Wie seine betäubten Sinne sich wieder gesammelt hatten, sah er sich in einem öden, finstern Loch, von aller

Gemeinschaft abgeschnitten. Der Meinung, daß der ganze Vorgang nichts als ein Mißverständniß gewesen seyn könne, erwartete er ruhig den Ausgang. Als aber mehrere Tage verstrichen, und er Niemanden ansichtig ward, als den düstern, verschlossenen Gefangenwärter, durch den er seine elende Beköstigung erhielt, da stieg sein Verdacht, daß er wohl das Opfer eines gewaltsamen Betruges seyn könne, allmälig zur Wahrscheinlichkeit und endlich zur Gewißheit, da er bereits über ein Jahr in diesem bedauernswerthen Zustande geschmachtet hatte, ohne auch nur ein einziges Mal verhört worden zu seyn.

Ich schweige von den Qualen dieses unglücklichen Jünglings; schweige von der Pein seiner gebeugten Familie, deren briefliche Erkundigungen alle fruchtlos blieben. Sie hatte sich an mehrere Häuser gewendet, aber Niemand wußte Bescheid; der junge C** war so gut als verschwunden, verloren. In dieser schmerzlichen Lage senden die gebeugten Aeltern C**s Bruder nach **, um den Verschwundenen auszuforschen, und zugleich Nachricht über das Schicksal des Schmuckes einzuziehen. Wie er aber an den Schlagbaum der Stadt kommt, und seinen Namen nennt, siehe, da verweigert man ihm den Einlaß, und weiset ihm einen Befehl vor, nach welchem ihm auferlegt wird, augenblicklich umzukehren, und jeden Versuch, in die Stadt zu gelangen, bei Gefahr der schärfsten Strafe aufzugeben. Von dem eigenmächtigen und gewaltthätigen Verfahren an seinem Bruder, das ihm nicht verborgen geblieben war, geschreckt, kehrte er wirklich um, und begibt sich wieder nach

Hause zu den trostlosen Aeltern, nachdem er in den Umgebungen der Stadt durch Zuschriften noch mehrere erfolglose Versuche angestellt hatte.

Unterdessen war der Vereinigungskrieg gegen Napoleon ausgebrochen. Der ältere C*, welcher in dem ***schen Heere einen Officiersposten bekleidete, rückte mit in's Feld. Er zeichnete sich so vortheilhaft aus, so, daß sein General ihn auf dem Schlachtfelde befördern wollte. Statt dessen aber bath C* um die Erlaubniß, die Nachricht von dem Siege an den Hof von ** bringen zu dürfen. Allein der General erklärte, daß man solch einen tapfern Krieger beim Heere besser, als zum Siegesbothen brauchen könne. C* mußte also eben diese schönste Hoffnung aufgeben, das Schicksal seines Bruders zu erfahren. Doch bald sollte sein Wunsch in Erfüllung gehen. Er hatte neuerdings Gelegenheit, sich hervorzuthun, und begehrte als Belohnung die vorige Erlaubniß. Der General wollte ihm dieß jetzt um so weniger verweigern, als C* einige Winke über seinen Familienzweck fallen ließ.

Auf den Flügeln der Sehnsucht eilte C* nach **. Seine Bothschaft hatte er unmittelbar dem Souverain zu überbringen. Als er sich dessen entledigt hatte, bat er, daß es ihm vergönnt werde, die Criminalgefängnisse zu besuchen. Der Fürst wies ihn mit seiner sonderbaren Neugierde an den betreffenden Haus-Commandanten, und C* begab sich augenblicklich dahin. Eine leise Ahnung sagte ihm, daß sein verschwundener Bruder da schmachte. Man zeigte ihm alle obern und viele unterirdische Gefängnisse mit der größten Bereitwilligkeit, nur ei-

Ich hab' es gut gemeint, Du wirst mir's nicht verdenken,
Und künftig deinem Haus die bess're Sorge schenken!

Julie.

So läßt, bei Gott, auch nur ein deutscher Ehemann,
In That und Wort und Blick die Ehegattinn an.
Und (zu Willmann) Ihr Betragen, Herr, ist gegen eine Dame —

Willmann.

Verzeih'n Sie, schöne Frau, Franz Willmann ist mein Name!

Julie.

Des Gatten alter Freund mit ihm in dem Complott?
Das ist Ihr Glück, mein Herr, das ist Ihr Glück, bey Gott!

Willmann.

Vielleicht gelingt es mir, auch noch auf dritte Weise;
Denn, was ich mitgebracht von meiner weiten Reise,
(Geht an die Thür, winkt seinem Jokan, der mit einem sehr schönen Shawl in der Hand herein kömmt, den Willmann ihm abnimmt, und Julien umhängt.)
Verehr' ich Ihnen hier in diesem netten Shawl,
Es ist kein Nachdruck, nein es ist Original.

Julie (sich freudig besehend).

Ein süßer Balsam wohl für das, was ich jetzt litt,
Mein lieber Commissär, wohlan, nun sind wir quitt!
(Zu ihrem Manne zärtlich drohend.)
Was Sie betrifft, mein Herr, in dieser Ehrensache,
Behalte ich mir vor die angemeß'ne Rache.

verlangte mit Berufung auf den Fürſten und ſein Verhältniß zu dieſem edlen und gerechten Herrn, kalt und ruhig, daß man ihm öffne. Dieß geſchieht nun. — Die Scene dieſes Wiederſehens beſchreibt keine Feder, eben ſo wenig, als die Jammergeſtalt des halbverfaulten Schlachtopfers. —

Die Sache wurde nun kund, und der Gefangene auf freyen Fuß geſetzt. Wohl hatte der Bruder den Bruder, wohl die Familie den Sohn, wohl die Welt den Bürger, wohl das Mädchen den Geliebten wieder: aber wie? in welchem Zuſtande! Gibt es hier eine Genugthuung oder Entſchädigung? Und welche Genugthuung ward denn eigentlich dieſem Unglücklichen?

Der niederträchtige Kaufmann L*** konnte dieſen ſchändlichen Betrug, der in der Geſchichte der Schurkerei ohne Beiſpiel iſt, nicht wohl läugnen, weil er, wie aus dem Vorgang erhellte, zu viele Theilnehmer hatte. — Er wurde alſo zur Herausgabe des Schmuckes, zu einem Schmerzengeld von 100,000 Franken verurtheilt, und ſo wie die Theilnehmer dieſer verbrecheriſchen Gewaltthat mit gefänglicher Einziehung beſtraft.

Aber die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende. — L*** ſtellte den Schmuck zurück. Schon wollten ihn die beiden C* ihn zu ſich nehmen, als der jüngere gewahr wird, daß das Geſtein unecht, daß der ganze Schmuck falſch iſt. — Sogleich wird L*** zur Rede gezogen, aber er betheuert, ja er beſchwört, daß es der nähmliche ſei, den er erhalten habe. — Man begnügt ſich aber damit nicht. Es wird eine Unter-

ſuchung eingeleitet, aus welcher ſich ergibt, daß L*** den echten Schmuck durch die dritte Hand verkauft hat, nachdem er ſich den falſchen hatte verfertigen laſſen. Jener mußte alſo zurückgelöſet und dem Eigenthümer ausgefolget werden. — Die beiden C* eilten ſo ſchnell als möglich über die Grenze, und in den Schoß ihrer Familie zurück. —

Das Almoſen.

Ich hatte in Göthe geleſen, und mir, ohne Einfluß weder eines Schubert noch Atteſtatenbuchs, das Recht nicht nehmen laſſen, recht ſanft dabei einzuſchlummern. Als ich erwachte, war der Regen vorüber; ich blieb an meinem halbverhängten Fenſter, das zu ebener Erde auf die Promenade wies, ruhig ſitzen, und ließ die Wandelnden vorbei ziehen.

Gerade meinem Fenſter gegenüber hatte eine alte zerlumpte Bettlerinn, ein Bild des unverkennbarſten Jammers, Platz genommen, die Theilnahme der Vorübergehenden mit Worten und Geberden anflehend. Es war eben vier Uhr, und die Paſſage nicht ſehr beſucht, daher ich das Verhalten jedes Einzelnen ungeſtört wahrnehmen konnte.

Der erſte, welcher ſich jetzt näherte, war ein junger Mann, mit allen Attributen eines Stutzers, eines wahren Incroyable. Eine Roſſini'ſche Arie trillernd, hüpfte er ſeines Weges einher, mit der linken Hand den Stecher vor den goldenen Brillen, mit der rechten ſich zu ſeinem Singeſang tactirend. Der fünfäugige ſtreifte unmittelbar an dem Bettelweib

vorbei; daß er es aber nicht bemerkte, verſteht ſich von ſelbſt.

Aber ein rüſtiger, zierlicher Abbé, der an der entgegengeſetzten Seite bedächtigen Schrittes daher kam, der nahm die Bettlerinn wahr. Es war, als wolle er inne halten, und mit ſcheinbarer Haſt durchſuchte er eine Taſche nach der andern; aber vermuthlich hatte er, wie man ſagt, nichts Kleines bei ſich, und ſo blieb die Flehende auch von ihm unbetheilt.

Sicherlich, dachte ich, wird dieſe ſtattliche, von Spitzen umfloſſene, ſeidenumrauſchte Dame, die von der andern Seite daherkam, ein reichliches Almoſen ſpenden; doch in demſelben Augenblicke machte ihr der Abbé ein ſehr lebhaftes Compliment. Sie lud ihn zum Spiel auf den heutigen Abend, und trennte ſich ſchnell, mit raſchen Schritten vorüber eilend, ſo daß ſie etwas unſanft einen tiefſinnigen polniſchen Juden anſtieß, welcher mit einem Pergamentblatt und Bleyſtift ſehr eifrig beſchäftigt war.

Der Hebräer wich ehrerbiethig einen Schritt ſeitwärts, ließ ſich aber in ſeinen Calculationen nicht ſtören. Dicht vor der Bettlerinn hielt er inne, blieb einige Augenblicke ſtehen, rechnete mit vieler Abſtraction fort, dann als hätte er wie Archimed im Bade das Geheimniß gefunden, fuhr er wie begeiſtert auf, ſteckte den Apparat in die Taſche, und war auf ein Mal wenigſtens zehn Schritte von dem Bettelweib entfernt, welchem er aber nicht ausgewichen war, wie der ſtattlichen Dame.

Leiſe, zögernden Schrittes ſah ich jetzt einen gen Menſchen mit einem zarten Fräulein heran

wallen. Obwohl Verliebte in der Regel nichts hören und sehen, als sich selbst, und in manchen Situationen sogar dieß nicht, nahm der junge Mensch doch Notiz von der alten Bettlerinn. Er hielt eine rasche Entdeckungsreise in seinen Taschen, wie der Abbé, aber es erging ihm auch wie dem Abbé, er wollte nichts finden, das heißt: er fand nichts. »Ich wollte,« sagte er zu seiner Schönen, »gleich zehn Gulden geben, wenn ich nur einen Groschen für dieses arme Bettelweib hätte!« — Diese mildthätige Aeußerung des Tropfes war hinreichend, ihm einen freundlichen Blick von dem Gänschen zu verschaffen. Die Schöne drückte ihm die Hand, welche so bereitwillig war, zu geben, und zog ihn bei der nämlichen Hand weiter.

Da die Passage nicht sehr breit ist, so war das liebende Paar genöthigt, zu defiliren, um einer kurzen, dicken Frau Platz zu machen, welche mit Acquisitionen, von dem nahen Eßmarkte beladen, keuchend einher watschelte. Die gute Hausmutter, diese Artigkeit erwiedern wollend, fand sich in ihrem beschwerlichen Gang etwas gehemmt; sie blieb stehen, um ein wenig auszuschnaufen und ihre Victualienlasten zur Erleichterung anders zu placiren. Mit der Vorsicht eines Diplomaten dislocirte sie sofort den Hühner-, Gänse- und Lammfleisch beladenen, schweren Korb von dem linken Arm sehr weise auf den rechten, und von diesem den geringern, vollgestopft mit Spargel, Obst, Eiern und dergleichen auf den linken Arm hinüber. Dieß Mannövre geschah gerade vor dem Bettelweib, und einige allzurunde Borsdorfer-

äpfel kollerten bey dieser Gelegenheit aus dem Korb auf die Erde. Die Bettlerinn, welche während des ganzen Actes nicht aufgehört hatte, zu suppliciren, eilte hinzu, hob die Deserteurs auf, und reichte sie der Bürgersfrau dar; diese hieß ihr die Entschlüpften wieder auf den Korb legen, winkte dankend, und ging von dannen. Die gutmüthige Bettlerinn begnügte sich, ihr und ihrer Fracht sehnsüchtig nachzublicken, als zwei kleine Jungen, jeder etwa sechs Jahre alt, fröhlich daher hüpften. War das Bettelweib von einem Stutzer, einem Abbé, einer Dame, ferner von einem Hebräer, einem verliebten Paare und einer wohlhabenden Bürgersfrau unberücksichtigt geblieben, so sollte jetzt von diesen beiden hungrigen Jungen ihrer gedacht werden. Diese Jungen verzehrten mit großem Appetite ihr Stück Butterbrot, als sie des armen Weibes ansichtig wurden. Sie besannen sich nicht lange, legten die Reste ihres Schmauses zusammen, schoben sie der Alten in die dürre Hand, und sprangen lustig davon. Dieß sah ein Millionär mit an; seine Freude über die edle Handlung dieser wohlgearteten, gefühlvollen Kinder drückte sich deutlich auf seinem feisten Gesichte aus; er mußte gerührt seyn, und vermuthlich nachsinnend über den schönen Zug mit dem Butterbrote schritt er bedächtig — vorüber.

Ein sehr schöner Seidenpudel, einen halb abgenagten Knochen im Maule, hatte beides mit angesehen, die Gabe des Butterbrotes und das Vorübergehen des Millionärs. Er hielt bei der Bettlerinn

an, beschnüffelte sie, und legte ihr mildthätig den halbabgenagten Knochen als Präsent zu Füssen.

Um so mehr that ich auch das Meinige, worauf denn die Bettlerinn ihren Posten verließ. Dieß that auch ich mit seltsamen Gedanken über das Mitgefühl der Menschen und — der Thiere.

Noch eine Bitte.

Der Seele Labsal,
Und Trost des Herzens,
Des Pilgers Leitstern
Auf irren Pfaden;
Der Salbung Krone
Ist, was vom Sohne
Des göttlichen Vaters
Zum Pfand der Liebe
Für alle Frommen
Auf uns gekommen:
Das: »Vater Unser.«

Wär' es nicht Frevel,
Des Sinnes Summe
Zu vermehren
Mit einer Bitte;
Wär' das nicht Frevel,
So hätt' ich eine,
Die jeder Beß're
Mit mir wird theilen,
Deß zart' Bewußtseyn
Das Edle ehret,

Verschmäht das Rohe.
Es heißt die Bitte:
Bewahr! o Herr uns
Vor dem Pöbel *)!

Erlkönigs Kuß.

Schwänkchen.

Die Maid, die wandelt den See entlang,
Die Augen genäßt, das Herze bang.
Die Hände sie nach dem Treuen ringt,
Kein Schifflein noch den Treuen bringt.
Und die Nacht umsäuselt schon ihr Haar,
Der Mond in Duft aufgangen war.
„Was rauscht im Schilf, was faßt die Hand?
Was zieht mich weg vom grünen Land?“
Hinunter in's krystall'ne Bett
Erlkönig die Maid entführen thät;
Umarmt sie innig, umarmt sie heiß,
Wohl Gretchen zu widerstehen weiß.
Ein Perlenhalsband er ihr verspricht;
Sie wirft es weg, sie mag es nicht.
Erlkönig sich nichts mehr erlaubt,
Doch einen falschen Kuß ihr raubt.
Die Maid entflieht dem Nixenreich;
Nach Haus sie stürzet todtenbleich.
Der Buhl' indessen kommen war,
Im Arm er hält sie steif und starr.

*) Daß hier nur der moralische Pöbel gemeint sei, versteht sich von selbst.

Ach thät den falschen Kuß empfahn,
Das junge Leben auch er muß lahn!—

Das Quid pro quo im Plural.

In Ispahan, der uralten Hauptstadt Persiens, begleitete in grauer Vorzeit ein ehrenwerther Mann, Namens Farsehdi das Amt des Statthalters. Er war von der Wichtigkeit und Verantwortlichkeit seines Berufs so klar und lebhaft durchdrungen, daß er sich mit all seiner Kraft und Muße der Ausübung seiner Pflichten aufopferte, deren er sich selbst noch mehr auferlegte, als mit seinem Posten an und für sich verbunden waren. Soferne es bei einer barbarischen Zeit und Nation nur immer möglich war, suchte er überall von den geläutertsten Grundsätzen der Humanität auszugehen. Daher stellte er das Bettelwesen ab, erleichterte das Schicksal der Gefangenen durch gefühlvolle und uneigennützige Kerkermeister, errichtete verschiedene Wohlthätigkeit-Anstalten, auch Schulen, wo unentgeldlich gelehrt wurde; er milderte und verringerte die Züchtigungen, und schaffte selbst die Todesstrafe ab.

Unter andern ließ Farsehdi seine besondere Theilnahme dem Irrenhause angedeihen. Die Bewohner desselben waren zwar im Ganzen äußerst schonend, milde und aufmerksam behandelt, denn die Perser hegten von jeher eine Gattung Ehrfurcht für diese Unglücklichen, indem für sie der Wahnsinn den Charakter der Erhabenheit hat. Farsehdi fand dahet in diesem Hause Alles auf das Menschenfreundlichste und

Zweckmäßigste eingerichtet. Desto mehr aber mußte es ihn befremden, daß fast alle diese Wahnsinnigen auf die unverdächtigste Weise sich über die Ungerechtigkeit beklagten, daselbst eingesperrt zu seyn. Sie betheuerten, daß Farsehdi und der Schah selbst nicht vernünftiger seien, als sie; sie schwuren, nur das Opfer der Cabale oder eines unseligen Mißverständnisses zu seyn. Ein Jeder belegte seine Versicherungen mit der nüchternen Erzählung seines Schicksals, und mit einer solchen vernünftigen Gründlichkeit, daß der Statthalter in Verwunderung gerieth. Diese ging aber bei seinem gefühlvollen Herzen bald in Mitleid über. Er wußte wohl, daß sein Vorgänger ein eigennütziger und grausamer Mann war. Wie leicht (sagte er bey sich) kann wenigstens ein Theil dieser armen Eingesperrten hier schuldlos schmachten! Und wenn dem also ist, muß es nicht meine Pflicht seyn, sie ihrer Freiheit, ihrem bürgerlichen Wirkungskreise, ihrer Familie wieder zu schenken?

Das Schwierigste dabei war aber, die wahre Bewandtniß auszumitteln. Wer konnte hier mit Zuversicht entscheiden, ob diese Leute wirklich närrisch oder wirklich vernünftig seien? Denn wie oft gelten nicht bei den Weisesten und Erfahrensten der Menschen die Vernünftigen für närrisch, und die Närrischen für vernünftig, wovon uns täglich der Beispiele genug aufstoßen. Wie bedenklich mußte es demnach seyn, so zweifelhafte Leute der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben?—

Während dieser und ähnlicher Betrachtungen erinnerte sich Farsehdi seines ehemaligen Lehrers Idaullah,

welcher sich seit mehreren Jahren in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, um dem Studium geheimer Wissenschaften desto ungestörter obliegen zu können. Idaullah, bereits ein Greis von neunzig Jahren, hatte stets für einen der gelehrtesten Männer Persiens gegolten; er stand in dem Rufe eines großen Philosophen, eines tief eingeweihten Kenners der geheimen Kräfte der Natur, so wie sämmtlicher morgenländischer Sprachen; er war berühmt als Körper- und Seelenarzt, insonderheit aber stand er in dem Ansehen, die verwickeltsten Fälle durchschauen zu können, den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen, wie noch Keiner vor ihm, zu ergründen, und in Angelegenheiten Rath und Hilfe zu wissen, wo Jedermann sich vergebens darnach umsah.

Fahrsedi wandte sich unverzüglich an diesen Mann, welchen er vollkommen geeignet hielt, die Klugen von den Narren zu unterscheiden, und bedeutete den Bewohnern des Irrenhauses, daß ihre Klagen und Beschwerden auf das Gerechteste untersucht werden sollten. Um jedoch diesen Unglücklichen eine unbefangene Stimmung zu verschaffen, und sie dem Anblicke ihres Gewahrsams und ihrer Wächter zu entziehen, verordnete der Statthalter, daß sie sämmtlich in seinen eigenen Pallast gebracht werden sollten, woselbst der weise Idaullah sie erwarten werde. Es war ein Tag anberaumt, an welchem der Statthalter überhaupt Gehör zu geben pflegte; und der Ceremonienmeister erhielt den Auftrag; die Bewohner des Irrenhauses vor Idaullah bringen zu lassen. Der Offizier aber, welchem der Ceremonien-

meister den Befehl gegeben hatte, dieß in's Werk zu setzen, sei es aus Unbedachtsamkeit oder aus Bosheit gegen seinen Vorgesetzten, dem er wegen einer Beleidigung gram war, führte die Verrückten zum Statthalter selbst, während die andern Parteien vor den weisen Idaullah gebracht wurden.

Dieser hatte sich zu der schwierigen Prüfung als ein echter Philosoph vorbereitet, und den festen Entschluß gefaßt, seine Kranken durch Fragen, Vorstellungen und Zurechtweisungen nicht noch mehr irre zu machen, und in ihrem Ideengange zu unterbrechen, sondern ungestört sich aussprechen, und dadurch am besten selbst charakterisiren zu lassen; denn als Menschenkenner sah er wohl ein, daß er durch ein entgegengesetztes Benehmen unter den Narren wohl selbst als der größte Narr da stehen würde.

Der erste, welcher bei Idaullah eintrat, that dieß mit niedergeschlagenen Augen, mit gesenktem Haupte und schwankenden Schritten. Er war hager, blaß, und hörte nicht auf, tief zu seufzen. Nachdem er einige Minuten sprachlos geblieben war, und wie in Verzückung plötzlich den matten Blick zum Himmel geschlagen hatte, legte er die Hände quer über die Brust, und sprach mit halberstorbener Stimme: „Wenn du Sinn hast, Weisester unter den Menschen, für die Qualen einer verunglückten Liebe, so schenke mir dein Mitleid, und halte mich würdig deiner Hilfe! Mich liebte Schira, das holdeste und feurigste der Mädchen; ich war der Glücklichste der feurigen Sterblichen. Da sie aber von Rang und reich ist, so hatten ihre grausamen Verwandten die

Thorheit, sich gegen unsere Verbindung aufzulehnen. Wir beschlossen zu entfliehen, wurden aber entdeckt und ergriffen. Meine süße Schira unterlag dieser schrecklichen Wendung; sie verlor die Besinnung. Ihre boshaften und habsüchtigen Angehörigen benützten diesen Umstand, gaben sie für wahnsinnig aus, und brachten sie in das Narren-Spital. Dort schmachtet sie; hier schmachte ich. Schon habe ich den scharfsinnigen Versuch gemacht, dieses verfluchte Irrenhaus in Brand zu stecken, um meine Geliebte im Triumph aus den Flammen zu befreien, und durch diese Heldenthat die Herzen ihrer Anverwandten zu rühren; denn ich bin sicher, daß sie mir dann meine Schira mit viel Vergnügen und mit viel Gelde zum Weibe gegeben hätten. Aber, o Schicksal! Ich wurde ertappt, als ich in einer schönen mondhellen Nacht, wo Hunderte der solidesten Leute lustwandelten, so eben den drei und vierzigsten Pechkranz in das Haus werfen wollte; ertappt wurde ich, und ausgepeitscht. Ich bin aber nicht so dumm, als meine Verfolger; ich kehrte zu ihnen zurück; seit gestern bin ich hier, um meinen Befreiungsanschlag zu wiederholen. Es fehlte mir aber an hinlänglicher Macht, und darum bitte ich dich, mein zärtlicher Freund zu seyn, und mir einige hundert Bogenschützen zur Bedeckung zu zu geben. Wie das Haus in hellen Flammen steht, entlaß' ich sie gerne, und zwar mit den glänzendsten Versprechungen. Nur meinen künftigen Schwiegervater, welcher der Oberste dieser Bogenschützen ist, laß nicht bei dieser Bedeckung seyn!« Nach diesen Worten warf sich der Bittende erschöpft dem Jbaul-

lah zu Füssen, und schluchzte laut auf. Ibaullah hieß ihn sich erheben; er versprach ihm, sein Gesuch in Erwägung zu ziehn, und für sein Bestes auf alle den Verhältnissen angemessene Weise zu sorgen. Obschon dieß nur allgemeine Zusicherungen waren, so war der unglückliche Anbether dennoch getröstet; denn ein verliebtes Herz ist sogleich bereit, neue Hoffnungen zu fassen. Der geplagte Liebhaber und zärtliche Brandstifter umklammerte daher dankbar die Knie seines Retters, und entfernte sich auf dessen Geheiß, jedoch mit Thränen der Rührung und sanften Seufzern des Dankes. „Großer Prophet,“ rief der weise Ibaullah aus, nachdem dieser unternehmende Seladon den Saal verlassen hatte, „wann werden die Menschen anfangen, in Liebeshändeln vernünftig zu seyn; wann werden sie begreifen, daß dieser lächerliche Platonismus nur eine Luxussache ist, der man sich nicht hingeben soll, bevor man nicht mit seinen bürgerlichen Vermögens-Umständen in Ordnung ist. Fürwahr, dieser Kerl geberdete sich wie ein pertinenter Narr; aber er hat seine Schuldigkeit gethan, da jeder Verliebte ex officio mehr oder weniger ein Narr seyn muß!“

Indem Ibaullah so sprach, stürzten aus dem Vorsaale zwei Figuren auf ihn los, deren Contrast ihn trotz seines angebornen feierlichen Wesens so ergriff, daß er nur mit vieler Mühe das Lachen unterdrücken konnte. Die eine war von riesenhafter Größe, dabei aber hager, wie eine Gerte, und steckte in einem so phantastischen Anzuge, daß man hätte glauben können, sie wolle eine Musterkarte

von den Trachten aller Stände darstellen; die andere, bloß mit einem linnenen Kittelchen behängte Creatur reichte jener kaum bis an die Knie, und war eigentlich nur ein großer Höcker, unter dem, wie auf dem Brustlatze eingesetzt, ein kleines eiförmiges Gesichtchen mit weißlichen Augen durchguckte. Mit seinem linken Arme, der wie bei weiland Artaxerres, um die Hälfte länger, oder eigentlicher zu sagen, um die Hälfte minder kurz war, als der sogenannte rechte, klammerte sich diese Igelgestalt wie krampfhaft an die Wade des Goliath. Ihn also nachschleppend näherte sich dieser dem Ibaullah, und legte zwei große Papierballen, womit er den Gnomen beladen hatte, auf das nebenstehende Ruhebett. »Hier,« sprach er dabei mit schmetternder Stimme, »hier siehst du, weisester Richter, unsere beiden Bittschriften: lies und erstaune! Wir würden sie dir sogar zu Füßen legen, wenn wir uns dieses selbst erlauben dürften, denn wir sind Künstler; Künstler sind wir!« Als er dieß sagte, schlug er begeistert das eine, mit einem großen, schwarzen Pflaster überklebte Rundauge gen Himmel, der hier aus einem mit Arabesken sehr elegant verzierten Plafond bestand, und streckte die Arme horizontal auseinander, als wolle er alle Weltgegenden zu Zeugen auffordern. In dieser Stellung senkte der Telegraph plötzlich sein Einauge auf seine linke Wade, das heißt auf das Davidchen, das sich immer noch anklammerte, und rief noch einmal, und zwar mit schrecklichem Tone: »Künstler!« Wie der Knäuel diesen Ruf vernahm, ließ er die Wade des Obersten los, klatschte mit der

linken Hand weit hinauf auf ſeine rechte Achſel, nämlich in ſeine biedere Rechte, und hüpfte aus Leibeskräften, und was ſehr leicht war, auch nach Leibeslänge im Kreiſe herum. Bei dem Anblick dieſer wunderlichen Schnacken fing der weiſe Idaullah an, ungeduldig zu werden, denn er erinnerte ſich ſo eben, daß auch ein Philoſoph das Privilegium habe, die Geduld zu verlieren. Er fragte daher weit ernſteren, aber ruhigen Tones die Hopfenſtange um den Gegenſtand ihres Begehrens, und bat ſich eine kurze und bündige Erklärung aus, indem noch andere ſolche Leute eingelaſſen werden müßten. „Was ſagt ihr?“ entgegnete der Trödelmarkt mit Ungeſtüm, „noch andere ſolche Leute? Ich erkläre Euch, daß Ihr nicht das Recht habt, mich und meinen kleinen Freund zu beleidigen, denn er iſt als Künſtler eben ſo groß, als ich es von Perſon bin. Unſere Angelegenheit betrifft eine Injurie, ein Pasquill unſers ganzen Standes. Zuförderſt muß ich Euch ſagen, großer Idaullah, daß mein kleiner Freund da unten ein Tonkünſtler iſt, deſſen Inſtrumente kein Menſch ſo gut ſpielen kann, als er, weil er gerade dazu einen kurzen und langen Arm braucht; und daß ich ſelbſt, aus fernen Landen kommend, ein Schauſpieler bin. Nun ſind aber da einige kritiſche Caffehgeſellen, welche behaupten, ein Muſiker ſei eben ſo wenig ein Künſtler, als ein Schauſpieler einer ſei. Habt Ihr Sinn, weiſer Idaullah, für dieſen Unſinn? Habt Ihr Ehrgefühl für dieſe Schmach? Fehlt es Euch nicht an Zuchtmeiſtern für dieſe Frechheit? Ich bin zwar überzeugt, daß Ihr

einige dieser unverschämten Kerls mildthätigst werdet spießen lassen; allein damit ist uns nicht geholfen. Ihr müßt ein Edict ausgehen lassen, worin befohlen wird, daß nur ein Schauspieler und Musiker den Namen Künstler verdienen. Wollt ihr dieß thun oder nicht?«

Als Ibaullah sah, daß dieser Roland im Begriffe stehe, ihn bei der Brust zu packen, um sich ein kathegorisches Fiat zu erpressen, trat er einige Schritte zurück, und sagte gelassen: »Meine Freunde, ich versichere euch, daß ich selbst eurer Meinung bin, und nicht unter jene verschrobenen Köpfe gehöre, welche da annehmen, nur eigenthümliche Freiheit und practische Hervorbringungskraft machen den Künstler aus, während ein Musiker und Schauspieler nur mechanische Fertigkeit haben dürfen, während jener des Tondichters Werk nur technisch entkörpert, und dieser des dramatischen Dichters Product eben so technisch verkörpert. Versteht mich wohl, lieben Freunde, unter die Kurzsichtigen, die von einem solchen Grundsatze ausgehen, gehöre ich nicht, folglich noch weniger zu denjenigen, welche gar erklären, ein Musiker und Schauspieler dürfe nicht einmal Künstler im wahren Sinne des Wortes seyn, weil er dann ganz etwas anders aus seiner Execution oder Rolle macht, als der Dichter in seinem Werk bedungen hat.«

Während dieser Rede hatten die beiden Figuren versucht, sich fragend anzusehen, denn sie konnten nicht klug aus dieser Explication werden. Indeß waren sie weit entfernt, sich das Gehörte anders, als zu ihren Gunsten zu deuten, denn wer von der Weihe

eines erhabenen Berufes erfüllt ist, hat auch das Recht dazu. Sie verhielten sich also ruhig, gespannt, welche Genugthuung Idaullah ihnen verschaffen werde. Dieser fuhr eben so ruhig fort: „Nach alle dem kann ich vor der Hand nichts Besseres für euch thun, meine guten Künstler, als einen guten Rath geben, denn vom Blutvergießen bin ich, wie ihr wohl wißt, kein guter Freund! Es ist euch bekannt, daß Acteurs und Musikanten in unserm Persien überhaupt nicht sehr respectirt sind. Ich rathe euch daher, euch mit eurer Kunst nach Europa zu begeben, wo solche Leute in einem ganz andern Ansehen stehen, und zu Würden und Reichthümern gelangen. In unserm stumpfsinnigen und dürren Lande habt ihr nichts als Schmach und kaum genug Wasser zu gewärtigen; in Europa hingegen erwartet euch Ehre, der beste Champagner und Tokayerwein. Du, mein länglicher Freund, kannst dich Doctor der Menschendarstellung nennen, und du mein lieber Knäuel, titulirst dich Professor der Tonkunst. Was aber die Hauptsache betrifft, nämlich den Champagner und Tokayer, so will ich euch diese edlen Säfte, von denen ihr nicht einmal gehört haben werdet, kennen lehren. Wartet nur einen Augenblick! Die opiatischen Unholde witterten Kraft ihrer artistischen Natur sogleich, daß die Rede von einer ehrsamen Trinkerei sei, und machten dem hospitalen Idaullah verschiedene tiefe Bücklinge, ihre hochfahrende Künstlernatur ganz vergessend. Idaullah hatte inzwischen aus einem verborgenen Wandschranke, der mit vielen hundert Weinbouteillen angefüllt war, zwei stattliche Exemplare herbei geholt, und den

beiden Kunstrichtern freundlichst präsentirt. Binnen wenigen Minuten waren die beiden Flaschen leer, und die beiden Künstler voll, so voll, daß sie ihre ganze Künstlerwürde vergaßen, und in Ermanglung einer andern Fuhrgelegenheit auf einem schlechten Karren fortgebracht wurden. Idaullah gab ihnen freilich etwas eigenmächtig einen Laufpaß mit, Kraft welchem sie als gewöhnliche Taugenichtse über die Gränze geschafft wurden.

Nach dieser Expedition vergönnte sich der an solche erschöpfende Prüfungen nicht gewohnte Idaullah ein wenig Rast und Erquickung. Er setzte sich auf den Divan, woselbst die zwei gewichtigen Suppliken liegen geblieben waren, und nahm ein Paar Dutzend Schlucke aus seiner Bachusbibliothek herzhaft zu sich. Er überließ sich sehr weisen Betrachtungen über das Heer menschlicher Thorheiten, und wünschte eben recht sehnlich das Ende seiner interimistischen Rolle herbei, als der Saalvorhang wieder aufrauschte, und ein großes dickes Weibsbild in steifer Haltung und mit weit ausgeholten stämpfenden Schritten auf ihn zustiefelte, so, daß er kaum Zeit hatte, seine dritte Bouteille zu verstecken. Die Dame machte nicht viele Umstände, trat scharf vor den Philosophen hin, musterte ihn mit Kennerblicken und setzte sich mit einer solchen Gewalt neben ihn auf das Sopha, daß die Kissen über ihren Kürbisschädel zusammen schlugen, und der Philosoph durch dieses elastische Experiment wenigstens einen Fuß hoch in die Höhe geschnellt wurde. Darauf streichelte ihm dieses Frauenzimmer den grauen oder vielmehr den gräulichen Diogenesbart, und sagte im familiären

Töne: »Weißt du was, Alter, ich bin eine Soldatinn.« Der Alte wollte aufstehen; die Soldatinn aber hielt ihn nieder, und fuhr fort: »Ruhig, alter Kauz, schweig und höre mich: Wisse, ich habe den letzten Feldzug gegen unsere Erbfeinde, die Türken, mitgemacht. Ich habe mich dabei ausgezeichnet. Fünfzehn Roßschweife habe ich allein erobert, obgleich ich nicht einmal Soldat, sondern bloße Marketenderinn war. Der Feldherr hat meine Verdienste belohnt, meinen heißesten Wunsch erfüllt, und mir ein Commando über drei Mal so viel Reiter als ich Roßschweife erobert hatte, verliehen. Dieß setzte mich in den Stand, meine Pflicht zu thun, nämlich zu heirathen.« Indem die rüstige Amazone dieses aussprach, schlang sie zärtlich ihre Rechte um Idaullah's Nacken, streichelt seinen Bart, und drückte einen schallenden Schmatz auf seine unbeweglichen Lippen. Von Wein erwärmt, vergaß sich der Stoiker so weit, ihren Kuß zu erwiedern. Sogleich aber faßte er sich, sprang von dem verhängnißvollen Divan auf, und fragte mit heroischer Geberde: »Was wollt ihr weiter, tapfere Jungfrau? Redet kurz, die Zeit ist auch kurz!« Die Aspirantinn blieb ruhig sitzen, bemächtigte sich der durch die Unordnung der Polster zum Vorschein gekommenen Champagnerflasche, schwang sie begeistert, und rief: »Auf euer Wohl, großer Idaullah! Auf unser Beider Wohl, denn Euch selbst habe ich mir zum Eheherrn auserlesen, schon bevor ich in den Krieg gezogen. Wie ihr euch noch erinnern werdet, habe ich euch in euer einsamen Waldhütte oft besucht. Da gewann ich

Neigung zu euch; denn ihr seid ein großer Naturphilosoph und ein eben so großer Freund des herrlichen Rebensaftes!« Idaullah hatte Mühe, seinen Aerger zu verbergen, denn obgleich nichts weniger als undankbar, konnte er an dieser Proposition doch keinen Geschmack finden. Er wußte in seiner Verwirrung kein anderes Mittel, als sich dieses zudringlichen und läppischen Weibsstückes mit Gewalt zu entledigen; er klatschte in die Hände, und gab der Wache Befehl, die Heldinn von fünfzehn Roßschweifen in eine hundert Meilen entlegene Garnison zu bringen, ohne sich weiter an ihre Flüche zu kehren.

Aller dieser Katzbalgereien müde, wollte Idaullah sogleich befehlen, daß die Prüfung für heute eingestellt sei, als ein süßes und freundliches, aber sehr zerlumptes Männlein hervortrippelte, und nur um ein fünf Minuten langes Gehör bat. Das konnte und wollte Idaullah um so weniger verwehren, als der Pygmäe versicherte, es betreffe wissenschaftliche Dinge. Er ließ also das gelehrte Männlein herein kommen, und seinen Gegenstand vortragen. Das Kerlchen näherte sich sehr höflich, aber mit vieler Selbstgefälligkeit, ließ sich, ohne weiter zu fragen, auf den Teppich nieder, und hob mit weicher, süselnder Stimme an: »Erlauchter Idaullah, laß dir sagen, wer und was ich bin. Man nennt mich einen Projectanten, aber ich bin nur immer mit dem Wohle der Menschheit, nie mit meinem eigenen beschäftigt, was unstreitig sehr schön ist, mir aber noch keinen ganzen Pantoffel, viel weniger einen Ehrenplatz eingetragen hat, den ich aber durch deine

Einsicht und Billigkeit zu erhalten hoffe. Außerdem verspreche ich mir noch eine Kleinigkeit für meine Vorschläge, von der ich zuletzt reden werde.« — Idaullah bezwang seine Ungeduld, so gut es einem philosophischen Waldbewohner nur immer möglich seyn kann, der stundenlang das Geschwätz eines verliebten Gecken und humanen Brandstifters, dummfrechen, aufgeblasenen Musikanten und Comödianten, dann sogar einer unsittlichen, zudringlichen Marktedenterinn angehört und es jetzt noch, der Prophet weiß, wie lange, mit einem zerlumpten Gelehrten zu thun hat. Er ließ sich gleichsam, um eine bessere, zerstreuende Gesellschaft zu haben, eine frische Pfeife bringen und ersuchte den kleinen Leibnitz mit freundlichen Worten, sich kurz zu fassen. »Das will ich gerne,« erwiederte der kleine Projectant, »hört nur erst die Zweige meiner Forschungen. Diese sind die Wissenschaft des Schönen, welche ich, der Erste, in ein förmliches System gebracht; dann die Kunde des Alterthums, ferner Chemie und endlich die Eingeweidslehre des Bauches der Erde. In jeder dieser vier Fächer habe ich eine große Entdeckung gemacht, die ich dich, du weiser alter Student des Waldes, aufforderе, zu würdigen. Meine Entdeckung in der Wissenschaft des Schönen (die, wie mir mein divinatorischer Geist sagt, dereinst von einem deutschen Schullehrer für die seinige wird ausgegeben, und zur bessern Verständlichkeit und allgemeinen Nutzanwendung in lateinischer Sprache wird geschrieben und Aesthetik getauft werden) betrifft einen Gegenstand, welcher vorzüglich für die Bewoh-

ner der Hauptstadt Ispahans von außerordentlichem Reize seyn muß. Es wird dir, mein aufgeklärter Ibaullah, vielleicht nicht schwer fallen, zu begreifen, daß der Turban die Zierde des Hauptes ist, wie dieses selbst der Schmuck des ganzen Leibes. Was die Zierde einer Zierde ist, muß natürlich noch wichtiger seyn, als jene Zierde selbst; dieß in Beziehung des Turbans zum Haupte, der das Haupt des Hauptes ist. Da nun der Shawl, wie du einsehen wirst, die Zierde des Turbans ist, so ist er der oberste Schmuck der ganzen Person. Alles hängt daher von der Art und Weise ab, wie der Shawl um den Turban geschlungen ist. Die wahre Kunst dieser Application war der Menschheit bisher noch vorenthalten: Ich habe sie entdeckt!« Bei diesen mit Begeisterung ausgesprochenen Worten, sprang der Aesthetiker auf, und machte eine Probe mit dem Kopfpuze des Ibaullah selbst, der es sich ruhig gefallen ließ, weil er auf dem Divan bereits in einen sanften Schlummer verfallen war. Sein wiederholtes Nicken nahm der enthusiasmirte Projectant für eben so viele Zeichen des Beyfalls; er setzte sich ermuntert wieder auf den Teppich, und ging zu seiner zweiten Entdeckung über, die das Gebieth der Archäologie betraf. Er mochte sich auf diese wohl besonders viel zu Gute thun, weil er in eine so donnernde Declamation verfiel, daß er die bacchanalisch-erotische Sieste des grauen Philosophen unterbrach, der plötzlich erwachte, und wachträumend das Gerede des Columbus geduldig anhörte.

»Niemals,« fuhr dieser fort, »haben sich die

minirt, doch nur, als ein ſchmaler Gang, wie eine Röhre von nicht mehr als einem halben Schuh im Durchmeſſer. Brauchen wir mehr, als dieſe halbe Million Osmanen zu vernichten? — Und ſie ſind vernichtet, alle ſind zerriſſen und zerſchmettert, ſo, daß kein Glied, es wolle heißen, wie es wolle, mehr zum andern paßt. Wir, unſerer Seits vergießen keinen einzigen Tropfen höchſt ſüßen perſiſchen Blutes, aber deſto mehr höchſt ſauren perſiſchen Eſſig. Und das geſchieht ſo. In den ſchmalen Gang ſchütte ich eine große Quantität erhitzten Eſſigs. Wie dieß geſchehen iſt, wird das Loch, durch das er eingelaſſen worden, feſt vermacht. Dieſe heiße Flüſſigkeit entwickelt alsbald ihre Dämpfe; dieſe aber hermetiſch verſchloſſen, können nirgends hinaus; ihre Gewalt nimmt jeden Augenblick zu, bis ſie plötzlich ihren Kerker zerſprengen, und Alles, was ſich über dem Erdreiche befindet, in die Luft ſchmettern!«

Ibgullah ſtutzte; er fand Alles zwar nicht ſehr philoſophiſch, aber doch ſehr chemiſch. »Das iſt nicht dumm,« ſagte er lächelnd, und blies den Tabaksqualm in großen Wolken vor ſich hin. Dem blinzelnden Vauban galt dieſes für einen Beweis van Würdigung, und er fuhr, nachdem er ſich ein wenig erholt hatte, im pathetiſchen Tone fort. »Ich habe euch, ihr großer Kenner der Natur und der unterirdiſchen Kräfte nun in Kürze beigebracht, was ich weiß; ich will euch in Folge eines prophetiſchen Sinnes jetzt auch ſagen, was in dieſem Puncte die Nachwelt wiſſen wird. Ich kenne das Nichterfundene, und ſehe, wie das, was man Zufall nennt, eine ähnliche eben

so wirksame Kraft in Gestalt von kleinen Körnern zum Vorschein bringen wird, für die ich jetzt noch keinen Namen finde, wiewohl ich der Sache selbst schon auf der Spur bin.« —

Idaullah's Pfeife war zu Ende, und mit ihr seine Geduld. Er behielt sich vor, über das Geschichtchen mit dem Essigdampfe gelegentlich ein Mehreres zu vernehmen, und fragte den Projectanten, ob er sonst noch etwas vorzubringen habe? »Freilich,« entgegnete dieser mit leiser Stimme, und geheimnißvoller Miene, es betrifft das Grabmal unsers großen Nushirvan, über dessen Erbauung ihr euch die Köpfe zerbrecht. Ihr wollt seinem Andenken eine Pyramide errichten, und habt kein Geld und keine Zwiebel dazu. Vertraut euch mir, ich helfe euch mit einem Bischen meines Essigdampfes. Eure Pyramide soll von demselben Format seyn, wie die größte Aegyptische, an deren Herstellung 25,000 Kerls fünf und zwanzig Jahre lang arbeiteten. Ich habe dieses sogenannte Weltwunder gesehen, untersucht, und mein nil admirari auch hier bewährt gefunden. Denn wißt ihr wohl, durch die Kraft meines Dampfes verschaffe ich euch mit Beihilfe von 5000 persischen Kerls eine solche Pyramide binnen dreizehn Stunden *); Alles durch die Kraft meines Dampfes.«

*) Hier hat der persische Physiker nicht aufgeschnitten (Ein wenig Uebertreibung, die man ihm, versteht sich, zu Gute hält, ausgenommen); er hat nur die Idee selbst um einige Jahrhunderte anticipirt. Diejenigen, welche dieß bezweifeln sollten, verweisen wir auf eine Stelle in der dritten Lieferung des neuen Conversationslexicons. Momus.

Ibaullah gähnte über die scheinbare Plusmacherei, und begnügte sich zu bemerken, daß solch ein Essigdampfproject nur in einem Kopf entspringen könne, der mit Weindampf gefüllt sei. Ueberdieß setzte er hinzu, ist es von jenem Monument abgekommen, da man eingesehen hat, daß Nushirvan keines mehr bedürfe, indem er durch seine unsterblichen Thaten sich selbst das größte und unvergänglichste Denkmal errichtet hat.

Aus dieser Aeußerung schien sich der physikalische Münchhausen nicht viel zu machen, denn er war

---

wo es Seite vier gegen unten zu wörtlich also lautet: »Man hat die jetzige Benutzungsweise der Dampfmaschinen in England auf eines der bekanntesten Wunderwerke der Mechanik in der alten Welt, auf die größte ägyptische Pyramide, angewandt. Wir wissen, daß solche in zwanzig Jahren von 10,000 Menschen in einem für das Alterthum auch in der Mechanik sehr erfahrnen Volke erbaut wurde. Den nämlichen Bau, berechnet man, würden die jetzigen englischen Dampfmaschinen sämmtlich dazu angewandt und vertheilt durch Wegschaffung der Steine aus den Gruben in die Höhe des Pyramiden-Gebäudes mit 36,000 Mann in achtzehn Stunden bewirkt und in wenigen Stunden mehr die rohen Steine auch behauen haben.« — Es geht aus dieser Berechnung zugleich hervor, daß wir bald um ein Sprichwort ärmer werden können; niemand wird mehr sagen: das klingt wie leerer Dampf. Dafür aber können wir reicher an Pyramiden werden, und ein Schauwerk ist doch immer mehr werth, als ein Sprichwort. Uebrigens was die Anwendung des Essigdampfes zur Sprengung großer Massen betrifft; so kann unser Perserchen den Hannibal copirt haben, der sich durch dieß Verfahren den Weg über die Alpen gebahnt hat. —

zugleich Pyrrhonist, und hielt mehr auf die kleinen, als großen historischen Leute; er fuhr dennoch wohlgemuth fort mit der Versicherung, daß er nun alsbald zu Ende kommen werde. „Die Sache mit der Pyramide," sagte er ernst und wichtig, „führt mich auf mein viertes und letztes Hauptthema, nämlich auf die vermaledeiten Erdbeben, von denen unsere gute Stadt Ispahan seit einiger Zeit heimgesucht wird, und gegen die ich sichere Hilfe weiß. Kaum war dieß Wort aus seinem Munde, als auch die Bouteillen des heimlichen Weinschrankes sich die Freiheit nahmen, ihr Gefängniß zu verlassen, und im Saale herumkollerten, denn in demselben Augenblicke geschah ein heftiger Erdstoß. Ibdullah, dessen Ungeduld über die lange Dauer dieses Discurses bereits den höchsten Grad erreicht hatte, fand sich plötzlich beschwichtigt, und beschwor den Physiker, sein Arcanum menschenfreundlichst Preis zu geben, was das philanthropische Männlein auch mit vieler Bereitwilligkeit that. „Wie ihr wißt," sagte es, habe ich lange in Aegypten gelebt. Ich habe viele geologische Untersuchungen angestellt, unter andern auch erforscht, daß während des Zeitraums von mehreren Wochen sich kein einziges Erdbeben daselbst verspüren ließ, eine Sache, an welche die indolenten Bewohner dieses Landes gar nicht dachten. Der Anblick der Pyramiden erklärte meinem combinirenden Geist folglich dieses außerordentliche Räthsel. Es läßt nämlich die ungeheure Schwere dieser colossalen Bauwerke gar nicht zu, daß irgend ein Erdbeben aufkomme; der allmächtige Druck dieser

Ibaullah gähnte über die scheinbare Plusmacherei, und begnügte sich zu bemerken, daß solch ein Essigdampfproject nur in einem Kopf entspringen könne, der mit Weindampf gefüllt sei. Ueberdieß setzte er hinzu, ist es von jenem Monument abgekommen, da man eingesehen hat, daß Nushirvan keines mehr bedürfe, indem er durch seine unsterblichen Thaten sich selbst das größte und unvergänglichste Denkmal errichtet hat.

Aus dieser Aeußerung schien sich der physikalische Münchhausen nicht viel zu machen, denn er war

---

wo es Seite vier gegen unten zu wörtlich also lautet: »Man hat die jetzige Benutzungsweise der Dampfmaschinen in England auf eines der bekanntesten Wunderwerke der Mechanik in der alten Welt, auf die größte ägyptische Pyramide, angewandt. Wir wissen, daß solche in zwanzig Jahren von 10,000 Menschen in einem für das Alterthum auch in der Mechanik sehr erfahrnen Volke erbaut wurde. Den nämlichen Bau, berechnet man, würden die jetzigen englischen Dampfmaschinen sämmtlich dazu angewandt und vertheilt durch Wegschaffung der Steine aus den Gruben in die Höhe des Pyramiden-Gebäudes mit 36,000 Mann in achtzehn Stunden bewirkt und in wenigen Stunden mehr die rohen Steine auch behauen haben.« — Es geht aus dieser Berechnung zugleich hervor, daß wir bald um ein Sprichwort ärmer werden können; niemand wird mehr sagen: das klingt wie leerer Dampf. Dafür aber können wir reicher an Pyramiden werden, und ein Schauwerk ist doch immer mehr werth, als ein Sprichwort. Uebrigens was die Anwendung des Essigdampfes zur Sprengung großer Massen betrifft; so kann unser Perserchen den Hannibal copirt haben, der sich durch dieß Verfahren den Weg über die Alpen gebahnt hat. —

zugleich Pyrrhoniſt, und hielt mehr auf die kleinen, als großen hiſtoriſchen Leute; er fuhr dennoch wohlgemuth fort mit der Verſicherung, daß er nun alsbald zu Ende kommen werde. „Die Sache mit der Pyramide,“ ſagte er ernſt und wichtig, „führt mich auf mein viertes und letztes Hauptthema, nämlich auf die vermaledeiten Erdbeben, von denen unſere gute Stadt Iſpahan ſeit einiger Zeit heimgeſucht wird, und gegen die ich ſichere Hilfe weiß. Kaum war dieß Wort aus ſeinem Munde, als auch die Bouteillen des heimlichen Weinſchrankes ſich die Freiheit nahmen, ihr Gefängniß zu verlaſſen, und im Saale herumkollerten, denn in demſelben Augenblicke geſchah ein heftiger Erdſtoß. Ibdullah, deſſen Ungeduld über die lange Dauer dieſes Diſcurſes bereits den höchſten Grad erreicht hatte, fand ſich plötzlich beſchwichtigt, und beſchwor den Phyſiker, ſein Arcanum menſchenfreundlichſt Preis zu geben, was das philanthropiſche Männlein auch mit vieler Bereitwilligkeit that. „Wie ihr wißt,“ ſagte es, habe ich lange in Aegypten gelebt. Ich habe viele geologiſche Unterſuchungen angeſtellt, unter andern auch erforſcht, daß während des Zeitraums von mehreren Wochen ſich kein einziges Erdbeben daſelbſt verſpüren ließ, eine Sache, an welche die indolenten Bewohner dieſes Landes gar nicht dachten. Der Anblick der Pyramiden erklärte meinem combiniren den Geiſt folglich dieſes außerordentliche Räthſel. Es läßt nämlich die ungeheure Schwere dieſer coloſſalen Bauwerke gar nicht zu, daß irgend ein Erdbeben aufkomme; der allmächtige Druck dieſer

Millionen Zentner schweren Pyramiden hält das leichtfertige Erdreich im Zaume. Was ist also einfacher, als dieses unglückliche Ispahan mit einigen Dutzend Pyramiden zu umgeben, und die Erdbeben haben für immer aufgehört. Ich mache mich anheischig, gegen eine Honorar von 10,000 Tamans noch das Arcanum gegen die Hundswuth gratis drein zu geben, und versichere« . . . In diesem Augenblicke entstand im Vorsaal ein so tumultuarisches Waffengeräusch, daß dem Projectanten das Reden, und dem Philosophen das Schweigen verging. Der Ceremonienmeister stürzte, als wäre er selbst von der Hundswuth befallen, grimmig und mit gezücktem Säbel herein, den Offizier, der das saubere quid pro quo verschuldet, bei der Gurgel nachschleppend. »Welch eine verfluchte Confusion hast du angerichtet, du Hund!« schrie der aufgebrachte Ceremoniarius, indem er den Delinquenten weit vor sich hinschleuderte, aber du sollst büßen. Kommt mit mir, weiser Idaullah, kommt mit mir zu Farshebi, damit ihr gemeinschaftlich die Strafe dieses Gauners bestimmt.« —»Was mich betrifft,« entgegnete Idaullah, »so müßt ihr wissen, daß die Philosophen es von jeher mehr mit dem Verzeihen, als mit dem Strafen gehalten haben. Aber sagt an, um was handelt es sich denn eigentlich?« — Der Ceremoniarius gerieth über diese Frage in eine sehr anständige Verlegenheit, welche er als ein echter Höfling noch anständiger zu maskiren wußte. »Ihr wüßt also nicht, großer Philosoph,« sagte er sehr höflich zu Idaullah, »daß, während ihr die Leute, welche ihr angehört habt, für Narren

hieltet, ihr ſelbſt für einen Narren gehalten wurdet? Dieſer Schurke hat nämlich die Kranken zum Statthalter, und zu Euch die Verſtändigen gebracht.« — »Was? die Verſtändigen zu mir?« rief Idaullah verwundert und entrüſtet zugleich aus, »das werdet ihr mir nimmermehr glauben machen; denn die Leute betrugen ſich ſammt und ſonders wie reine complete Narren. Wie müßte es denn erſt mit dem wirklichen Tollſinnigen ausgeſehen haben?« — »Das eben iſt es,« entgegnete der Ceremoniär; »was den Statthalter ſo in Wuth geſetzt hat, daß ich ſogar mein Amt verlieren kann; denn alle bei ihm geweſenen Narren benahmen ſich ſo verſtändig und unverfänglich, daß ihm nicht einfallen konnte, es mit andern, als mit geſcheiden Leuten zu thun zu haben. Da war z. B. ein Kaufmann, der ſehr vernünftig von geziemendem bürgerlichen Profit ſprach, ein Soldat, der nicht aufſchnitt; ein Schriftſteller, welcher unaufgefordert bekannte, daß er nur ein Plagiarius ſei; ein Tonſetzer, der behauptete, man ſollte nicht mehr ſagen Eitelkeit, dein Name iſt Weib, ſondern dein Name iſt Componiſt, und ähnliche Leute mit ähnlichen Reden. Durch eine einzige Perſon wurde endlich zum Glück oder Unglück dieſes famöſe Mißverſtändniß aufgeklärt, nämlich durch ein wunderſchönes blaſſes Jüngferchen. Dieß intereſſante Frauenbild wollte eben zu ſprechen beginnen, als ein abſcheuliches rothes Mannsbild unaufhaltſam in den Saal, und dem Frauenzimmer um den Hals ſtürzte. Meine Schira! ſchrie er; mein Corgi! ſchrie ſie. Morgen Nachts zünde ich deinen Narrenthurm mit

Hülfe von Ibaullah's Bogenschützen an, schrie er; ach, ich kann die Stunde nicht erwarten, seufzte sie. Dieß Mädchen fiel dem Statthalter zu Füßen, und wollte ihm so viele Beweise von Dankbarkeit ablegen, daß er wohl merken konnte, es sei in ihrem Köpfchen nicht richtig. Der schreiende Liebhaber erzählte zugleich die ganze Geschichte und so kam die unglückliche Verwechslung an den Tag. Was sagt ihr nun, mein großer Philosoph zu diesem ganzen Hergange?« —

Der große Philosoph gerieth bei dieser Erzählung in eine Art von Verblüffung. Alle kleinen leisen Ahnungen, die ihm während seiner Rolle aufgestiegen waren, gediehen jetzt zur klaren, vollen Gewißheit, und er fing, wiewohl er ein Philosoph und großer Gelehrter war, wirklich an, sich einwenig zu schämen. Indeß wußte er, mittelst des den wahren Weltweisen eigenen Dialectes die Sache zu bemänteln. »Den Weisen,« rief er pathetisch aus, »möchte ich kennen, der unter den Menschen die Klugen und Närrischen zu classifiziren versteht. Wenn vollends die Narren klug, und die Klugen närrisch reden und handeln, so muß man Alle entweder für wirkliche Narren oder für wirkliche Vernünftige halten.« Während der Ceremoniarius über den Sinn dieser Subtilität nachsann und der Offizier mit dem pyramidalischen Encyclopädisten den erlösten Weinflaschen die Hälse brachen, trat ein Diener des Statthalters mit einem kleinen Schreiben an den großen Ibaullah ein. Darin konnte dieser Folgendes lesen: »Ich habe dich zur Beurtheilung der Narren ge-

wählt, weil ich dich nicht selber für einen Narren, sondern für einen sehr weisen Kopf hielt. Du hättest aber viel eher die Täuschung erkennen sollen, als ich, denn die Narren haben immer Geist, die Klugen aber um so seltner. — Du hast, mein lieber Idaullah, nun bewiesen, daß man kein Weltweiser seyn kann, wenn man nur ein Waldweiser ist, und daß man sich Menschenkenntniß nicht aus Büchern und in der Einöde sammeln kann. Ich gebe dich hiermit deinem schönen Walde zurück, deinen süßen Wurzeln, frischen Kräutern und klaren Quellen, deiner gelehrten Bücherſammlung und animalischen Gesellschaft, in welcher Dich, wie ich fürgesorgt, Niemand so leicht stören wird. Gehab dich wohl und sei versichert, daß das ganze Mißverständniß mir eher Spaß, als Verdruß gemacht hat.« Der Philosoph hatte die Bescheidenheit und Resignation, das Alles sehr in der Ordnung zu finden. Er empfahl sich dem Herrn Ceremonienmeister mit einem höflichen Compliment an den Herrn Statthalter, und spazierte unter jungen Betrachtungen über die menschliche Narrheit seinem alten Walde zu. Was aber die animalische Gesellschaft betrifft, die ihm der Statthalter empfohlen hatte, so mag er ihm in diesem Puncte nicht ganz gehorsam gewesen seyn, denn man will ihn in seinem Territorio mehrmals mit der Heldinn von fünfzehn Roßschweifen auf der Jagd angetroffen haben.

Der gute Wirth in der höchsten Potenz.

In Zeiten, die man drückende nennt, muß man sich einer löblichen Wirthschaftlichkeit befleißen. Das ist aber kein Spaß. Der Gaumen will Haut-gouts, der Balg Indigo-Tuch à dreißig Gulden pr. Elle, am Sonntage scheint die Sonne nur in Baden; Alles hat sich verfeinert, verschönert, veredelt, aber Alles hat sich auch vertheuert. Nun ist aber, Gott Lob, des Geldes weniger geworden; es kleckt nicht, es fleckt nicht, man hält, um seinen Rang oder sein Rängelchen zu behaupten, so lange aus, als man kann; doch auch das Lange wird mit der Zeit zu kurz, und denkt daran, wieder so zu werden, wie man vor fünfzehn, zwanzig Jahren war, das heißt, man beginnt wieder das zu thun, was wirthschaften heißt, man schränkt sich ein. Aber wie in religiosen Dingen will man sich auch hiervon Muster erbauen; man sucht Fußstapfen, um in sie zu treten. Wohlan denn, so will ich einen Heros aufstellen, an dem sich die zahlreichen Candidaten der Resignation nach Herzenslust weiden, und dabei in ihren noch nicht magern Busen greifen mögen, forschend, ob sie wohl auch einer solchen Virtuosität fähig sind!

Mein Held ist ein ehrsamer Bürgersmann; er handelt mit Allem, mit geistigen und nicht geistigen Dingen. Er ist an Weisheit und Jahren, wie an Industrie und Waaren gleich frei und gleich reich. Er ist ein Matador im Speculiren, und eine Excellenz in der Kunst, sich in Bedarf seines edlen *Leichnams* einzuschränken. In Geld und Gut ist er

unersättlich, aber was seine eigene liebenswürdige Persönlichkeit anbetrifft, unersättlich im Genuß des Nichtgenießens. Mit seiner eigenen Enthaltsamkeit zu wuchern, an seinem eigenen Ich zu gewinnen, das ist sein höchster Triumph. Denn es ist reiner, klarer Nutzen. Dieser Ausbund eines Cynikers, dieses Pracht-Exemplar eines Diogenes hat sich bereits über achtzig Jahre hinauf experimentirt, und der dankbare Himmel hat seine Bemühungen glorreich gesegnet. Wie sehr er darauf Anspruch habe, als Muster aufgestellt zu werden, sollen einige Züge dieses edlen Zeitgenossen näher darthun.

Aus einem seiner Häuser, seiner Magazine, sieht man Herrn Igebe bei den ersten Sonnenstrahlen (denn Morgenstund trägt Gold im Mund, und nun eben für dieß lieblich klingende Metall hat er einen Mund), Rücken und Arme, und Taschen, geräumige, eigens organisirte Taschen mit Waaren aller Sorten und Formate schwer beladen, noch schwerer keichend, aber süß keichend, wie von Gottes Segen, in sein Laboratorium eilen, welches den Namen eines Handlungsgewölbes trägt. Doch ist der Held nicht ermattet, denn er hat von jenem Professor der Mechanik gelernt, daß der menschliche Körper wohl an die hundert Centner zu tragen vermöge, wenn die Last nur gehörig auf die Kraft der Muskeln vertheilt ist. Kaum hat Herr Igebe seinen Laden geöffnet, so erscheint auch schon sein holder Sprößling, ein hoffnungsvoller Jüngling, des edlen Vaters edle Stütze, und die Geschäfte beginnen,

die reichlichen, denn unaufhörlich strömen, fließen, rieseln oder tröpfeln nette Sümmchen in die nicht nette Cloake. Es geht auf zwölf Uhr, und das thätige Paar combinirt, wo, und wie man den ungestümen Gläubiger, den unverschämten Magen, befriedigen solle. Endlich wird beschlossen, daß man sich dem schwelgerischen Tische bei dem Traiteur im Trattnerhofe nahen wolle, wenn man noch ein sehr ergiebiges Geschäft gemacht haben werde, das heißt, wenn dieß noch vor zwölf Uhr der Fall gewesen sey; geschähe es aber, daß sich zwischen zwölf und halb ein Uhr ein reichlicher Handel gefügt hätte, so wolle man es noch ärger treiben, und sich sogar an die verschwenderischen Leckertische bei Herrn Schweiger am Bauernmarkt machen. Wie sich aber Herr Igebe zu diesem letztern Exceß entschließen könne, wird indessen jedem ein Räthsel seyn müssen, der da nicht weiß, daß der Traiteur im Trattnerhof diesen seinen zuweiligen Gast immer mit scheelen Augen ansieht, und ihm die gewöhnlichen Zinnteller verweigert, weil Herrn Igebe's Genauigkeit in der strengen Aufzehrung der Speisen immer einen Theil des Zinnes mitscharrt und mitverschluckt.

Vor einiger Zeit hätte Herrn Igebe eine gewaltige Casteyung bald sehr übel bekommen können. Er war gefährlich krank; boshafte Nachbarn sagen: Er habe sich mit altem, von nicht neuen Foliobüchern herabgenommenem Pergament, das er sich röstete und mit Biereßig und Lampenöhl zurichtete, den Magen verdorben. Das zu untersuchen, gehört nicht hieher; genug, Freund Igebe war sehr krank.

Ein Brownianischer Aesculap verordnet ihm eine Bouteille guten Oesterreicher Wein. Doch welch ein Pensum für Herrn Igebe's Oeconomie. Der Patient ward täglich schwächer, sein Zustand täglich bedenklicher, denn des Arztes kostspieliges Recipe wollte ihm nicht zu Kopfe. Endlich um diesen zu beschwichtigen, setzt Herr Igebe eine Flasche Thalerwein neben sein Bette, dessen bloßer Anblick seinen Zustand schon verschlimmerte, gibt aber den Traubensaft wohl weißlich für drei Gulden Wein aus. Der Aesculap geht beruhigt hinweg, und erscheint Tags darauf noch zufriedener, als der Patient auf die leere Flasche deutet, und erklärt, er habe den Stärkungstrank bereits zu sich genommen. Allein der Wein war dem Wirth zurückgebracht, und um den Arzt zu täuschen, eine leere Bouteille neben das Bett gestellt worden. Sich selbst aber und seine eigene Natur hatte Herr Igebe so glücklich hintergangen, daß er Tags darauf schon wieder an seine Geschäfte gehen konnte. Und entzückt hierüber, beschenkte er sein fünf und zwanzigjähriges Söhnlein mit einem funkelneuen Beinkleid vom Tandelmarkt, weil er schon auf dem Puncte war, ein Sansculotte zu werden.

Der gemüthlich junge Herr Igebe verdiente aber auch wohl dergleichen Belohnung. Schon seine Gutwilligkeit ist bewunderungswürdig, und verdient allen andern Söhnen als ein Muster kindlicher Folgsamkeit aufgestellt zu werden. Eines Tages nämlich, sagt Herr Igebe plötzlich zu diesem äußerst verehrungswürdigen Jüngling: »Du mach dich fertig,

du mußt geschwind einen Ballen Waare abholen; hier sind Stricke, mach dich auf den Weg, geschwind nach Linz hinauf zu Herrn N. N.« Der junge Herr traute seinen Ohren nicht; endlich machte er sich, mit zwei vollen Gulden Reisegeld ausgestattet, auf die dreißig Meilen lange Reise, eingedenk der Weisung seines energischen Vaters, sich unter Weges nur zu nennen, um einer gastfreundlichen Gratis-Aufnahme gewiß zu seyn. Und in der That brachte der folgsame Sohn noch achtzehn Kreuzer mit zurück. Der Herr Vater jubelte über seine so wohlgerathene Leibesfrucht, und lachte in die Faust, (Fäustchen würde hier nicht passen,) denn er hatte den Sohn noch vor dem Mittagsessen forterpedirt. Der eben so schlaue Sohn roch den Braten (denn nur solche Braten bekam er zu riechen) wohl, aber klüglich schwieg er. Den Ruhm der Folgsamkeit zieht er dem der Schlauheit vor, und seine Schlauheit besteht darin, Alles andere zu scheinen, nur nicht schlau.

Herr Igebe erinnert an die Anecdote von dem Geitzigen bei Blumauer. Einem Harpagon, der in's Wasser gefallen war, rief ein Vorübergehender zu, er solle ihm die Hand zum Herausziehen reichen.

»Allein, der Geitzhals sprach, indem er unterſank,
Ich kann nichts geben, und ertrank.«

Bosbafte Antipoden behaupten von Herrn Igebe, er habe mit Freund Hein den Vertrag geschlossen, daß dieser ihn zur Ersparung der Mittagsmahlzeit noch vor Tisch abrufe, und was dergleichen abgeschmackte Verleumdungen mehr sind.

Eigentlich hätte man Herrn Igebe hier gar

nicht der Publicität Preis geben sollen, denn es könnte doch wohl seyn, daß er von Diesem oder Jenem erkannt wird. Doch, das thut nichts zur Sache, weil Herr Igebe sonst der vollkommenste und anerkannteste Ehrenmann von der Welt ist, dessen Grundsatz heißt: »Leben, und leben lassen.« Vielmehr hat man ihn hier bloß als ein Muster der Oeconomie und Frugalität zur Nacheiferung charakterisiren wollen. In Zeiten der Noth stärken solche Heilige das befangene Gemüth, und erheben es zu edler Selbstverläugnung; stärken ferner, wo nicht den Magen, doch die erhabene Kunst, zu entbehren. Laßt uns das von diesem wackern Manne lernen, und dann begeistert (aber nicht von Wein) ausrufen: Vivat, Herr Igebe, Vivat hoch der Ehrenmann!

Die drei Blutmahler.

Man sah es ihm an, daß ein schweres Leid ihn drücke, eine düstere Vorstellung ihn gefangen halte. Kalt, sprachlos, stier vor sich hinschauend saß der Mann an der Wirthstafel, die ich zu besuchen pflegte. Stumm deutete er auf der Karte sein Begehr mit dem Finger an, verzehrte seine zwei Gerichte mit einer unausstehlichen Verlorenheit, stürzte zum Schluß ein einziges Glas Wein hinunter, legte lautlos die Zeche hin, und entfernte sich ohne Gruß, ohne irgend eine Theilnahme an der Umgebung, mit schwankenden, aber abgemessenen Schritten. So sah ich ihn mehrere Jahre, immer das kalte, starre, automatische Bild, ohne Ausdruck im flachen, aschgrauen

Antlitz, ohne Blick im leblosen Blick selber. Nichts war in diesem Gesichte zu lesen. Wie einem Wesen aus anderer Sphäre, wie einem aus dem Kreise der Menschheit und der geselligen Natur Ausgeschiedenen, machte Alles ihm Platz, wenn seine hagere Figur im grauen Ueberrocke eintrat. Bald war man an seine Seltsamkeit gewohnt, und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Es war genug, zu wissen, daß er ein Maler sei. Das wer reichte hin, denn was er sei, war nicht zu erforschen. Man begnügte sich, sein wahrscheinlich tragisches Geheimniß zu ehren, und seine hervorragende Künstlerschaft zu würdigen. Die sogenannten Kunsthändler wetteiferten um seine Hervorbringungen; sie überhäuften ihn mit Bestellungen. Der Mann nahm aber stets nur eine einzige an, lebte von dem erhaltenen Honorar, so lang es währte, und ging erst dann wieder an eine neue Arbeit. Die Zwischenzeit hieß es, fülle er mit tiefen Betrachtungen, mit versunkenem Nachdenken aus, in einem Dachstübchen, Niemanden geöffnet. So kannte ich ihn mehrere Jahre, bis er verschwunden war.

Der Mann hatte zwei Brüder, ebenfalls Maler, gleichfalls sehr talentvoll, jünger, als er. Beide lebten harmlos in ihrer Heimath, der Schweiz, mit unermüdetem Fleiße, mit glänzendem Erfolge der Ausübung ihrer Kunst sich widmend. Ihr Fach war die Historienmalerei. Sie schauten sich um, nach einem Stoffe der Zeit selber. Sie machten sich auf nach Deutschland, den damals im höchsten Siegesschimmer prangenden Helden zu zeichnen. — Eine feierliche Heerschau gibt den sehnsüchtigen Künstlern

bald Gelegenheit, den Gehuldigten in einer reichen Heroengruppe aufzufassen. Sie wählen den günstigen Standpunct; sie stellen ihren Apparat auf, und beginnen die Skizze. Nichts natürlicher, als daß solches von der immer und überall wachsamen Umgebung des Feldherrn wahrgenommen wird; er selbst bemerkt die Zeichner.

Plötzlich commandirt er eine Schwenkung, plötzlich steht er selbst dicht hinter den erschrocknen Künstlern. Mit einem schlagenden lakonischen: Que faites vous la? vollendete es des Paares Verlegenheit; bleich und lautlos starren sie auf ihr Bret. Aber bald fassen sie Muth, da der Feldherr sein Wohlgefallen über die Zeichnung mild und ermunternd zu erkennen gibt. Sie erzählen: das Werk sei der Zweck ihrer Reise aus der fernen Schweitz, sie bitten, es vollenden zu dürfen. Der Feldherr bescheidet sie auf den folgenden Tag zu sich; er empfängt sie huldreich, und da er ihre unbemittelten Verhältnisse inne wird, verspricht er, für Beide zu sorgen.

In Folge dessen reiseten die jungen Künstler nach der Hauptstadt. Unter dem Schutze und auf Kosten ihres neuen Gönners machten sie bald die ruhmvollsten Fortschritte. In Kürze waren sie der Gegenstand der Bewunderung. Damahls fand von Seite der Akademie der Künste eine Preisbewerbung Statt, und siehe, unsere beiden Schweitzer errangen den Sieg. Dem Jüngern ward der erste Preis, das Accesit dem Aeltern. Die zwei ruhmgekrönten Jünglinge eilten freudetrunken nach ihrer Wohnung und überließen sich unter wiederholten Umarmungen den Sü-

ßigkeiten ihres Triumphes. Doch bald verflog der erste Enthusiasmus, um nüchteren Erwägungen Platz zu machen. In der Brust des Aeltern erwachte das Gefühl des Ehrgeizes in einer seltsamen, unnatürlichen Richtung. Zwar ist ihm der zweite Preis, und mit diesem eine schöne Huldigung geworden; allein es war doch immer nur der zweite Preis, und der den ersten gewonnen, war sein jüngerer Bruder. »Ich bin der Aeltere,« flüsterte ein düsterer Dämon ihm zu, »meine Leistung ist weit vollendeter und ehrenwerther, als die meines ungleich weniger talentreichen Bruders. — Alle unparteiischen Kenner haben mir von je her den Rang vor ihm eingeräumt. Entweder den allerersten, oder gar keinen Preis! Dieser zweite ist mir schlechter, als keiner; mit dem Accessit ist die Zurücksetzung offenbar und deutlich ausgesprochen. So erscheine ich im Hintergrunde und gegen wen? Gegen einen Knaben, der nichts als eine schöne Persönlichkeit für sich hat. Meine Ehre ist befleckt, mein Selbstgefühl beleidigt, meine Laufbahn verpfuscht! Nimmer kann ich das dulden!« So sprach der Aeltere bei sich, so murmelte er; so brach der Geist der Zerwürfniß in Zornesworten aus. Die Brüder geriethen in Wortwechsel, in Eifer, in Hitze, in Wuth. Der Funke des Zwiespalts schlägt zur verderblichen Flamme auf. Die schwarze Minute ist da; ihr Opfer der jüngere Bruder. Ein Messerstich streckt ihn dahin.

Ueberrascht von diesem unseligen Sieg betrachtete der bedauernswerthe Ueberwinder einen Augenblick stumm das unnatürliche Werk, wie an die Stätte

gebannt, wie eine Bildsäule wurzelnd. Sein Ehrgeiz war mit Blut gesättigt; nun war sein der erste Preis. Hier lag die entsetzliche Summe der Hölle, in warmen Tropfen Bruderblutes ausgezahlt. »Fliehe, Unglücklicher, ich verzeihe dir!« waren des Sterbenden letzte Worte. Der Brudermörder entfloh. Die Pyrenäen nahmen ihn auf; das tiefe Spanien barg und schützte ihn. Kains brennende Höllenqual in der verwüsteten Seele, stürzte der Sünder sich in die Wetterstürme jener Schlachten, die eben damahls dieß alte Heldenland zerfleischten. Umsonst suchte der Verbrecher den Tod auf; es floh ihn der Tod, wie er selber vor dem Todten geflohen. Nicht auf dem Bette der Ehre sollte derjenige verbluten, der einer zügellosen Ehrsucht den Bruder geschlachtet; auch auf dem richterlichen, die Ordnung der Welt versöhnenden Blutgerüst nicht: wie er selber gemordet, genau so, anders nicht, sollte auch er untergehn.

Während er in den eisernen Phalanxen der ritterlichen Spanier focht*), drang das Gerücht seiner Unthat nach Deutschland. Da erhielt der älteste Bruder Kunde davon. Er hört, er schrickt auf, er enteilt. Wohin? — Nach Spanien. Da durchirrt, durchspäht er in eiskalter Ruhe, mit scharfem, besonnenen Blick, mit unerschütterlicher Ausdauer die Stätten des Kampfes, die Wahlfelder des Todes, die Lazarethe, um seinen unaussprechlich theuren Mann heraus zu suchen aus Tausenden. Mit Argusaugen schreitet er mitten durch Todesgefahren und Pulverqualm, unter Ge-

*) Es war 1810.

schützdonner und Kugelgesause; schleicht in den düstern Falten der mähenden Feldschlacht; in den zerstiebten Reihen von Feind und Freund schreitet er einher; wie ein Geist, wie Ahasverus unverletzt, unantastbar, ein Engel der Rache, um das allereinzige Leben zu haschen, nach dem seine Seele lechzt. Die nimmer rastende Nemesis läßt ihn dieses einzige Leben finden, finden den Mann, den er aufsucht. Es ist sein Bruder. Der Brudermörder fällt durch Brudermord. Als Anführer eines Trupps Guerillas ihn erkennen, ihn stumm verzweifelnd umarmen, eine Pistolenkugel ihm durch das Herz jagen, war Eins.

Das Werk der Vergeltung war vollführt. Der Rächer kehrte nach Deutschland zurück, wo ich ihn kennen gelernt. Dieß ist der Schlüssel zu seiner Zerrissenheit, wie ich ihn mehrere Jahre kannte, bis er verschwunden war.

Im Herbste des Jahres 1822 sah ich bei Bern einen Mann, wie er, auf einem todesmüden Roß vorüberjagen. Auf meiner Rückreise vernahm ich, die Aar habe eine Leiche ausgeworfen, wie er, und ein todtes Roß, wie jenes. Seit dem habe ich nichts mehr von diesem Manne gehört, und jetzt die Nachrichten von dem kläglichen Schicksale seiner Brüder niedergeschrieben, wie ich in Bruchstücken sie vernommen.

Geht nun hin, ihr Schauspieldichter, die ihr nach Stoffen sucht! Geht hin, ihr Tragöden, und modelt euch diesen! Mindestens ist neu, daß die bis zum Ueberdruße verarbeitete Geschlechtsliebe nichts dabei zu schaffen hat.

Welcher hat Recht?

»Das ist wahr,« sagte der Baron Wernau zu seinen Tischgesellschaftern, »wenn die Rede von den Frauenzimmern ist, so findet Jedermann nichts natürlicher, als sich für einen Freund des schönen Geschlechts auszugeben.«

»Wohl,« entgegnete mit Lebhaftigkeit der junge Herr von Papillon, »es ist auch natürlich, daß man nichts natürlicher finde, als dieses. Sich für das andere Geschlecht zu erklären, ist überhaupt nur ein Beweis von der Empfänglichkeit für das Schöne, von dem Daseyn ästhetischen Sinnes; und wer würde merken lassen wollen, daß es ihm daran mangle?—«

»Ich glaube,« fiel hierauf Herr von Süßmilch ein, daß das schöne, oder eigentlicher zu sagen, das verschönernde Geschlecht von jedem Manne Huldigung einernte; nur ist die Art derselben sehr verschieden. Jeder ist ein Freund des schönen Geschlechtes, aber fast Jeder ist es auf eine andere Weise. Sie zum Beispiel, Baron Wismar, sind es gewisser Maßen nur als Philosoph.« —

»Es kommt darauf an,« versetzte dieser, »in welchem Sinne hier das Wort Philosoph genommen wird, und ich will es weder in dem eines metaphysischen Plato, noch eines materiellen Epikur auf mich bezogen wissen. Ich halte es mit der Mitte, so auch, was unsern Gegenstand betrifft. Ich bin Freund des schönen Geschlechts, weil man nur in dem Umgang mit Frauen den wahren Reiz und die höhere Bedeutung des geselligen Lebens kennen lernt, weil

sie die echte Schule der feinen Sitten, des guten Tons und das eigentliche Lebensprincip der Conversation sind. Das andere Geschlecht ist also wörtlich das verschönernde zu nennen, und deßwegen ist es, daß ich mich dessen Freund nenne. Anderer Meinung wird vermuthlich unser queckſilbriger Papillon seyn!« —

»In der That, ich gestehe,« bemerkte hierauf dieß feine junge Herrchen, »daß ich in dieser Beziehung meinen Namen nicht mit Unrecht führe. Ich bin ein wenig eigennütziger als Baron Wismar, da ich wirklich wie ein wahrer Schmetterling von einer Evatochter zur andern flattre, denn die liebenswürdigen Eigenschaften dieses allerdings recht schönen Geschlechts erscheinen mir so außerordentlich vertheilt und zerstreut, daß ich mich veranlaßt finde, sie einzeln bei den verschiedenen Individuen aufzusuchen. Eine einzelne solche Eigenschaft vermag unmöglich mich zu fesseln, und es ist daher nicht meine Schuld, wenn ich ein Schmetterling bin, ein Kosmopolit bin!«

»Ich muß Sie sehr bedauern, junger Freund,« unterbrach ihn Herr von Süßmilch, »Sie übersehen die gewissen Eigenthümlichkeiten jedes Frauenzimmers, wovon oft eine einzige mehr wahren Werth hat, als alle sogenannte regelrechte Liebenswürdigkeiten zusammen, deren Vorhandenseyn bei einem einzigen weiblichen Wesen wir billiger Weise gar nicht verlangen können. Sie, Freund Papillon, gehören am Ende zu der Secte eines gewissen Pope, der die Frauen mit einem Spiele Karten verglich, das man wegwerfe, wenn die Partie aus sei.

»Sie werden bitter, oder eigentlich derb, Herr von Süßmilch, und machen mich neugierig, zu erfahren, in welcher Bedeutung Sie selbst ein Freund des schönen Geschlechtes sind. Ein Schnarren mit der Zunge, die kein gesundes r heraus bringt, oder ein Muttermaal, oder ein zartes Schielen, oder so etwas dergleichen gilt Ihnen vermuthlich für eine jener Eigenthümlichkeiten, mit welcher Sie so sonderbar prunken wollen.«

»Mit Nichten, mein überwitziger Freund! denn ich würdige die Frauen in der Regel nach der Bestimmung, auf eine ordnungsmäßige Weise zu verhindern, daß die Welt ausſterbe.«

»Aha!« fiel Herr von Papillon lächelnd ein, dieſe ordnungsmäßige Weise iſt der liebe Eheſtand, gehorſamer Diener. Ich bin ein Kind der Natur, ein Freund der Natur, und deßwegen ein Freund des ſchönen Geſchlechtes; aber ein Pope bin ich durchaus nicht. Ihre Anſicht iſt entſetzlich proſaiſch, und wer wird nicht einen Faſan einem Stück trockenen Brotes vorziehen? Nicht wahr, Freund Sternbald?«

Aber Freund Sternbald war ein Dichter, das heißt: er dichtete mit dem Pinſel, und mahlte mit der Feder, ohne jedoch in dieſer letztern Hinſicht ein Kalligraph zu ſeyn. — In ſich ſelbſt verſunken, hatte er ſchweigend die verſchiedenen Anſichten ſeiner Tiſchgenoſſen vernommen, und nur zuweilen, wie fragend, ſeinen ebenfalls ruhig gebliebenen Freund Wernau angeblickt. Doch Papillons unmittelbare Aufforderung brachte ihn endlich zur Aeußerung, die er mit einem tiefen Seufzer begann.

„Beklagenswerthes Weltkind,“ rief er aus, „bedauerungswürdiger Egoist, der du Papillon heißest, du hast mein vollkommenes Mitleid; nimm es hin! Die Blume der Welt, die Krone der Schöpfung, das Meisterstück der Natur, das Ideal des Schönen: das Weib unterstehst du dich mit deiner profanen Zunge zu lästern, und zum elenden Gaukelspiel deines Uebermuthes, deiner unästhetischen Sinnlichkeit zu mißbrauchen! Ha, Unglücklicher, du bist verloren. Wer die einzige Poesie des Lebens nicht kennt, nicht befreundet ist mit der göttlichen Venus Urania, der ist nur ein Automat, ein Thier, ein Klotz! Wirf, du schmählicher Don Juan, einen deiner verbuhlten Blicke auf die Weltgeschichte hin. Was wirst du, selbst ohne deine stutzerische Lorgnette wahrnehmen? — Wirst du nicht entdecken müssen, daß Alles Große, Schöne, Erhabne, Wunderbare und Herrliche dem Einflusse der Weiblichkeit angehört; daß das ewige holde Gesetz der Minne und des edlen Frauendienstes die Quelle aller Begeisterung, und durch diese die Mutter aller großen Thaten ist? Alle außerordentlichen Helden, und Dichter und Künstler sind es durch diesen Enthusiasmus geworden, der deinem verkrustetem Gemüthe, du französisches Treibhauskerlchen, ewig fremd bleiben wird. Doch — was erschöpfe ich mich zu declamiren? Nicht bloß ausrufen und declamiren muß man: Ehret die Frauen, sie flechten und weben u. s. w.; nicht bloß sagen muß man: ich bin ein Freund, ein Verehrer des schönen Geschlechts, anbethen geziemt, aber nicht ein Anbether seyn, wie *man es* im gewöhnlichen irdischen Wortgebrauch ist.

Ha, Petrarca, seliger Geist, glorreicher Schatten, steh' mir bey!« —

»Das will ich,« fiel jetzt der seither immer ruhig gebliebene Wernau ein, da er die ästhetische Verzückung Sternbalds wahrnahm. »Ich will dir indeß beystehen, und dich vor Allem bitten, zu schweigen. Deine Ansicht vom schönen Geschlecht kennen wir jetzt sattsam, so wie die unserer ganzen Gesellschaft, bis auf meine Wenigkeit. Freund des schönen Geschlechts nennt sich Papillon als Schmetterling und Lüftling, Süßmilch als ein für die Bevölkerung sorgsamer Statistiker, Wismar als Mann von Welt, Sternbald als Schwärmer; und was mich selbst betrifft, so würdige ich das Weib nach seinem ehrenwerthen Standpuncte als Gattinn, Mutter und Hausfrau, überzeugt, daß diese practischen Beziehungen für den Bestand der bürgerlichen Verfassung die wohlthätigsten, folglich die wichtigsten sind. Aber — laßt uns aufrichtig seyn, und gestehen, daß alle unsere Ansichten von diesem Gegenstande nicht anders als einseitig sind, und daß —« Hier sah sich Wernau durch Kopfschütteln und Lachen seiner Concurenten unterbrochen. Er ließ sich jedoch nicht irre machen, und erbat sich für einige Minuten ruhiges Gehör. »Ihr werdet,« sagte er gelassen, »Eure Meinung bald selbst berichtigen, wenn ich euch einige Züge aus dem Leben eines unserer Würdigsten werde vorgetragen haben. Sie betreffen Freund Buchen, bei dem Ihr mir vor allen Dingen zugeben müßt, daß er kein Pharisäer sei.« Ein einstimmiges Vivat bestätigte auf der Stelle diese gegründete Voraussetzung, und Wernau fuhr

fort. »Wie wir einen Robert, oder der Mann wie er seyn sollte, in unser Literatur besitzen, wie wir eine Elise, oder das Weib, wie es seyn sollte, und noch mehrere solche Musterspiegel in andern Beziehungen haben, so wende ich hier ohne Bedenken auf unsern gemeinschaftlichen Freund sogleich practisch den Titel an: Buchen, oder der Freund des schönen Geschlechtes, wie er seyn sollte, weil ich überzeugt bin, daß sich bei ihm diese Charakteristik nach allen Gesichtspuncten bewährt hat, und noch bewährt. Und das verhält sich, wie ich Euch in Kürze und ohne mich bei Nebenbedingungen aufzuhalten, erzählen will.«

»Also hört, hört!«

»Seinen Vater hatte unser Buchen schon als Knabe verloren. Als er majoren ward, lagen ihm eine Menge Bekannte an, die Witthumseinkünfte seiner Mutter auf ein Drittel zu verkürzen, da sie bloß seine Stiefmutter, die ihn stets mit der größten Härte behandelt hatte, durch eine gewaltige Mesalliance in seine rein legitime Familie eingeschmuggelt worden sei. Die Vermögensumstände der Familie Buchen waren nichts weniger, als blühend, und ein lahmer Fuß war und bleibt für unsern Freund ein arges Andenken an die Barbarei seiner Stiefmutter, die einst den Knaben zürnend über den Balkon gestoßen hatte. Dessen ungeachtet stieß er jene indiscreten Zumuthungen mit Verachtung zurück; ja, als in einem gewissen Jahre Mißwachs und Brandschaden es ihm unmöglich machte, seiner Mutter das bestimmte *Quartalquantum* aus eigenen Mitteln auszuzahlen,

und dieſe ſelbſt, wiewohl nur aus Politik, ſich zu Aufſchub und Verringerung anheiſchig machte, gab der Edle nicht nach, ſondern verſagte ſich ſogar die Liebhaberey ſeiner Bibliothek, veräußerte dieſe, nahm noch Geld dazu auf, und hielt auf das gewiſſenhafteſte ſeine Verpflichtungen.«

»Nun, das iſt wohl ein ſchöner Zug,« bemerkte Herr von Süßmilch, »als Expoſition ſind wir damit zufrieden; wir wollen ſehen, was der Held noch weiter für Großthaten verrichtet.«

»Nur Geduld, Freunde, es wird daran nicht fehlen,« fuhr Wismar fort, »es wird daran nicht fehlen. Aber ich merke, ich erzähle Euch zu detaillirt, ich will mich kürzer faſſen. Nummer 2 alſo iſt, daß Buchen, gleich als er ſein Vermögen in Empfang und von ſeinen Gütern Beſitz nahm, ſeinen vier Schweſtern, von denen zwei Stiefſchweſtern waren, das Recht gleicher Theilung einräumte, während ihnen nach den Geſetzen ſeines Landes kaum ein Zehntheil gebührte.«

»Bravo,« rief Papillon, das Glas ſchwenkend, »bravo, aber dieſe Stücke des ſchönen Geſchlechtes ſind bisher nur aus dem nächſten Verwandtſchaftsgrade. Indeß vier junge Mädchen, ſchöne Dirnchen, o ich kenne ſie, das verdient noch ein Gläschen. Sie leben!«

Wernau, den frivolen Spötter keiner Entgegnung würdigend, erzählte nun Buchen's Bekanntſchaft mit Julien. Julie war die Tochter ſeines Verwalters, eines uralten, aber durch Unglücksfälle mancherlei Art an Glücksgütern entblößten Edelmanns.

Er sowohl, als seine würdige Gattinn ging kurze Zeit, nachdem Buchen Herr geworden, in ein besseres Leben ein, und Julie stand nun, als eine unbegüterte, verlassene Waise da. Aber der edle Buchen entriß dieß betrübte Mädchen der traurigen Lage, und nahm sie, trotz seiner durch Zeitumstände sehr geschmälerten Einkünfte, als fünfte Schwester in sein Haus auf. Hier lebte sie bereits zwei Jahre, der Gegenstand allgemeiner Verehrung und Anhänglichkeit, als sich für Buchen eine äußerst vortheilhafte Parrie durch die Hand einer benachbarten Grafentochter darboth. Die Comtesse war jung, schön, geistvoll, tugendhaft und reich; kurz, sie besaß alle Eigenschaften, einen Mann zu beglücken. Buchen war weit entfernt, diese Vorzüge zu verkennen, aber auf dem Puncte sich zu entscheiden, stellte er, ohne vielleicht selbst zu wissen, wie es kam, Vergleichungen zwischen der Comtesse und zwischen — Julien an, und fand, daß diese noch jünger, noch schöner, noch geistvoller und tugendhafter, als die Comtesse sei, was ihm mehr galt, als Reichthum. Mit einem Worte, erst jetzt ward es im klar, daß er Julien liebe, und er stand von der Gräfinn ab.«

»Diesen faux pas der Lebensklugheit,« unterbrach hier der Freiherr von Wismar, »kennen wir leider zur Genüge; aber Julie, wenn ich nicht irre, verschwand ja plötzlich. Wie ging das zu?«

»Freilich verschwand Julie plötzlich,« erwiederte Wernau ernst, »und das ging so zu. Buchen ließ ihr durch seine älteste Schwester seine Hand antragen, erhielt aber keine wünschenswerthe Antwort. Er sprach

nun selbst mit seiner Geliebten, und fand dabei Grund zu argwohnen, daß ihr Herz bereits an einen Andern vergeben sei. Julie, im Kampfe mit den Gefühlen der Dankbarkeit und einem frühern Herzensgelobniß, verhehlte nun nicht länger, daß sie schon seit Jahren dem jungen Thalheim angehöre, aber die Sache geheim gehalten, weil ihr der Familienstreit seines Hauses mit dem Buch'schen bekannt sei. In Thränen aufgelöst verließ sie das Zimmer. Buchen war verreiset. Sie der Gegenstand seiner ersten, glühenden Neigung, seiner edelsten Verehrung, seiner Anbethung, um derentwillen er die interessante Gräfinn, deren Reichthum seinem Haus und Namen einen neuen glänzenden Aufschwung verliehen hätte, aufgeopfert: diese Julie die Geliebte seines bittersten Feindes: welch ein Zustand. — Aber Buchens Großmuth war kein Opfer zu kostbar. Er vermittelte auf indirectem Wege die Schwierigkeiten von Seite des alten Thalheim, verwendete sich bei den Behörden für die Bewilligung für Juliens Heirath, übernahm eine reichliche Aussteuer, und setzte dem glücklichen Bräutigam die einzige Bedingung, daß er mit seiner süßen Beute einige Jahre in dem benachbarten Lande verlebe. Die wahre Liebe will nur das Glück des geliebten Gegenstandes; diesem bringt sie Alles, ja sich selbst zum Opfer. Die gewöhnliche Liebe ist nur Egoismus. Dieß war Buchens Grundsatz, und er hat redlich darnach gehandelt.«

»Wacker und großartig, heroisch,« rief Sternbald begeistert aus, »ganz im Sinne der Selbstvernichtung um fremde Glückseligkeit; wahrhaft dichte-

risch, und rein menschlich. Von nun an bin ich doppelt der Freund meines Freundes des schönen Geschlechtes! Es lebe!«

»Ja nur durch Handlungen bewährt sich die Gesinnung,« nahm Wernau wieder das Wort, »und dieß vor Allem in der Freundschaft, sofern sie das schöne Geschlecht zum Gegenstande hat, wies sich unser Buchen auch noch in mehreren andern Hinsichten aus. Alle kennen wir ihn als leuchtendes Vorbild, als Gatte und Vater zweier liebenswürdiger Töchter, denen er selbst Lehrer und Freund ist. Alle kennen wir ihn nicht minder als den anmuthigsten Gesellschafter im Kreise der Schönen.«

»Das kann Niemand diesem Buchen streitig machen,« setzte Wismar hinzu, »er ist ein wahrer Alcibiades, und unbeschadet dessen als Ehemann, unerschöpflich in Aufmerksamkeiten, warmer Höflichkeit, Hingebung und bescheidener Würde. Da ist keine Dame, was sage ich, kein Mägdlein und keine Jungfrau, keine Ehefrau, ja keine Matrone, der er sich nicht hold, artig und in jeder Hinsicht als aufopfernd bewiese.«

»Und doch,« entgegnete Wernau, »ist er nicht in der Schule der Frauen gebildet worden. Gewisse Dinge lassen sich einmal nicht erlernen. So der Sinn, das Organ für irgend eine Eigenschaft oder Sitte fehlt, bleibt alle Anstrengung nur kalte Manier, täuschender Firniß, Schale ohne Kern. Dieser Sinn muß schon voraus gesetzt werden, und Erziehung, vor Allem aber Moral und Gefühl überhaupt müssen vollenden helfen. Dieß ist besonders in Anwen-

dung auf das Benehmen gegen betagte Frauen der Fall. Hat die alte griesgrämige, häßliche und pretenziöse Hofräthinn sich nicht förmlich in unsern Buchen verliebt, bloß, weil er auch gegen sie der Freund des schönen Geschlechts ist? Dann noch die geheimen Tugenden unsers Buchen! Ich würde nicht fertig, und die Bureaustunde naht!«

»Die geheimen Tugenden, die geheimen Tugenden,« stieß Papillon aufspringend aus, »die muß ich wissen! Ich bin ein eben so eifriger Freund von geheimen Tugenden als von öffentlichen Untugenden. Als ehrlicher Kerl verhehlte ich das nicht.«

»Also heraus damit, Freund Panegyricus, geschwind, denn die Bureaustunde ruft!«

»Es sei, obwohl es nicht discret ist, diesen Schleier aufzudecken. Ihr kennt das neu errichtete Institut weiblicher Handarbeiten zum Vortheil armer adelicher Mädchen, dahin zweckend, einen Fond für ihre Aussteuer zu creiren. Der Stifter und Förderer ist nicht der Unbekannte, welcher den Namen trägt, nicht August Palmer, sondern Heinrich Buchen. — Es ist uns ferner bekannt, daß man einen Preis auf das beste Lehrbuch für häusliche Töchter-Erziehung gesetzt hat, und auch das hat Buchen gethan. Was wollt ihr mehr?«

»Zu dieser Virtuosität,« rief jetzt Wismar aus, »bringt es Keiner von uns! Ich selbst bin der Erste, der es gesteht. Zu diesem Umfang von Gefühlen, Rücksichten, Pflichten und Verläugnungen habe ich wahrlich kein Talent. Dieser Buchen ist als Freund des schönen Geschlechts ein Universalist, wir sämmtlich

sind gegen ihn nur Special-Freunde, aber nicht in der Bedeutung, wie man dieß Wort gewöhnlich nimmt; das versteht sich!«

Einverstanden, schlossen die Andern, Papillon ausgenommen. Doch, nun in's Bureau!

Und hiermit hatte die zufällige Conversation, weit entfernt, erschöpfend zu seyn, ein Ende.

Dem Reiter-Regiment Hohenzollern. *)

Gegrüßt seyd, Helden, Brüder der Heldenschar,
Am stolzen Mannesblick, Männer, erkenn' ich Euch,
Die braune Wang', die Rächerwaffe,
Strahlen im Abglanz der großen Stunde.

Die Bothen seh' ich, die zu dem Rettungswerk
Auf Sturmes-Flügeln, zum heiligen, ausgesandt,
Ich seh' die Engel, die das Höchste
Entreissen sollten den Räubergriffen.

Das Banner seh' ich weh'n in der Kaiserburg,
Das Schwert der Rache blitzen; Entrüstung wogt
In treuer Brust, und schwellt des Panzers
Schimmerndes Erz, und die Meut'rer fliehen!

— Es ist vollbracht, und gerettet das Köstlichste,
Des Volkes Erster ist wieder sich selbst geschenkt;
Der schönste Sieg, so je erfochten,
Bothen des Himmels, Triumph, ist Euer!

---

*) Rettete Ferdinanden II. in seiner Burg; hat seitdem das Vorrecht, durch die innere Stadt Wien zu ziehen.

Gegrüßt seyd, Helden, Brüder der Heldenschar,
Am stolzen Mannsblick, Männer, erkenn' ich Euch;
Die braune Wang', die Rächerwaffe,
Strahlen im Abglanz der großen Stunde.

Die Stund' ist's Männer, die in der Brust Euch fort
Und ewig fort schlägt, was Eure Brüderschar
Vollführt einst in der Gottessendung
Uebtet Ihr fort in der Schlachten-Regel.

Und mit Euch, Helden, auch denen Ihr angehört,
Im Brüderbund Oesterreichs Kämpferschar,
Heil Euch und ihr, und Heil dem Fürsten,
Dem Ihr geschworen den Eid der Treue! —

Wassers Gedanken.

Könnt' ich, unterird'sche Quelle
Hinaus nur an des Tages Helle:
Durchbrechen mein enges, finsteres Haus,
Und hinaus
Mit Verderben schwangerem Walten!

Durch die enge Thalesschlucht
Eilt' ich dann heimlich in schlängelnder Flucht;
Aber auf der ebenen Wiese
Schwellt' ich an, ein furchtbarer Riese,
Zu verschlingen des Kornfelds Segen,
Wachsend und wachsend mich fortzubewegen.

So, in wuthbeflügelter Eile,
Fluth' ich dahin von Meile zu Meile,

Steig ich vom Strom zum ſtürmiſchen Meer,
Raſe unbezwinglich einher!
Das lachende Dorf will zuerſt ich umarmen,
Dann weiter, weiter ohne Erbarmen
Verſchling ich die ſtolze thürmende Stadt,
So das Land und Alles, was Leben hat.
Doch nicht zufrieden mit dieſem Gericht,
Nicht die Erde will ich verſchlingen;
Keckeres Werk noch ſoll mir gelingen:
Selber das Weltmeer will ich erſaufen,
Dann mit den Wolken ringen und raufen,
Will mit grimmauftoſenden Wellen,
Des Himmels ſtarke Säulen zerſchellen,
Und das All' in brennendem Gähren
Mit unerſättlicher Mordluſt verzehren!

Dann iſt's Nacht!
Mein Geſchäft vollbracht;
Dann wird's Nacht ſeyn; wenn's Tag wird werden!
Im Waſſer da lieſt man's, man lieſt's nicht auf Erden!

Fatalität eines Menagerie-Directors.

Der Zulauf war enorm. Niemand hatte in der guten, getreuen Stadt Krähfeld jemals eine Menagerie geſehen; und eine ſolche Menagerie! Ein Königstieger, ein Orangutang, ein Lämmergeier erſter Größe; ein Löwe und ſogar ein Crocodill ebenfalls erſter Größe! Nicht genug, auch noch ein ganz unbekanntes Thier mit einer Menge von Füßen, das

Sprünge machte, zwanzig Mal so hoch, als es selbst groß. Dieß und eine Menge anderer Curiositäten, sämmtlich lebendig und im besten Zustand, reizte das Publicum gewaltig; man balgte sich, seine sechs guten Groschen an Mann zu bringen, oder wohl gar seine acht Groschen, da es auf dem Anschlagzettel lautete: Standes-Personen sind nicht an den Preis gebunden, wie es sich für den privilegirten Stand nicht schicke. u. s. w.

Ein fünftes Rad hatte ich bei meinem Wagen nicht. Ich sah ein, daß, schnurstracks gegen das Sprichwort, das fünfte Rad eigentlich das erste wäre; und während das eine Hinterrad reparirt wurde, ging ich hinüber, die berühmte Menagerie anzuschauen. Ich trat in ein dunkles Zimmer, von Leuten vollgepfropft, und fragte eben einen meiner unsichtbaren Nachbarn, was denn dieses Antichambriren zu bedeuten habe, als der Inhaber der Menagerie, ein kleines Wachslicht in der Hand, hereintrat, und die Versammlung also anredete: „Meine Thiergesellschaft, Hochansehnliche, unterscheidet sich von den gewöhnlichen sogenannten Menagerien dadurch, daß sie aus lauter jungen und daher äußerst feurigen Exemplaren besteht. Würde ich sie, wie es üblich ist, in Käfigen zeigen, und dem unmittelbaren Anblick der hochpreislichen Zuschauer aussetzen, so gäbe es das größte Malheur. Die Gefängnisse wären sogleich durchbrochen, und diese reißenden Geschöpfe würden unter dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum eine entsetzliche Metzelei anrichten. Deßwegen habe ich mich der Vorsicht bedient,

dieſe wilden Beſtien von dem Schauplatz durch dieſe runde Wand zu trennen, und nur durch kleine viereckige Gläſer betrachten zu laſſen, wo man die Ungethüme recht gut ſehen kann, ohne von ihnen ſelbſt geſehen zu werden. Wem beliebt alſo. Hier Nr. 1, wie über dem Glaſe geſchrieben ſteht, iſt der rieſenhafte Lämmergeier, und ſo von Nummer zu Nummer!« Hierauf ging der Mann mit dem Lichte hinaus und wir befanden uns in der vorigen Finſterniß.

Dieſe Einrichtung war gerade ſo, wie ich ſie jüngſt erſt bei der wunderſchönen Enslin'ſchen Zimmerreiſe geſehen; bei dieſer animaliſchen Beſchau aber kam ſie mir etwas bizarr vor, und ich fing an, irgend einen eigenen Beweggrund zu wittern. Ich ahnete wohl etwas, das mir aber zu kühn und gar zu originell vorkam, als daß ich es als dieſen geheimen Grund hätte annehmen können; und gleichwohl — doch die Enthüllung wird zeitlich genug kommen. Nach mehreren Minuten erſt gelang es, von dem Glaſe Nr. 1 Beſitz zu nehmen. Wirklich ein ungeheurer Vogel, wohl der größte Lämmergeier, der jemahls zu ſehen geweſen ſeyn konnte; ein wahrer Rieſe und voller Lebendigkeit, nur dieß und jenes an ihm ſchien mir — doch weiter zu Nr. 2! Welch ein ſtattlicher Leu, welch ungeheure Mähne; aber ohne alle Majeſtät und Kraftäußerung, und welch ſonderbares Gebiß? — Doch weiter zu Nr. 3; ein gewaltiger Tieger, aber auch wieder: welch ſeltſames Gebiß? Ich hielt mich zurück; ich war längſt hinter der ganzen Geſchichte, und ging ſchweigend fort zu Nr. 4. Welch ein athletiſcher Orangutang; zu Nr. 5, welch ein voluminö-

und diese selbst, wiewohl nur aus Politik, sich zu Aufschub und Verringerung anheischig machte, gab der Edle nicht nach, sondern versagte sich sogar die Liebhaberei seiner Bibliothek, veräußerte diese, nahm noch Geld dazu auf, und hielt auf das gewissenhafteste seine Verpflichtungen.«

»Nun, das ist wohl ein schöner Zug,« bemerkte Herr von Süßmilch, »als Exposition sind wir damit zufrieden; wir wollen sehen, was der Held noch weiter für Großthaten verrichtet.«

»Nur Geduld, Freunde, es wird daran nicht fehlen,« fuhr Mismar fort, »es wird daran nicht fehlen. Aber ich merke, ich erzähle Euch zu detaillirt, ich will mich kürzer fassen. Nummer 2 also ist, daß Buchen, gleich als er sein Vermögen in Empfang und von seinen Gütern Besitz nahm, seinen vier Schwestern, von denen zwei Stiefschwestern waren, das Recht gleicher Theilung einräumte, während ihnen nach den Gesetzen seines Landes kaum ein Zehntheil gebührte.«

»Bravo,« rief Papillon, das Glas schwenkend, »bravo, aber diese Stücke des schönen Geschlechtes sind bisher nur aus dem nächsten Verwandtschaftsgrade. Indeß vier junge Mädchen, schöne Dirnchen, o ich kenne sie, das verdient noch ein Gläschen. Sie leben!«

Wernau, den frivolen Spötter keiner Entgegnung würdigend, erzählte nun Buchen's Bekanntschaft mit Julien. Julie war die Tochter seines Verwalters, eines uralten, aber durch Unglücksfälle mancherlei Art an Glücksgütern entblößten Edelmanns.

betrachten. Es ergab sich nun Folgendes: Der Lämmergeier in Nr. 1 war ein junger Falke; der ungeheure Leu ein niedliches Bologneser-Hündchen; den Königstieger in Nr. 3 kennen wir bereits; der Orangutang in Nr. 4 zeigte sich frisch und lustig als ein gar feines Aeffchen; das Crocodill in Nr. 5 als eine recht schön gefleckte Eidechse; und der Polypede in Nr. 6 mit seinen gewaltigen Sprüngen? Nun, dieses ganz unbekannte Geschöpf war gar nicht mehr vorhanden, denn es war eigentlich das allerbekannteste, nämlich ein sogenannter — Floh; der hatte seinen Vortheil ersehen und war entsprungen. Die Guckgläser, wie man nun schon weiß, waren gute Vergrößerungs-Gläser, und die möglichste Aehnlichkeit der reißenden Thiere war, so gut es anging, künstlich hergestellt.

Was die unerwartete Entlarvung dieser optischen Prellerey auch auf die sonst so gutmüthigen Krähfelder für eine Wirkung hatte, läßt sich nicht denken. Vor allem nahm man den Herrn Director beim Kragen, und als ich einige Minuten darauf wieder in den Wagen stieg, war das löbliche Publicum eben beschäftigt, in der Geschwindigkeit einen hübschen hölzernen Pranger aufzurichten, um den Herrn Unternehmer dieser originellen Menagerie ganz ohne Vergrößerungs-Gläser dem öffentlichen Spott gratis Preis zu geben.

Schmulchen und Julchen.

Endlich faßte Schmulchen sich ein Herz und machte seiner wunderschönen Nachbarinn einen demüthiglichen Besuch. Sechs Wochen schon hatte er gelitten; täglich sah er die junonische Böttcherfrau am Fenster gegenüber, und täglich versäumte er seine reichlichen Schachergeschäfte, um dieses Anblicks zu genießen. Aber jetzt mußte etwas Entscheidendes geschehen. Demüthig stand Schmulchen an dem Nähtischchen der Huldinn, und legte ihr zu Spottpreisen die herrlichsten Putzwaren vor.

Die Frau benahm sich sehr klug, und kaufte nichts. — Schmulchen machte ihr also mit einem kostbaren Kopftuche ein Präsent, und erhielt dafür die ersehnte Erlaubniß, ihr die Hand zu küssen. Die Gewährung führte zu kühneren Wünschen, allein der Schmachtende wurde auf den andern Nachmittag verwiesen, und zog voll wonniger Ahnung ab. Julchen erzählte ihrem Mann das Geschichtchen, und der Operationsplan wurde festgesetzt.

Es versteht sich, daß des andern Tages Schmulchen zur bestimmten Stunde erschien. Er bringt wieder ein Präsent mit, einen köstlichen Shawl, den er durch seinen Diener Moyses tragen ließ; er schickt diesen fort, macht seine Anträge, und erneuert die Exposition des Handkusses mit Inbrunst. Nach etwa einer halben Stunde wird ihm sogar eine Art von Kuß zugestanden; aber in demselben Augenblicke schellt es an der Pforte, und es ist natürlich der Herr Gemal. Nichts bleibt übrig, als daß Schmulchen so

gut und so geschickt ist, in ein Faß zu steigen, das in der Nähe steht, und er ist wirklich so geschickt, da er noch viel kleiner ist, als das zwei Eimer Fäßchen. Sonderbar, daß nun gerade dieses nämliche zwei Eimer Fäßchen aus dem Hause transportirt werden soll! Es wird in den Hof hinab gerollt, und der Hausknecht macht Anstalt, es fortzubringen. Schmulchens Diener, der den Auftrag hatte, hier seinen Herrn zu erwarten, sieht das Alles mit an, und beschaut, ohne Arges zu ahnen, das Faß. Doch wie erstaunt er, als er aus demselben eine dumpfe, ängstliche Stimme vernimmt, die ihm zuruft: »Moyses, Moyses, kauf das Faß!« Die Stimme klang wie die seines Herrn; Moyses roch den Braten, und machte sich sogleich an den Böttcher, um das verhängnißvolle Faß zu feilschen. Er biethet zehn, zwanzig, ja dreißig Thaler; Alles umsonst, der Böttcher will von hundert Thalern keinen Heller nachlassen, denn das Faß ist bestellt, muß den Augenblick abgeliefert werden, oder er verliert den Kundmann. Doch um hundert Thaler will er's dem Diener und Freund seines lieben Nachbars überlassen. Er tritt abseits, als wolle er seinen andern Geschäften nachsehen, und diese Gelegenheit benutzt Schmulchen, seinen Zuruf zu wiederholen. »Kauf das Faß, Moyses, kauf das Faß, gib hundert Thaler.«

Moyses also ging, holte die hundert Thaler, und übernahm das Faß. Dieses soll ihm, wie boshafte Leute erzählen, während er das Geld holte, ausgetauscht worden, und er dadurch gezwungen gewesen seyn, den Preis noch einmal zu bezahlen. Allein dieß

wollen wir zur Ehre des braven Böttchers durchaus nicht glauben, und lieber annehmen, daß Freund Schmulchen für seinen leckern Geschmack ohnedieß bitter genug gebüßt habe.

So endet sich das Geschichtchen, welches sich wenigstens zwanzig Mal länger hätte erzählen lassen.

Das Cabriolet.

Seit Wochen hatte es keine so göttliche Witterung gegeben; alle Welt strömte in's Blaue und Grüne hinaus. Sollte wohl Monsieur Bleumourant mit seiner Ehegesponsinn allein zu Hause bleiben? Ja, was den Monsieur betrifft, der wäre freilich recht gern in seinem weich gepolsterten Großvaterstuhl sitzen geblieben, denn wenn man von der mörderischen Gicht heimgesucht ist, so sucht man selbst nicht gern jemand Andern heim; und kommt noch dazu, daß man in einem solchen Großvaterstuhl sitzend, wirklich selbst schon Großvater und Urgroßvater sey könnte, so läßt sich diese Hochschätzung des Zuhausebleibens um so mehr erklären. Dieses also die Intention des Herrn Gemals. Jedoch etwas anders verhielt es sich mit Madame Bleumourant. Erstens hatte sie keine Ahnung von dem Uebel, welches man Gicht zu nennen pflegt; ferner war sie ungefähr um drei Viertheile jünger als das Männelein auf dem Großvaterstuhl, und dann kann man mit vollem Rechte sagen, daß die göttliche Witterung des heutigen Tages aus dem Grunde göttlich heißen konnte, weil sie ihr, der Madame Bleumou-

rat, überaus ähnlich sah. Sie war auch eine Person von bedeutender Beredsamkeit, und so kam es, daß Herrn Bleumourant die Gicht, er selbst den großen Sessel, und das Ehepaar die Stube verließ, um sich im Freyen ein wenig zu ergehen.

Man war noch nicht gar weit gekommen, als es dem Herrn Bleumourant schien, der Himmel fange an, mit eben so vielen Wolken umzogen zu werden, als seine eigene niedlich gefurchte Stirne es bereits war. Die Frau aber gewahrte nur das Letztere, machte wieder ihre siegreiche Beredsamkeit gelten, und so war denn der Himmel so rein und so blau, als ihr eigenes Augenpaar, und als der Name des Herrn Gemals. Vergebens erwies dieser edle Spaziergänger, daß die Himmelsdecke nicht mehr blau, sondern vielmehr grau oder gräulich, ein wahres Grau in Grau sei; Madame behielt Recht, bis endlich Jupiter Pluvius ihre Argumente mit der Kraft eines unbestreitbaren Platzregens plötzlich niederschlug. Dieser Casus war auch für den Herrn Bleumourant in der That sehr niederschlagend, und zwar erstens der Fatalität an und für sich wegen, zweitens, da er keinen Sous in der Tasche hatte, und drittens, weil bereits alle Cabriolets schon in Beschlag genommen waren. Notabene, die Scene fiel auf einer ausgedehnten Fläche vor, wo weit und breit kein schützendes Obdach zu erblicken war. Als nun die betroffenen Conleute so hin und hersannen, was denn in dem vorliegenden Falle zu thun oder zu lassen sey, siehe, da kam mit einem Male ein sehr hübsch gewachsener, auch eben so hübsch geklei-

deter junger Chevalier dahergelaufen, sagend: „Madame, ich bin untröstlich über das Mißgeschick, welches Sie hier betroffen; doch ich habe hier ein zweisitziges Cabriolet, und mache mir eine besondere Ehre daraus, Ihnen den ledigen zweiten Platz anzubiethen, wenn Sie Selbst und der sehr verehrungwürdige Herr Gemal ihre Einwilligung dazu gestatten. Bei diesen sehr höflichen Worten sah Herr Bleumourant seine Frau, diese aber den jungen, complaisanten Ritter an; der Ritter seinerseits aber schaute nach seinem Cabriolet hin, denn in demselben Augenblick fiel der Regen mit doppelter Gewalt nieder. Herr Bleumourant wackelte wie gewöhnlich mit dem Kopfe; was aber Altersschwäche war, das nahm der urbane Chevalier für ein Zeichen der Bestimmung; er also voraus, Madame hintennach, Beide mit raschem Sprunge in das Wäglein, und somit auf und davon.

Diese ganze Expedition ging so rasch vor sich, daß Herr Bleumourant gar keine Einwendungen mehr hätte machen können. Aber mit einem Male erwachte der Dämon Eifersucht in seinem fünf und achtzig jährigen Herzen. „Das Ding, sagte er zu sich selbst, sieht ja aus wie eine Entführung, wie ein abgekarteter Actus; den jungen kecken Fant kenne ich gar nicht; der Himmel weiß, wohin dieser Raubzug geht; ach meine arme, meine verlorne unglückliche Jeanette Bleumourant!“ So jammerte der Verlaßne; aber ein heroischer Entschluß erfüllte plötzlich seine Seele. Gedacht, gethan! Herr Bleumourant mitten im stärksten Regen, mitten durch die

kothige Paſſage, trotz der unſäglichen Folterpein der Gicht, macht ſich auf die morſchen Beine, und rennt aus Leibeskräften dem verhängnißvollen Fuhrwerk nach. Wer hätte glauben ſollen, daß er es einholen werde? Aber die Leidenſchaft macht ſelbſt fünf und achtzig jährige Gichtbrüchige rieſenſtark, und Herr Bleumourant holte das Cabriolet wirklich ein. Er holt es ein, thut einen herzhaften Satz, und poſtirt ſich rückwärts auf das Bretchen, wo er ſich freilich nicht ſo weich und ſo ruhig als auf ſeinem gewohnten Hausſeſſel ſtill verhielt, um abzuwarten, wohin denn die Fahrt eigentlich gehe.

Sonderbar genug, die Fahrt geht nicht zu dem Stadtthor hinein, durch welches der nächſte Weg zu Herrn Bleumourants Wohnung und bequemen wohlthätigen Großvaterſtuhl wäre! Das Cabriolet führt in ganz entgegengeſetzter Richtung, und Morbleu, was iſt das? Es fährt wieder zur Stadt hinaus nach einer fatalen Faurbourg! der unermüdliche Gaul läuft weit, weit; aber eben ſo unermüdlich, wiewohl durch und durch ermüdet ſitzt Bleumourant auf ſeiner Marterbank. Endlich bei einem niedlichen Gartenhauſe hält das verdammte Cabriolet ſtill; mit der Rüſtigkeit eines Jünglings ſpringt der geängſtigte Ehemann um, und poſtirt ſich vor den Schlag; aber, o Himmel, weder Madame Bleumourant noch der dienſtwillige ſchön gekleidete Chevalier ſteiget aus, ſondern ein eben ſo gichtbrüchiger alter Herr keucht mühſam aus der Kutſche! »Was wollen Sie, mein Herr!« ruft er dem zornfunkelnden Neugierigen zu, »ſind Sie ein Straßenräuber?« — »Sind Sie nicht

Madame Bleumourant; bist du nicht meine Jeanette?« rief der Getäuschte dem Fragenden entgegen, und hob seinen Stock empor. »Sie sind ein Narr, ein Wahnsinniger,« erwiederte der Besitzer des Cabriolets, ging in sein Haus, und schlug dem verblüfften Bleumourant die Thüre vor der Nase zu.

Dieser hielt es für das Beste, sich einige Male tüchtig vor die Stirne zu schlagen, und auszurufen: »Nun ist Alles klar; ich habe das Cabriolet verfehlt, Diable!« Nach diesen sinnreichen, überaus passenden Worten sah sich Herr Bleumourant sogleich nach einem Mieth-Cabriolet um. Es hielt leicht, eines zu finden, da inzwischen der Regen aufgehört hatte, und so kam der beklagenswerthe Ehemann alsbald zu Hause an. Madame war, wie der Dienstbothe bezeugte, schon seit einer halben Stunde zu Hause; sie bedauerte aufrichtig den Irrthum, bereicherte den Großvaterstuhl alsogleich mit einem neuen, elastischen Kissen, und versicherte, daß ihr Führer der Chevalier Racine, ein Abkömmling des berühmten Dichters sei, sie recht höflich und zuvorkommend behandelt, so auch einige Dutzend der schönsten Stellen seines poetischen Vorfahrers declamirt habe.

Somit war wieder Alles in der besten Ordnung; und diese Ordnung hielt auch fortwährend an, bis auf den kleinen Umstand, daß von nun an Madame Bleumourant eine besondere Neigung für die Declamations-Kunst hegte, und lieber zu Hause blieb, als ausging; das Wetter mochte auch wirklich eben so reizend sein, als sie selbst!

Welcher iſt der Herzhaftere?

Furchtbar tobte der Sturm, es war eine ſchauerliche Decembernacht. Aber geborgen und fröhlichen Muths ſaßen die zwei alten Staroſten Milskey und Kronka am luſtig flackernden Kaminfeuer unter traulichem Geſpräch eine Pfeife nach der andern verdampfend, eine Punſchbowle nach der andern leerend. Die Freunde waren Veterane des Mars; ihr Geſpräch drehte ſich am liebſten um die Erörterung überſtandener Gefahren, romantiſcher Abenteuer, und um Züge der Herzhaftigkeit und des Heldenmuthes. Von ſich ſelber ab kamen ſie auch auf ihre beiden Reitknechte zu ſprechen, und Jeder behauptete, der ſeinige verdiene den Vorzug der Unerſchrockenheit.

»Es gilt die Probe,« rief Milskey mit Ungeſtüm aus; »der Einfall, den ich habe, für dieſe Nacht, für dieſe Stunde noch, wird bewähren, daß meinem Stanislaus die Krone gebührt!« — »Unmöglich,« entgegnete Kronka mit Hitze, »mein Marko wird ſie ihm entreiſſen; ſag an Bruder deinen Plan, und die Burſche mögen ſogleich an's Werk gehen!« Der Plan ward mit Begeiſterung gut geheißen. Man rief die Bedienten vor. Kronka nahm den ſeinen in das Nebenzimmer, ertheilte ihm den Auftrag, und entließ ihn. Nach einer halben Stunde ſchickte Milskey den ſeinigen fort.

Marko, Kronka's Burſche hatte ſich zu Folge ſeiner Ordre unmittelbar nach dem Beinhauſe des nahen Kirchhofes aufgemacht, um in demſelben ſo lange zu verweilen, bis der letzte Schlag der Mitternachts-

stunde vom Kirchthurm verhallt seyn werde. Diese Aufgabe war dem alten, vielversuchten Soldaten ein Spaß. Singend und pfeifend schreitet er durch die stürmische, finstere Nacht über die verschneiten Grabhügel weg, dem Beinhause zu; er strauchelt und stürzt über aufgesteckte Kreuze; der Sturm schleudert ihm ein morsches, hölzernes Grabdenkmahl in's Gesicht, mit dem er blutend und betäubt zwischen die Gräber in den ellentiefen Schnee hinkollert; ganze Berge zusammengewehten Schnees machen, daß er das Beinhaus erobern muß, wie eine Batterie: aber alle diese Hinderniße und Schrecken sind wirkungslos. Endlich langt er bei dem Beinhause an; aber siehe, das Gitter ist gesperrt. Doch auch dieses Hinderniß ist für den Unerschrockenen keines. Mit dem ganzen Gewicht seines Körpers wirft er sich zu wiederholten Malen auf das Gitter, bis das Schloß aufspringt. In dichtester Finsterniß tappt er nun in den raschelnden Schedeln und Knochen, schichtet eine tüchtige Masse davon auf, und setzt sich, wie in einem weichen Heuschober mitten darin nieder. So sitzt er ruhig und lautlos. Es schlägt drey Viertel auf zwölf. Noch ein Viertelstündchen denkt er, dann ist der Tand vorbei, und der Branntweinhumpen soll mich für den erlittenen Frost reichlich entschädigen.

Mittlerweile hatte Stanislaus das Herrenschloß verlassen, um seinen Auftrag zu vollziehen. Dieser bestand darin, aus dem Beinhause einen Schedel herbei zu holen. Unter Beschwernissen, wie die, so seinen Cameraden getroffen, erreicht er das Beinhaus,

dessen Gitter wieder zugelehnt war. Marko, weit entfernt durch das Geräusch dieses Herannahens, durch die zweifelhafte Gestalt selbst, aus der Fassung zu kommen, verhält sich ruhig unter seinen Gebeinen. Stanislaus, bei dem Gitter angelangt, reckt den Arm durch die eisernen Stäbe, um einen Schädel zu haschen; aber in demselben Augenblick fühlt er seinen Arm von einer unsichtbaren Gewalt mächtig gepackt. Der Unerschrockenste denke sich in seine Lage, und frage sich, wie er sich dabei benommen haben würde? — Stanislaus ließ weder den bereits erfaßten Schädel fahren, noch ergriff er die Flucht, noch fiel er schreiend und ohnmächtig zusammen; nichts beuget seine Festigkeit; mit Kraft und Entschlossenheit entreißt er sich der Macht, die ihn gefaßt hatte, versichert sich des Todtenkopfes und legt ihn mit unveränderter Miene seinem Gebiether hin.

In wenigen Minuten kam auch Marko, gleichfalls ohne Spur irgend einer Verwirrung zurück. Keiner der beiden Bedienten hatte von dem Auftrage des Andern etwas gewußt. Welchem gebührt nun der Vorzug der Herzhaftigkeit? —

Die Schramme.

Dieser junge Mann hatte eine so gewaltige Schramme quer über die Stirne, daß die ganze Tischgesellschaft unwillkürlich eine Art von Respect für ihn hegte, denn der sogenannte Befreiungskrieg war

noch in frischem Andenken. Indessen wußte man gar nichts weiter, als daß der junge Mensch Doctor Stulpius heiße, und irgendwo in Schwaben zu Hause sei. Er war ein Blondin, redete wenig, aß aber viel und trank noch mehr, doch lauter klares Wasser. Ich fragte meinen Nachbar, der am meisten mit dem Doctor sprach, ob dieser nicht der Verfasser einer Abhandlung über die Bravour sei? Bei dieser Frage brach mein Nachbar in ein lautes Lachen aus, nickte, und versprach mir gelegentlich etwas Näheres über die Lebensumstände des Doctor Stulpius zu erzählen.

Die ganze Table d'hôte war lustig und guter Dinge, und man kam überein, nach Tische einen gemeinschaftlichen Spaziergang vor das Stadtthor zu machen, und einen Müller zu besuchen, der vortrefflichen Wein ausschenkte. Auf einmal schrie es im Vorzimmer: Feuer! Feuer! Auf einmal sah ich auch des blonden und blassen Doctors Wangen feuerroth werden, ihn aufspringen und hinausrennen, so daß ich nichts anderes dachte, als daß er geeilt sey, Löschen zu helfen; denn es brannte im Gasthause selbst. Doch das hatte nichts zu bedeuten; man fand sich wieder bei der Tafel ein, nur der Doctor fehlte noch. Endlich nach Verlauf einer Viertelstunde kam er zurück; seine Wangen waren wieder so schön kreideweis, wie vorher; er holte einige Male schwer Athem, und sah aus, wie Einer, der einen plötzlichen und schweren Kummer so eben glücklich überstanden hatte. Bei der Zeche bemerkte ich dem Wirth,

daß der Fremde durch seine Mitwirkung unstreitig viel zur schnellen Entfernung der Feuersgefahr beigetragen habe. „Das könnte ich eben nicht sagen,“ meinte der Gefragte lächelnd, „denn der blasse Herr beliebte sich pfeilschnell auf den Hauptplatz zu begeben, um da in Sicherheit zuzuschauen, und wenn von Entfernung die Rede ist, so betrifft sie nur seine eigene Person.“ Ich stutzte ein wenig, und dachte an die Abhandlung über die Bravour, und so stutzend und denkend folgte ich der Gesellschaft, die eben im Aufbrechen begriffen war.

Als wir in die breite Straße beim Stadtthor kamen, sahen wir ein herrenloses Postpferd daher traben, das seinen Cameraden zu suchen schien. Ein Paar Straßenjungen wollten das Thier aufhalten, waren aber zu klein dazu, und so gallopirte jetzt der Gaul gerade auf uns zu. Kaum hatte ihn der Verfasser des Tractats über die Bravour erschaut, so wurde er wieder feuerroth, sprang in das nächste Hausthor, und schlug es hinter sich zu.

Der alte Postklepper aber, als er zu uns herangekommen, blieb ganz gutmüthig bei uns stehen, bis sein Reiter kam, und da kam denn auch der Herr Doctor wieder aus seinem Buon retiro heraus. Er gab uns ganz naiv zu erkennen, daß er eine unüberwindliche Scheu vor wilden Hengsten habe, und er hoffe, wir würden seinen Rückzug nicht für ein Zeichen der Feigheit ansehen, in welchem Falle er Genugthuung fordere. Mein Nachbar beruhigte den Helden über diesen Punct völlig, wor-

auf er, wie im Gasthause, wieder schwer Athem schöpfte, und lautlos hinter der Gesellschaft herschlich.

So kamen wir vor's Thor, passirten die Flußbrücke, und trafen bald bei dem christlichen Müller ein. Hier war schon zahlreiche Gesellschaft versammelt, die wenigen Tische langten nicht hin, und einige Herren mit mehreren Frauen hatten sich auf das schwellende Gras, oder in das schattige Gebüsch gelagert. Wir nahmen auf einem anmuthigen Rasen Platz, und ließen uns das aromatische Weinchen recht wacker schmecken. Wir waren aber noch nicht bei der dritten Maß, als die benebelten Müllerbursche in eine fürchterliche Schlägerei geriethen, die in eine wahre Metzelei ausartete. Die Kerle schnitten und brachen Stecken von den Bäumen ab, und schlugen wüthend auf einander los, daß es von allen Seiten Wunden und Blut gab. Natürlich warfen wir uns in's Mittel, um, selbst auf eigene Gefahr, diesem abscheulichen und mörderischen Schauspiel ein Ende zu machen. Indem kam auch die herbeigeholte Wache an, und die Raufbolde waren bald, theils auseinander gesprengt, theils fest genommen. Nun setzten wir uns wieder zu Tische, vermissen aber den Doctor Stulpius. Wir rufen ihn beim Nahmen, er zeigt sich nicht, wir suchen in der Mühle, im Wohnhaus, denn das Geschichtchen mit dem Feuer und dem Postgaul ließ uns vermuthen, daß er wieder in irgend ein Versteck sich geflüchtet habe; indeß er zeigt sich nicht, wir durchstreifen das Gebüsch; Alles umsonst, Doctor Stulpius ist nirgends zu finden. Endlich

nimmt mein Nachbar sein spanisches Röhrchen im Grase wahr, und entdeckt hinter drei alten, ehrwürdigen Frauen, die da saßen, und Caffeh tranken, einen von den gespitzten Stiefeln des Aesculap. Gleich packt er diese Erscheinung fest, und siehe, der Verfasser der Abhandlung von der Bravour duckt zusammen gekauert hinter den drei weiblichen Incunabeln, die sich ein wahres Vergnügen daraus gemacht hatten, den blonden und feuerrothen jungen Mann mit den gespitzten Stiefeln zum Versteck zu dienen.

Wir konnten uns des Lachens nicht enthalten, und der Doctor konnte sich einer bescheidenen Ohnmacht nicht enthalten. Die drei Antiquitäten nahmen sich jetzt menschenfreundlich seiner an, erquickten ihn mit einem Glase Wasser, und stopften ihm sehr viel Schnupftabak aus ihren drei Dosen in die medicinische Nase. Wir ließen nun den Patienten in dieser beneidenswerthen Pflege, und begeben uns wieder zu unserm grünen Weinchen. Da saßen wir denn kaum ein Paar Minuten, als wir bemerkten, daß der Herr Verfasser der mehrbesagten Abhandlung seine Waffen zusammenraffte, den drei Mumienköniginnen vier sehr tiefe Complimente verfertigte, und seitwärts hinter den Bäumen verschwand.

Wir machten uns das Vergnügen, den Helden verschwinden zu lassen, und bekümmerten uns nicht weiter um ihn. Ich aber bekümmerte mich doch um den Doctor Stulpius, das heißt; ich forderte meinen Nachbar auf, sein Versprechen zu lösen, und uns

die Geschichte dieses Heroen und seiner Stirnschramme Preis zu geben. Der Nachbar war bereit dazu. »Ich will mich,« sagte er, »hauptsächlich bei der Ursache der respectgebiethenden Schramme aufhalten, denn darin liegt eigentlich die beste Charakteristik des Herrn Doctor. Hören Sie denn! Des Doctors Vater lebte in der kleinen Residenz eines kleinen Fürsten. Sein Plan war, dem Landesvater den Knaben vorzustellen, aber durch die Intriguen der Höflinge wollte ihm dieß lange Zeit nicht gelingen. Das kränkte den alten Stulpius, der sich nichts vorzuwerfen hatte, als mit dem Feinde in einem freundschaftlichen Briefwechsel gestanden zu seyn, gar sehr. Von diesen kränkenden Empfindungen erfüllt und durch das Bewußtseyn getröstet, sonst ein vortrefflicher Patriot zu seyn, spazirte der alte Stulpius mit seinem Söhnlein eines Tages im Schloßgarten herum, als es plötzlich hieß, der Fürst sei in der Nähe. Richtig! der Fürst war kaum zwanzig Schritte von Vater und Sohn entfernt, und diese beiden letzten Personen standen unmittelbar an der Einfassung eines großen Bassins. Diese Situation erzeugte in dem Gehirn des Herrn Stulpius senior urplötzlich einen noch größeren Gedanken, um nämlich, den Cabalen der Schranzen zum Trotz, die Aufmerksamkeit des Fürsten auf den Knaben zu lenken. Gedacht, gethan! Stulpius senior packt seinen Sprößling bei der Brust, hebt ihn empor, und schleudert ihn herzhaft in — das Bassin. Der Junge stürzte zwar glücklich hinein, vorher aber war er mit der Stirne gar mächtig auf die steinerne Einfassung gefallen!«

„Aha, daher also die Schramme,“ riefen jetzt einige aus der Gesellschaft aus. Der Erzähler aber fuhr fort: „Und das war die Ursache der Schramme — nicht. Geschrei, Getümmel, Zusammenlaufen von allen Seiten; selbst der Fürst kommt herbei; ein Rauchfangkehrer springt in sein entgegengesetztes Element, und der Stulpius junior ist gerettet. Diese geniale Vorstellung hatte zur Folge, daß der Fürst von der Existenz dieses junior Kenntniß erhielt, und ihm in einem Cadettenhause einen Platz gab. Das militärische Wesen sagte aber der liebenswürdig sanften Natur des Zöglings nicht zu; er verspürte etwas Instinct, Medicin zu studieren, und studierte Medicin. Bald darauf brach der leidige Krieg aus; die Studenten schloßen sich muthig an die Vaterlandsvertheidiger an, und der junge Stulpius, der hierzu zwar keinen Instinct verspürte, mußte sich Ehren — oder vielmehr Schandenhalber auch anschließen. Es gab bald Gefechte mit dem Feind, und die jungen Leute thaten sich hervor. Eines Abends hatten diese jungen Leute zu Fuß eine Affaire mit alten Leuten zu Pferd zu bestehen, und büßten dabei viel Mannschaft ein, weil das Terrain sehr ungünstig für sie war. Es regnete Säbelhiebe auf sie nieder, und mancher goldlockige Adoniskopf wurde unbarmherzig gespalten. Auch der junge Stulpius ward scharf mitgenommen, und das war die Ursache der Schramme — nicht. Das Mitgenommenwerden bestand bloß in einigen leichten Contusionen; er kam in's Spital, welche Nothwendigkeit der Patient als studierter Me-

diciner am besten selbst einsehen mußte, und lag da netto bis an den Tag der Friedensproclamation krank darnieder. Nach diesem aber befand er sich wieder sehr wohl, nur sah er sehr blaß aus, denn seine Gesichtsfarbe ist von Natur kreideweiß.

Auf das allgemeine Massakeriren folgte nun wieder das gemeine Studieren, und auch Stulpius kehrte nach der Hochschule zurück. Sold- und Taschengelder hatten sich angehäuft; es ging an ein lustiges, fideles Leben. Unter Andern war ein junges Dirnlein, Florette genannt, eine sehr wirksame Mitarbeiterinn dieses flotten Treibens; die Facultisten balgten sich um sie, und es gab manchen sehr ernsthaften Streit. So geschah es auch, daß ein Freund des jungen Stulpius mit einem Collegen dieses Mägdleins wegen, Händel bekam, und ein Zweikampf festgesetzt wurde. Stulpius ward von seinem Freunde zum Secundanten erkoren, und mußte sich, so schwer es ihm auch ankam, dieser Wahl fügen. Das Duell begann; des Stulpii Freund war aber eine Memme, und entsprang, da er seinen von Wein und Zorn glühenden Gegner einhauend auf sich zukommen sah. Als Stulpius diese willkommene Retirade roch, wollte er ebenfalls Reißaus nehmen; der Gegner aber, nach einem Opfer lechzend, folgte ihm nach, holte mit seinem Hieber aus, und dieß war endlich die Ursache von der respectabeln Schramme auf des Stulpii Schedel.«

»Sollten Sie,« setzte der Erzähler hinzu, »sollten Sie wohl glauben, meine Herrn, daß sich der

also betheilte Stulpius auf dieses Denkzeichen noch etwas einbildete? Die Nothwendigkeit, der er nicht entrinnen konnte, gab er für freundschaftliche Aufopferung aus, und schrieb flugs einen Tractat über die Bravour, den aber kein Mensch lesen mag, weil sie vielmehr eine Abhandlung über die Feigheit ist. Und nun brechen wir auf!«

Wir brachen auf, sahen aber den Doctor Stulpius an unserer Table d'hôte nicht wieder. Späterhin verlautete, er habe sich vor dem Geist im Hamlet so entsetzt, daß er von Sinnen kam, und sich in einem Irrenhause befinde, wo er die Geschichte seiner Feldzüge bearbeite.

Zum goldenen Phönix.

Der Wirthschaftsrath von Kuchenpust kam nach der Residenz. Es war zur Carnevalzeit. Seine Geschäfte waren bald abgethan, und nun wollte er seinem lieben Töchterchen Rosa, das er mit sich genommen, einigen Antheil an den rauschenden Zerstreuungen der glänzenden Hauptstadt vergönnen.

Der Ruf, und seine Herolde, die Zeitungen, erschöpften sich in Lobeserhebungen des Gasthofs zum goldenen Phönix in der Hofstrasse; insbesondere die Bälle sollten heuer gar schimmernde Anordnungen, die süßeste Musik, die erlesenste Versammlung darbiethen, und so schickte denn Herr von Kuchenpust nach einem Entreebillet für zwei Personen. Rosa hüpfte vor Entzücken; man stand en pleine parure

vor dem Spiegel, und Hanns meldete, es sei angespannt, und er werde trotz der finstern Nacht, trotz der schlechten Sträßenbeleuchtung die Hofgasse recht gut zu finden wissen. Man stieg also in die antike Kutsche und Hanns traf richtig in der Hofgasse ein.

Gleich Anfangs derselben strahlt ein mächtiges Haus mit zwanzig hell erleuchteten Fenstern; Hanns hält an, und die Gäste steigen aus. Ein stattlicher Thorwart, die Höflichkeit selbst, tritt ihnen entgegen, macht eine tiefe Verbeugung, lehnt die dargereichte Eintrittskarte ab, und geleitet die Angekommenen zur festlich geschmückten Treppe. Im ersten Stockwerk empfängt sie ein fein gekleideter Diener, nimmt ihre Surtouts ab, und so treten sie in den Saal.

Von Kuchenpust fand gleich beim ersten Anblick, daß der Ruf weit hinter der Wirklichkeit geblieben sei; diese außerordentliche Eleganz und Pracht, diese ausnehmend zierliche Gesellschaft, dieser Reichthum von Edelsteinen und Silbergeräthe: Alles setzte ihn in Erstaunen, und nöthigte ihm Bewunderung ab. Vollends Rosa war wie geblendet; sie hatte gar nicht den Muth, diese brillanten Herrn auch nur anzublicken. Herr von Kuchenpust war so überrascht von dieser ganzen Erscheinung, daß ihm die Komplimente, die ihm gemacht wurden, gar nicht auffielen; aber als ein gebildeter Mann von Gewandtheit fand er sich bald in diese Sitte, und sah sich allmälig in die interessanteste Conversation verwebt.

So verging eine Viertelstunde; da wurde auf-

getragen, und man ſetzte ſich zur Tafel. Die feinſten Weine, die ſeltenſten, köſtlichſten Gerichte nahmen des Wirthſchaftsraths Verwunderung jetzt gewaltig in Anſpruch. Er äußerte ſich hierüber gegen ſeinen Nachbar, die Bemerkung hinzufügend: daß er nicht begreifen könne, wie man im Stande ſei, Alles dieſes für den Spottpreis von zwei Thalern für die Perſon, zu leiſten? Der Nachbar, dieß für Scherz nehmend, lächelte; als ſich aber Herr von Kuchenpuſt nicht enthalten konnte, ſeine Bemerkung zu wiederholen, erklärte ihm jener, daß hier von einem Entrée-Preis wohl keine Rede ſeyn könne, indem der Graf Strahlenbach es bei ſeinen Aſſembleen ſehr übel nehmen würde, wenn ſein Portier ſich beſtechen ließe. Der Graf, ſeinen Namen nennen hörend, wurde jetzt ſelbſt aufmerkſam, und kam mit dem Wirthſchaftsrath unmittelbar in's Geſpräch. Dieſem wird es nun ſogleich klar, daß er nicht im goldnen Phönix, der am andern Ende der Hofſtraße ſei, ſondern in einem herrſchaftlichen Palais ſich befinde. Der Graf lachte, und da Herr von Kuchenpuſt ein ſehr gebildeter Mann war, ſo wünſchte ſich Alles Glück zu dieſem komiſchen Irrthum. Für den Wirthſchaftsrath hatte es noch die angenehme Folge, daß er ſeine Anſtellung, deren Zeit bei ſeiner eigenen Herrſchaft abgelaufen war, bei dem Grafen Strahlenberg erhielt, in deſſen Dienſten zu ſeyn er ſchon längſt gewünſcht hatte.

Der schöne Arm.

Warum hätte ich nicht spazieren gehen sollen? Der Abend, obschon tief im October, war superb. Auch hatte ich dieses Genf nur bei Tage gesehn, und bin stets der Meinung gewesen, der Eindruck, den eine Stadt auf uns macht, sei nicht rein und vollständig, wenn man sie nicht auch nächtlicher Weile durchstreicht und betrachtet. Zudem hatte ich im Gasthofe zur Wage gegen das Princip des Gleichgewichts etwas zu reichlich soupirt, und den Neufchateler gar zu köstlich gefunden. Ich ging also, um zu sehen; ich wallte auf dem malerischen Wall nächst dem Theater. Dieß war um halb eilf Uhr, und für die ganze Schweiz, wie für das regere Genf, schon spät, wie es seit einiger Zeit auch für das nicht minder rege Wien schon spät, ja schon sehr spät ist.

Ich konnte aber nicht auf den malerischen Wall gelangen, denn die Erscheinung einer Person mit einer Laterne zog mich von meinem projectirten Wege gänzlich ab. Es war wirklich nichts als Neugier und ein wenig vinalischer Uebermuth, eine unschuldige Aufgeregtheit, daß ich dieser Person folgte; ich kann das versichern. Wie hätte ich denn in der ziemlich bedeutenden Entfernung sollen unterscheiden können, ob die Person generis feminini oder masculini sei? Und, wie ich gesagt und versichert habe, Neugier und Gesprächdrang waren die Ursache; ich weiß dieß noch recht deutlich. Wie ich also näher komme, sehe ich zu meiner Verwunderung, daß die Person ein Frauenzimmer ist. Sie ging genau mitten

in der breiten Straße, gerade im Rinnſal, was ich ſeltſam fand, und hielt die Laterne mit ausgeſtrecktem Arme weit vor ſich hin. Ich bin ein großer Freund und Kenner ſchöner Arme, und dieſer Arm kam mir ſehr ſchön vor, auch der ganze Bau dieſer leuchtenden Perſon kam mir ſehr ſchön vor, denn der Arm gehörte ihr an. Die Geſtalt ſchlank, die Haltung imperiös. Alles prächtig; das Geſicht ohne Zweifel ſo reizend, wie der Arm — aber der verdammte große Hut, und die verdammte Laterne: plötzlich löſcht ſie aus. Doch ich hätte bald vergeſſen, verſichert zu haben, daß bloße Neugier (nein! bloße Neugier war es auch nicht) und Geſprächdrang mich dieſer Perſon nachgeführt hatten, ich muß alſo ſagen: der Hut und die Laterne kümmerten mich gar nicht, auch nicht der Arm, ſondern einzig und allein um einen zeitkürzenden Discurs war es mir zu thun. Ich ſprach ſehr viel, weiß aber nicht mehr genau, was ich ſprach; die Perſon, das iſt, die Dame, ſprach ſehr wenig, aber natürlich mit Geiſt. Ich fing an, ſie wegen dieſes Geiſtes hochzuſchätzen, und deßwegen zu verehren, weil ſie mich in meiner Beredſamkeit nicht unterbrach. Nur ärgerte mich, daß ſie noch ſchneller ging, als ich ſprach; ihre Schritte griffen ungeheuer aus; ich keichte. So waren wir bereits eine gute Viertelſtunde gewandelt; die Dame mit ihrem Siebenmeilenſchritte, ich in kurzen Sätzen neben her. Endlich in der Straße Jean — Jacques — Rouſſeau, vor dem Hauſe, in welchem dieſes glänzende Genie geboren wurde, nahm ich Gelegenheit des Keichens halber anzuhalten, und machte

der Dame mehrere Complimente. Ich that einige Fragen rücksichtlich dieses berühmten Genferbürgers an sie; aber wie erstaunte ich, zu sehen, daß sie gar nicht wußte, wer der Mann eigentlich gewesen sei. Sie begnügte sich damit, mich zu versichern, daß Rousseau ganz gewiß nicht zur Zunft der Uhrmacher gehört habe. Ich nahm dieß natürlich für Scherz, und die Dame ersuchte mich, meine Uhr repetiren zu lassen. Als dieß geschehen war, sagte sie mit unnachahmlicher Grazie die sinnreichen Worte: „Das ist spät, theurer Freund!“ und setzte ihren Weg weiter. Ich mit, versteht sich. Es war halb zwölf, als wir bei dem Hause der Dame eintrafen, und mir war vorgekommen, als seien wir mehrmals durch die nämlichen Straßen gegangen. An dem Hausflur fragte ich, ob ich bedauern oder mich freuen solle, daß wir bei ihrer Wohnung angelangt sind. Es kam mir vor, daß die Person mit dem schönen Arm mich nicht verstehe.

Ich muß mit dieser interessanten Dame in ein außerordentlich tiefes Gespräch verwickelt gewesen seyn, weil ich plötzlich mitten in ihrem Zimmer stand, und mitten auf ihrem Sopha saß, ohne mich zu erinnern, wie es zuging, daß ich dahin gekommen. Aber ich sah sehr deutlich ein, daß der Anstand es gebiethe, mich zu entfernen. Ueber diesen Gegenstand sprach ich viel, erhielt aber zu meinem Vergnügen keine Antwort. Hingegen blieb zu meinem Mißvergnügen die Stube immer noch ganz dunkel; auch nach dem Arm der interessanten Dame tappte ich vergebens umher, und nun erklärte ich mir ihr Stillschweigen. Ich fing an, sehr besorgt um sie zu werden,

und gelegentlich auch um mich selbst; denn was sollte das Alles bedeuten? Ich warf mir Unvorsichtigkeit vor, schimpfte laut auf die Wage, wie auf den Neufchateler, hielt meinen Stiletstock recht fest, und drückte mich, der Wand nach, gegen das Fenster zu, um die äußere Localität zu recognosciren. Es ging diese lächerliche Expedition aber so unglücklich vor sich, daß ich eine Glastafel zerschlug, worauf in wenigen Augenblicken der Schein eines Lichtes in's Zimmer brach. Dieser Schein kam von dem Thürfenster herein. Gleich lehnte ich mich mit dem Rücken an die Wand, und zog, auf Alles gefaßt und vorbereitet, meine Waffe.

Kaum hatte ich mich also in Positur gesetzt, als ein langer, hagerer Kerl mit einem Lichte in der Hand zur Thüre herein trat. Wie er meine blanke Waffe wahrnahm, langte er ganz ruhig von dem Repositorium oder der Thüre ein Pistol herunter, und trat mir bis auf drei Schritte näher. Verdammt, dachte ich, das ist sicherlich der Herr Gemal! Jetzt stellt der Mensch das Licht auf den Tisch, macht mir eine kurze Verbeugung und ladet mich ein, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Das thue ich, und er setzt sich mir gegenüber. Er fixirt mich einige Augenblicke, legt die Pistole bei Seite, und ich, dieß gewahrend, stecke das Stilet in die Scheide. Hierauf nimmt der große, hagere Kerl eine Prise Tabak, und dann das Wort: »Ich hatte,« sagte er mit höflichem Tone, »die Gefälligkeit, mich von Ihnen, mein Herr, begleiten zu lassen.« »Wie?« rief ich verwundert aus, »Sie sind die schlanke Dame

mit dem schönen Arm, mit dem großen Hut und der schlechten Laterne? Sie selbst? Unmöglich!« »Ganz gewiß ich selbst, mein Herr,« entgegnete ruhig lächelnd mein vis à vis, »ich selbst. Also, da ich die Gefälligkeit hatte, mich von Ihnen begleiten zu lassen, fordere ich jetzt einen Gegendienst von Ihnen.« »Worin soll der bestehn?« »Ihre Uhr, mein Herr, mit dem schönen Schlag, der aber etwas matt ist, die geben Sie mir zum Ausbessern, und schaffen sich dafür eine andere an. Sollten Sie sich aber nicht von ihr trennen wollen, so stehe ich Ihnen recht gern in sofern zu Diensten, als ich zwei Louisd'or dafür annehme. Das ist so meine Weise,« setzte der Gauner ganz naiv hinzu; »ich bin hier Uhrmacher; das Geschäft geht schlecht; denn die ganze Welt findet unsere guten Uhren zu theuer. Nun aber habe ich einestheils nur zwei geringe Kunden, anderseits aber acht schwere Kinder. Was ist da zu thun? Man muß raffiniren. Und ich habe einen neuen Industriezweig ergriffen. Sie selbst gingen in die Falle, denn wenn Sie auch ein Fremder sind, so werden Sie wohl vom Hörensagen oder von irgend einem Lohnlakei wissen, daß nur eine gewisse Classe von Frauenzimmern des Nachts ganz mitten in der Straße zu gehen pflegt; denn dazu sind sie angewiesen, müssen auch eine Laterne vortragen. Ich sehe übrigens wohl ein, daß Freund Bacchus Ihnen einen kleinen Streich gespielt hat, und will deßwegen auch in meiner Forderung billiger seyn. Doch Ihr Wort, daß Sie mir nicht schaden, und in meinem Gebieth reinen Mund halten.«

Das war nun freilich ein curioser Aufschluß,

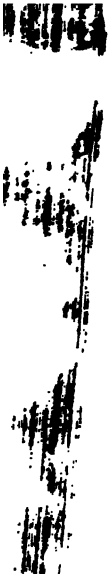
und ich verwünschte meine unschuldige Neugier und meinen unzeitigen Schönheitssinn. Ich gab also mein Wort und zwei Louisd'or dazu. Die Erdame war damit zufrieden, und ersuchte mich, ein Gläschen Punsch mit ihr zu trinken. Dieß ließ ich mir gefallen. Die schönen Arme bereiteten schnell vor meinen Augen eine kleine Bowle, und ich ließ mir diesen unverhofften Nachttrunk recht wohl schmecken. Wir lachten über das Abenteuer, und das so unbefangen, als etreffe es einen Dritten. Dann begleitete mich der Mann, wie ich vorher ihn, durch mehrere Umwege bis nahe an mein Gasthaus, und wir schieden als gute Freunde.

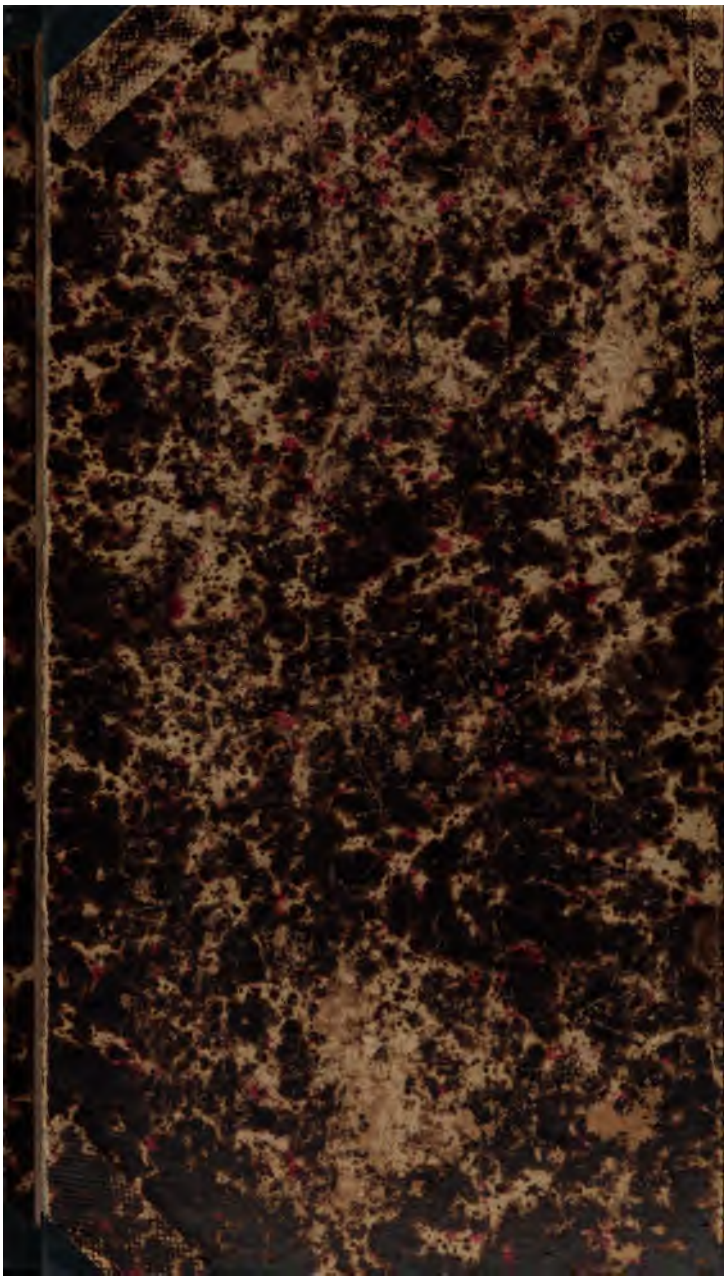
Uebrigens versteht es sich von selbst, daß dieses ganze Geschichten nicht wahr ist, denn es ist erlogen; vielleicht aber ist es doch nicht so ganz erlogen. Auf alle Fälle aber kann es den Reisenden als ein kleiner Spiegel der Vorsicht dienen; denn die Reisenden, wenn sie nicht gerade sehr alte Herrn sind, pflegen wohl auch zu sehen, wie sich eine fremde Stadt zur Nachtzeit ausnimmt; und nehmen sie ein einzelnes, verlassenes Frauenzimmer wahr, so sind sie wohl so complaisant, solches nach Hause zu geleiten.

Inhalt.

	Seite
Reise von der Dachkammer und dahin zurück	5
Selbstbiographie eines Buches	13
Vom Frieden bis wieder zum Frieden	16
Der Strick	20
Gift und Gold	26
Die Fata	28
Nemesis	36
Die Erscheinung	44
Herr von Sterling cum suis	45
Die Versucherinn	56
Chevalier Charmant und Gräfinn Superbe	57
Der Schein trügt	63
Der alten Roma Geist an die Enkel	73
Winckelmanns Schatten an die Manen des Plinius	76
Der sehende Blinde	101
Don Juan, der Giftmischer	103
Die Geopferte	109
Lina's Trost	111
Die Mahlzeit	114
Der verliebte Marchese	116
Der Stelzfuß	125
Herr Talimaßel, der gute Freund und der böse Feind	131

	Seite
Herr von Selbander als Doctor medicinae	137
Der Himmelsbräutigam	139
Tryas des Lebens	140
Der Pferdekinnbacken	144
Alix und Berenger	150
Die Reiſefrucht	176
Die Uebergänge	182
Die Shawl-Verloſung	183
Des Eiſens Erſchaffung	201
Das Schöne, das Gute	203
Die beiden Brüder	204
Das Almoſen	209
Noch eine Bitte	213
Erlkönigs Kuß	214
Das Quid pro quo im Plural	215
Der gute Wirth in der höchſten Potenz	240
Die drei Blutmaler	245
Welcher hat Recht	251
Dem Reiter-Regiment Hohenzollern	263
Waſſers Gedanken	263
Fatalität eines Menagerie-Directors	264
Schmulchen und Julchen	299
Das Cabriolet	271
Welcher iſt der Herzhaftere?	277
Die Schramme	278
Zum goldenen Phönix	286
Der ſchöne Arm	289



Stanford University Libraries

3 6105 023 588 366